This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

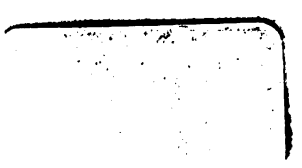
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573922 1



C. Viebig

Kinder der Eifel

Novellen

Fünfte Auflage

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1903

REIS: M 3.50

Kinder der Eifel

Verlag von Egon Fleiſchel & Co., Berlin W

Es erſchien von

C. Viebig

Romane

Rheinlandstöchter

Dilettanten des Lebens | Das Weiberdorf
Es lebe die Kunſt | Die Wacht am Rhein
Das tägliche Brot | Vom Müller-Hannes

Novellen

Kinder der Eifel.

Vor Tau und Tag | Die Roſenkranzjungfer

Theater

Barbara Holzer. Schauſpiel | Phariſäer. Komödie

Kinder der Eifel

Novellen

von

C. Viebig

Fünfte Auflage

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1903

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
911963
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1919

Alle Rechte
beſonders das der Überſetzung
vorbehalten

Inhalt

	Seite
Simſon und Delila	1
Am Totenmaar	117
Der Oſterquell	139
Die Schuldige	155
Das Miſeräbelchen	243
Die Cigarrenarbeiterin	255
Margarets Wallfahrt	275

Simſon und Delila

Auf der Landſtraße von Manderſcheid nach Kyllburg, eine halbe Stunde von der Neumühle im Grund, knarrt langſam ein Wagen bergan.

Es iſt heiß, Hochſommer.

Auf dem Rücken des Pferdes kleben Schmeißfliegen, ſie bohren ſich ordentlich in das braune Fell ein. Das geplagte Tier ſchlägt ungebärdig nach rechts und links und wirft den langen Schweif über die Stränge.

„Hott — harrüh!“ Der verſchlafene Fuhrmann iſt abgeſtiegen und fuchtelt nun mit der Peitſche durch die Luft. „Harrüh, Brauner! Vermaledeites Schmeißzeug! Jeß, es dat en Hitz!“

„Jao, jao!“ Sein Begleiter, ein Eifeler Bäuerlein im blauen Leinenkittel, die Hotte auf dem Rücken, wiſcht ſich mit der flachen Hand den Schweiß ab, der ihm, mit Staub vermengt, grau und langſam übers Geſicht ſickert. „Waor maacht Ihr heit, Mittler? Noach rum nach Kyllburg? Dat es en heiß Dour for Eier Peerd!“

Auf der Landſtraße von Manderſcheid nach Kyllburg, eine halbe Stunde von der Neumühle im Grund, knarrt langſam ein Wagen bergan.

Es iſt heiß, Hochſommer.

Auf dem Rücken des Pferdes kleben Schmeißfliegen, ſie bohren ſich ordentlich in das braune Fell ein. Das geplagte Tier ſchlägt ungebärdig nach rechts und links und wirft den langen Schweif über die Stränge.

„Hott — harrüh!“ Der verſchlafene Fuhrmann iſt abgeſtiegen und fuchtelt nun mit der Peitſche durch die Luft. „Harrüh, Brauner! Vermaledeites Schmeißzeug! Jeß, es dat en Hitz!“

„Jao, jao!“ Sein Begleiter, ein Eifeler Bäuerlein im blauen Leinenkittel, die Hotte auf dem Rücken, wiſcht ſich mit der flachen Hand den Schweiß ab, der ihm, mit Staub vermengt, grau und langſam übers Geſicht ſickert. „Waor maacht Ihr heit, Mittler? Noach rum nach Kyllburg? Dat es en heiß Dour for Eier Peerd!“

„Hoa, hoa!“ Der Kutſcher iſt, ohne zu antworten, plötzlich geſprungen und hat den Braunen feſter am Zügel gepackt. „Willſte ruhig giehn, dau Beeſt, wat michſte for Fiſematenten?!“

Das Pferd hat einen Satz zur Seite gethan, daß die ſchweren Säcke auf dem Wagen durch einander fallen, als ſeien ſie Bälle, und das Mehl, mit dem ſie gefüllt ſind, wie Puder durch alle Poren der groben Leinwand ſtäubt.

„Brr, Alder, brr!“ Mit Anſtrengung zerrt der Fuhrmann das Gefährt vom Rand der Straße zurück, denn ſteil geht's zur Rechten hinunter; man ſieht in ein Meer von grünen, breitäſtigen Wipfeln, ohne Weg und Pfad zieht ſich ein Gewirr von Buchen und Tannen hinan.

Dort hat's gerauſcht! Aber kein Haſe, kein Reh — ein großer, breitſchulteriger Mann in Förſtertracht ſteht plötzlich auf der Straße und lacht, daß es durch die ſtille Mittagsluft dröhnt:

„Seht Ihr, Mittler, das kömmt dervon, wenn mer ſich verſchwätzt und net Obacht giebt! Net viel gefehlt und der Gaul hätt' probiert, wie et da unten is — Schlafmützen, paßt doch auf! Wenn Ihr im Winter Holz ſtehlt, könnt Ihr de Augen beſſer aufſperren!“

„Dän Hähr Fechter!“ Die beiden reißen die Mützen vom Kopf: „Guden Dag, Hähr Fechter!“

Der Angeredete rührt läſſig mit der Hand an den Jägerhut, zieht den Riemen der Flinte feſter an und

ſchreitet ohne weitern Gruß mit ſtarken Schritten über die Straße; jenſeits im Gebüſch verſchwindet er.

Der Fuhrmann ballt die Fauſt hinter ihm drein: „Dau Schinner — dau Schinnaos! E ſu de Leit zo erſchrecken —“ Und dann das Pferd klopfend: „Ruhig, Alder, ruhig!“

„Jao, jao, e ſu es hän!“ Das Bäuerlein ſeufzt und nickt kummervoll mit dem Kopf: „Uns Könner därfen net mieh in de Wald giehn, for Beeren zo ſochen; dän alde Fraleiten, de Streiſel raffen, ſchmeißt hän de Hotten om on om, ſe kennten wat Onrechs drein verſtoch haon! Mer darf och ke bißche Gras mieh for de Ziegen afſchnieden — on ſu es hän alleweil, alleweil kujoneren! Unſen alden Hähr Fechter, dän waor anners — jao, jao, e ſu en Kreiz!“

„Laoßt ſin.“ Der Fuhrmann legte dem Seufzenden die Hand auf die Schulter: „Laoßt nor ſin, dän Pantenburg, dän krit ſin Afzahlung, ſu waohr ech Johann Mittler heeßen — dat Söhnche, dat Söhnche, dat gitt naoch ebbes! E ſu ne Jong han ech noach net geſiehn! De gans Dag es hän im Wald; ſtatts in de Schul zo giehn, ſtrawätzt hän erum, ke Boom es em zo heih. Sei'm Vatter ſtritzt hän de Haſen für der Naos fort on ſchenkt ſe de arme Leit; dän Hubert kann ald dat Schießen ſo gud als dän Alden ſälwer, on e ſu forſch es hän — on e ſu — ech weeß net wie! De Mäderchер kucken als noach em, on hän es noach net gefirmt. Aogen haot hän e ſu ſchwarz wie Vogelkierſchen. Letzt haon ech em geſiehn

ze Himmerod on ze Großlittgen, hän es öweral bekannt. Mit ſei'm Vatter duht hän ſech net verdraogen; dän haot em alb ſu geſchlaon, dat hän net mieh ſtiehn kunnt, äwer dä Jong es net zo ännern. Dat es en Mosjeh! Aewer mer haot em doch e ſu gären — et ſoll mech wunnern — dat gitt noach ebbes — hoa, harrüh!"

Man war auf der Höhe, der Weg teilte ſich in zwei Straßen. Geradeaus die breite Chauſſee, zu beiden Seiten von Hochwald geſäumt, führte nach Kyllburg; hier links ſtand ein Wegweiſer: „Abtei Himmerod" und darunter in kleinerer Schrift: „Forſthaus".

„Lao wohnt hän," ſagte der Fuhrmann und wies mit dem Peitſchenſtiel hinüber zu dem Tannenbeſtand, der ſich tiefdunkel nach links erſtreckte.

„Jao, jao." Der andere nickte; dann ging's mit Hott und Harrüh die breite Straße entlang. Noch knarrte der Wagen, noch knallte die Peitſche, dann war's ganz ſtill im mittäglichen Wald.

* * *

Die Wipfel der hohen Tannen ſtehen in Glut getaucht, wie goldene Thränen ſickert Harz am Stamm nieder; auf dem Fußpfad aber, der ſich unter den breiten Behängen durch ſmaragdgrünes Moos ſchlängelt, iſt kühlſte Dämmerung. Eidechſen huſchen über

den Weg, ein Eichkater lugt mit klugen Augen vom Aſt. Kein Menſchenlaut, kein Hüttenrauch, auch kein Vogellied; Singvögel ſind ſelten im Eifelland, nur die bräunlichen Häher mit leuchtend hellblauen Flügelbinden jagen einander mit mißtönendem Schrei um die Stämme.

Eine große Einſamkeit!

Schier endlos ſcheint der Kunowald, der ſich von Manderſcheid nach Himmerod und weiter gen Wittlich zieht — Buchen, Eichen, Tannen, vielhundertjährige! Bäume, Bäume, nichts als Bäume — und Hügel, Hügel, rundgewölbte Eifelhügel, wie Kuppen auf das Hochplateau geſetzt. Das Auge verliert ſich im Gewirr von duftig blauen Schluchten und waldigen Bergrücken, hin und wieder ein Stück Heideland, mit rötlichem Teppich gedeckt.

Nichts rührt ſich, das Wild hält ſich verſteckt, die Tannen ſtrecken die breite Äſte ab, keine Nadel fällt.

Horch, eine Kinderſtimme! Sie ſingt:

„Heija, bombaija —
Wann annere Könner ſpiele giehn,
Moß ech bei der Wiege ſtiehn:
De Wieg' gieht nor:
Rube—be—bub, rube—be—bub —"

„Ha, ha — ha, ha, ha!"

Der Geſang hatte geendet, ein luſtiges Lachen folgte, hell und übermütig klang es durch die Stille,

dann rief eine Knabenſtimme: „Noach ehs, Suß, ſing noach ehs!“

Der Geſang hub wieder an:

„De Wieg' gieht nor:
Rube—be—bub, rube—be—bub —“

„Rube—be—bub!“ Beide Stimmen nahmen den Refrain auf, dazwiſchen ein Lachen, als wollten die Kehlen erſticken.

Schräg blinzelten die Sonnenſtrahlen hinter die dichte Wand von jungen Tannen. Dort in der kleinen Mulde, halb verdeckt von rieſigen Farnwedeln, ſaß ein Mädchen, ein ſchlankes, halbwüchſiges Ding. Der grobe Rock hing ihr zerfetzt um die braunen, mageren Beine, den wildſträhnigen Kopf hatte ſie an einen Stamm zurückgelehnt, grüngoldene Lichter huſchten über das lachende Geſicht. Sie wiegte ſich hin und her, daß der Bube in ihrem Schoß ſacht geſchaukelt wurde; ſeinen zerzauſten Lockenkopf hielt ſie in den Armen.

„Rube—be—bub, rube—be—bub — pardauz!“ Sie warf die Beine plötzlich heftig auf die Seite, daß der Knabe von ihrem Schoß zur Erde kollerte; im Nu ſaß er wieder aufrecht und riß die Lachende an ſich.

„Rube—be—bub!“ Er faßte ſie um den Hals und zog ihr Geſicht an das ſeine.

„Rube—be—bub! —“ Sie hielten ſich umſchlungen, und hin und her wiegend, küßten ſie ſich. Immer

wilder wurde das Wiegen, immer ſtürmiſcher das Küſſen, ſie lachten wie die Tollen. Der Schweiß lief ihnen über die glühenden Geſichter — nun hatte es ein Ende, ſie konnten nicht mehr. Der Bube ließ das Mädchen fahren und warf ſich mit einem tiefen Seufzer der Länge nach ins Gras: „Ah!“ Er verſchränkte die Arme unterm Kopf und ſtarrte mit den ſchwarzen Augen hinauf zum tiefblauen Himmel.

„Suß, erzähl noach ebbes!“

„Ech weeß neiſt mieh!“

„Willſte mer gleich ebbes erzählen — willſte; Suß, dau frech Dingen, ech köße dech ſons mausdub!“

„Ne—e, ne — ha, ha!“ Ihr Rock flog ſchon um den nächſten Stamm. „Feng mech, Hubert, feng mech!“ Die nackten braunen Füße huſchten durchs Gras, die wilden Haare wehten ihm dicht vorm Geſicht — nun war ſie weg, er ihr nach, zwiſchen den Tannen durch ging die Jagd. „Feng mech, Hubert, dau kriehſt e Kußchen!“

Huſch, die Farnwedel knickten — nun war ſie hier — nun dort! Hinter jenem Stamm blitzten ihn ihre kecken Augen an — da — ihr Rock hing feſt — mit einem Jubelſchrei ſprang er auf ſie los:

„Halali!“ Schon ſtreckte er die Arme aus — plötzlich wurde ihr lachender Blick ſcheu, ſie hob warnend die Hand — ein Ruck, ein paar Fetzen hingen am Geſtrüpp, ſie ſelbſt war im Buſchwerk verſchwun-

den. Vor dem Knaben ſtand die hohe Geſtalt des Förſters.

„Marſch fort, nach Haus, Rumtreiber! Wer war das Mädchen, das eben fortlief?“ Die Stimme des Vaters grollte, er packte den Sohn am Kragen und ſtieß ihn vor ſich her. „Wer war das? Sag!“ Die kräftige Fauſt ſchüttelte den Buben. Keine Antwort. „Willſte et gleich ſagen?“

„Nein!“ Der Knabe ſtieß es zwiſchen den Zähnen hervor.

„So, du Strolch, denkſte, ich weiß et net? Ich ſag' der, treff' ich dich noch emal mit der Suſanna Endenich, ich ſchlag' der alle Knochen im Leib entzwei un ihr auch. Dat ſollt' mer fehlen, mein Jung ſich mit dem Bettelmenſch herumtreiben — haſte mich verſtanden?“

Der Bube ſenkte den Kopf, eine tiefe Röte war ihm langſam in die Stirn geſtiegen, ſeine niedergeſchlagenen Augenlider zuckten, aber er ſagte nichts.

„Haſte mich verſtanden? Antwort!“ Ein ermunternder Puff traf den Knaben in den Rücken.

„Ne — de Suſanna Endenich is ke Bettelmenſch!“

„Kein Bettelmenſch?“ Der Vater lachte rauh. „Hör einer! Wer hat kein Brot im Dorf, wem fällt das Dach überm Kopf zuſammen, wer geht in den Wald und ſtiehlt Holz? Da heißt es gut: mer ſuchen Beſen-

reis! Wer legt Schlingen für de Haſen? Wer läuft in Lumpen? No, ſag!"

„Se ſein arm!"

„Arm — ha, ha — arm?! Bettelpackaſch ſind ſe all zuſammen, der alte Endenich, ſein Madam ſamt der kleinen Brut — das hat jetzt en End! Hubert, ich ſag' der in allem Ernſt, du gehſt mer net mehr zum Beſenbinder Endenich — und das Mädchen läßte laufen, ſonſt —" Der Förſter mäßigte plötzlich die erhobene Stimme: „Gut, daß de zu Micheli gefirmt wirſt, ich bring' dich rum nach Wittlich zu Kaufmann Kortz in de Lehr — dann hat die Lumperei überhaupt en End!"

„Mech — mech?" Der Sohn hob den Kopf, wie Todesangſt flog es über ſein Geſicht. „In de Lehr — in de Stadt — fort aus em Wald?!" Er atmete tief, mit einer heftigen Bewegung griff er nach der Hand des Vaters. „Net in de Stadt, net in de Stadt — ech giehn net daor! Ech will net an Kortzen!" Des Knaben Lippen zitterten, er preßte ſeine beiden Hände feſt um die ſchwielige Fauſt. „Ech duhn ales dir zo lief, nor laoß mech hei, laoß mech Fechter gänn!"

„Nix da!" Der Mann machte ſich unſanft los. „Fürderhand bin ich das, ich allein; en unnützen Brotfreſſer brauch' ich net im Haus. Was da, Förſter?! Du denkſt wohl, das is weiter nix als im Wald erum ze lungern? Du wärſt der rechte, da hätten die Holzdieb alle Tag Kirmes un mit den

Wildrern wärſte gut Freund — ne, mein Sohn, du gehſt nach Wittlich, Kortz wird dir ſchon Conduiten lehren bei de Siropfäſſer — punktum, ſag nix mehr — punktum!“

Das letzte Punktum dröhnte durch den Wald, wie ein Echo hallte es aus den Tannen wider. Vor des Knaben Augen ſchwankten die grünen Bäume hin und her, ſie winkten ihm. Wie war die Sonne ſo golden, die Luft ſo köſtlich! Seine Bruſt dehnte ſich, als wollte ſie zerſpringen — und das alles laſſen? Nie, nie! Sein Fuß ſtampfte heftig den Boden, ſeine Augen blitzten, er ſtemmte beide Fäuſte in die Seiten und warf den Kopf zurück. So ſtand er dem Vater gegenüber.

„Nie — ech giehn net an Kortzen, ech bleiwen im Wald — ſchlao mech dud!“

„Du gehſt net? No wart — heilig Kreuzdonnerwetter, verfluchtes Luder!“ Die Ader auf der Stirn des Förſters ſchwoll, der Jähzorn übermannte ihn; er ſtieß den Sohn, daß er zur Erde taumelte, er trat ihn mit dem Fuß in die Seite, er drückte ihn mit dem Knie nieder und zerrte ungeſtüm am Riemen ſeiner Büchſe, der wie gemacht war, dem Widerſpenſtigen eins aufzuzählen. Der Junge, die Zähne auf einander gebiſſen, gab keinen Laut von ſich, der Schweiß perlte ihm auf der Stirn, er war totenbleich. Schon ſchwang der Vater den Riemen — da — ein blitzſchnelles Sichumwenden, ein Kollern über den Boden — die geſchmeidige Geſtalt rollte den dichten

Gebüſchen am Abhang zu — nun richtete ſie ſich auf die Füße — ein Rieſeln, ein Rutſchen im Schiefergeröll — ein Raſcheln im Laub — ein Brechen von Äſten — fort war ſie!

Der Förſter ſtand allein. Mit wutverzerrtem Geſicht, auf der Stirn die Ader wie ein glühender Streifen, ſtarrte er dem Flüchtling nach. Das war zu viel! Das ſollte er büßen!

* * *

Über acht Tage waren es, ſeit Hubert Pantenburg nicht heimgekommen. In der Förſterei war's ſtiller denn je zuvor. Wie ausgeſtorben lag das weißgetünchte Haus am Waldrand, an der Fahrſtraße, die über Kloſter Himmerod nach den Dörfern Großlittgen und Eiſenſchmidt führt. In früherer Zeit war es hier belebter, da rollte zweimal täglich die Poſt vorüber, der Poſtillon blies das Horn, Fremde ſtiegen aus, um den Waldpfad ins Salmthal hinunter zu wandern und die Ruinen der Abtei Himmerod anzuſtaunen. Jetzt hat der Poſtverkehr einen andern Weg genommen, nur wenige Fußgänger, noch weniger Wagen kommen vorüber. Die Frau Förſterin hatte weiter nichts zu ſehen als die Ebereſchenbäume zu Seite der Straße mit ihrer Laſt brennend roter Beeren.

Sie ſaß hinter den Scheiben und nähte, den ſauber geſcheitelten Kopf tief auf die Arbeit geneigt.

Nun ließ ſie die Hände mitſamt dem Stück Weißzeug in den Schoß ſinken, ſie ſeufzte tief, und eine Flut brennender Thränen ſchoß ihr jäh über die Backen. Erſchrocken blickte ſie um ſich — Gott ſei Dank, er hatte es nicht geſehen! Verſtohlen wiſchte ſie die Thränen ab und hielt ſich die Näherei dicht vor die Augen.

„Heulſte ſchon wieder?“ Wie ſpöttiſch und hart die Stimme des Förſters klang! Er ſaß am Tiſch, ein großes liniiertes Eintragebuch vor ſich. Nun legte er die Feder ſo unſanft nieder, daß ſie ſpritzte und ein Regen ſchwarzer Perlchen über das Papier ſprühte. „Daß de Weiber alleweil flennen müſſen — ſpar dein' Thränen for was Beſſeres — dän frechen Lümmel wird ſchon heimkommen, wann ihn der Hunger treibt!“

„Ach Jeſſes, Willem, red net ſo!“ Die Frau wandte das leidvolle Geſicht ihrem Mann zu. „Red net e ſo! Du has ja ſelber Angſt!“

„Ich?!“ Pantenburg ſprang auf, daß der Stuhl hinter ihm zu Boden polterte. „Mag der — der Rumtreiber im Wald liegen un verfaulen, ich rühr' kein Finger, un kommt er heim“ — er griff ſich heftig in den langen ſchwarzen Bart, und ein drohendes Licht flammte in ſeinen tiefliegenden Augen auf — „dann — dann —“

„Willem, Mann,“ — Annamargret Pantenburg legte ihre verarbeitete Hand auf den Arm des Zornigen — „ſei gut — kuck, ich vergehen vor Angſt!“ Sie brach in ein ſchmerzliches Weinen aus.

Der Mann brummte etwas Unverſtändliches und ſchob mit einem rauhen Griff ihre Hand von ſeinem Arm. Sie faßte wieder danach, ihre Stimme klang flehend: „Willem! Et is unſen Einzigen, denk dadran! Du bis auch emal jung geweſt, er hat was von dir — aber er hat e ſo en weich Herz, en Herz wie Butter, ich kennen et — wann dän Jung ſich en Leids anthut — Willem, da begrab mich nur gleich, ich mag nimmeh leben!“ Sie warf die Arme über den Tiſch, und den Kopf darauf, ein jammervolles Schluchzen erſchütterte ihre ſchmächtige Geſtalt.

Mit ſtarken Schritten ging der Förſter in der kleinen Stube auf und nieder, ſein düſterer Blick traf die Weinende. Ja, da lag ſie über dem Tiſch, das gebrechliche Weib, ein Schatten von dem, was ſie einſt geweſen! Vor des Mannes Gedanken tauchte das friſche, blonde Mädchen auf, das er vor ſechzehn Jahren gefreit — noch gar nicht ſo lang her und die abgezehrte Heulliese daraus geworden! Er zuckte die Achſeln und legte dann die Fauſt hörbar auf den Tiſch: „Jetzt mach en End, Frau! Ich verſprech der, kömmt den Hubert heut oder morgen heim, ich thu' ihm nix.“

Die Weinende antwortete nicht — eine Pauſe — dann fuhr er fort und verſuchte ſeiner Stimme einen verſöhnlichen Klang zu geben: „Annamargret, was meinſt du, wenn mer de dreitauſend Thaler, die du zu Wittlich haſt, auf meinen Namen einſchreiben ließen? Et wär' ſichrer — ich bin bang, wann den

Hubert in Wittlich is un Wind dervon kriegt, der Jung wär' im ſtand, ließ ſe ſich auszahlen un macht da dermit nach Amerika. Et is klüger, Frau, ſe ſchreiben das Geld auf mich, da kann nix paſſieren — was ſagſte, hm?"

„Ne, ne," — die Frau richtete ſich auf und ſtrich mit den zitternden Händen die zerſtörten Haare glatt — „dat Geld is dem Hubert —"

„No, natürlich," unterbrach ſie der Mann haſtig, „das verſteht ſich, aber ich mein' nur wegen der Sicherheit —"

„Ne, laß nur, das Geld is ganz gut e ſo eingeſchrieben, ich will nix ändern."

„Wie de willſt — Weiber ſind allemal dumm!" rief der Förſter grob und griff nach der Thürklinke; ſchon im Hinausgehen wandte er ſich noch einmal um: „Alſo, wann dein Hubert heut oder morgen kömmt, ſoll et vergeſſen ſein, aber ſonſt —." Er machte eine bezeichnende Handbewegung und warf krachend die Thür hinter ſich ins Schloß.

Die Frau war allein. Sie ſank auf den nächſten Stuhl und faltete die Hände in einander, mit brünſtigem Flehen richtete ſich ihr Auge nach oben: „O, du mein Heiland, mit deinen blutigen Wunden, du ſüßes Herz Jeſu, erbarm dich mein um deiner hochgebenedeiten Mutter willen! Meine Bruſt iſt zerriſſen, als ſeien ſieben Schwerter drein — o Jeſus, Maria, Joſef, mein Kind, mein Kind! Wo is er, was thut er? Ich ſuch' ihn mit Thränen. Maria, Mutter-

gottes, laß du mich ihn finden! Ich gelob' der eine Wallfahrt nach Kloſter Buchholz, ich geloben der zwei Wachskerzen ſo dick wie en Arm — Hubert, Hubert, wo biſte? Komm zu mir!" Sie ſtreckte ſehnſüchtig die Arme aus. „O, du mein Schmerzenskind, komm wieder, komm zu deiner armen Mutter! Hubert, Hubert!" Die ausgeſtreckten Arme fielen ihr ſchlaff herunter, ſie ſank in ſich zuſammen; ſo ſaß ſie lange.

Nichts regte ſich im Zimmer, nur die Uhr tickte, an der Scheibe ſummte eine verflogene Biene. Graue Schatten krochen die Wände entlang, es ward dämmerig. Wieder ein Abend da — und er kam nicht!

* * *

Das Abendeſſen im Forſthaus war vorbei, ſchweigend hatten ſich die Eheleute gegenüber geſeſſen.

Der Mann hatte wacker zugelangt, der Frau quollen die Biſſen im Munde.

Nun waren Suppe und Kartoffeln abgetragen, der Förſter ſaß im Lehnſtuhl, das Kreisblatt vor ſich, und ſchmauchte; die Stube war mit blauem Dunſt gefüllt.

In der Küche wuſch die Förſterin die Schüſſeln, ſehnſüchtig glitt ihr Blick dabei durch das kleine Fenſter; es ſchaute hinaus in den Wald, der ſich hier unmittelbar an die Rückſeite des Hauſes drängt. Da

drinnen war er wohl. „O, Hubert!“ Ein leiſes Pochen an der Scheibe ließ ſie zuſammenſchrecken — war das ein Vogel, der vorüberſtreifte? Ein Raſcheln, ein Kniſtern draußen! Sie näherte ihr Geſicht dem Fenſter und ſchreckte zurück: zwei glänzende Augen hatten in die ihren geſchaut, zwei Reihen blendender Zähne ſie angelacht. Wer war das?

Sie öffnete, eine leichte Geſtalt ſchwang ſich aufs Fenſterbrett; im Mondlicht, das zitternd hereinbrach, ſah ſie in ein ſommerſproſſiges, keckes Mädchengeſicht — war das nicht die wilde Suß aus Großlittgen, dem Beſenbinder Endenich ſeine?

„Pſt, pſt!“ Das Kind ſchwang ſich vollends hinein und faßte nach der Hand der Frau: „Kummt, Eier Hubert es hei, hän will Eich ſprechen!“

„Mein Hubert — wo — wo?!“ Die Förſterin riß die Schürze herunter, wie verwirrt fuhr ſie ſich am Leibe auf und nieder. „Kind, wo is hän, wo?“

„Kutt nor!“ Die Kleine wies nach der Küchenthür, haſtig ſchob die Frau den Riegel zurück; ſie ſtanden draußen auf dem ſchmalen Höfchen, zwiſchen Wald und Haus. Im Stall grunzte das Schwein, die Ziegen meckerten dumpf — die Förſterin blieb ſtehen und ſah ſich zitternd um. Wenn er es merkte!

„Kutt nor, mer giehn eloa eröwer,“ drängte das Mädchen und zeigte auf den kunſtloſen Stangenzaun. Wie eine Katze kroch es hinüber, ſchwerfälliger folgte die Frau.

Nun ſtanden ſie im Wald — Gott ſei Dank, drüben im Haus alles ruhig! In der Küche brannte die Lampe im offenen Fenſter, ſie flackerte ein wenig im Zugwind. Welch eine Nacht! Der Himmel voll unzähliger Sterne, wie große, leuchtende Augen blickten ſie nieder, und der Mond, als volle, runde Scheibe, goß ein wunderbares, blauzitterndes Licht über die Erde. Selbſt im dickſten Wald war's nicht ganz dunkel, deutlich erkennbar huſchte die Geſtalt des Mädchens den ſchmalen Fußpfad entlang; die Förſterin folgte, die Hände auf das klopfende Herz gedrückt. In den Büſchen rauſchte allerlei Getier, ein Kauz rief vom nächſten Baum: „Kiwitt — kiwitt!“ Suß lachte und antwortete leiſe, halb rufend, halb ſingend: „Komm met — komm met!“ dann ſprang ſie weiter.

Jetzt waren ſie eine Viertelſtunde gegangen, lautlos, ohne ein Wort mit einander zu reden; die Förſterin kannte den Schleichweg nicht. Plötzlich blieb das Mädchen ſtehen — eine Lichtung im Wald — ſtrahlendes Mondlicht über dem Raſengrund — mitten darauf, wie ein Zauberſpuk, die Ruinen der Abtei Himmerod! Mit einem „Ah!“ hielt die Frau den Schritt an, ſelbſt das ſorgende Mutterherz vergaß für Augenblicke ſeine Ungeduld.

„Gel, dat es ſcheen?“ Suß wies mit einer ſtolzen Gebärde auf den Wunderbau. „Dat haot Ihr noach net e ſu geſiehn, Madam? Jao, wann dän Hubert on ech Geld haon, dann kaafe mer ons dat Klöſterche vom heiljen Bernhard, äwer mer maache

en Schloß daodraus on dän Wald wächſt ringsom! Hui!" Sie ſtieß einen luſtigen Pfiff aus und hüpfte von einem Bein auf's andere; wie ein Kobold tanzte ſie im Mondſchein.

Frau Annamargret ſchlug ein Kreuz: „Heilige Muttergottes, bewahr du meinen Hubert an Leib un Seel!" Faſt widerwillig folgte ſie dem Mädchen.

Immer maſſiger tauchten die Ruinen auf, ungeheuer groß lagen ſie im verklärenden Schimmer; ſie waren der Förſterin noch nie ſo erſchienen. Da war das Rieſenportal, frei, ohne jede Stütze ſtand es im Raſen; über der Thür die Steinurne, daraus ein flammendes Herz lodert, über den Wappenſchildern zur Rechten und Linken ſtatt des Kreuzes kecke Tannenbäumchen. Aus den Ritzen und Fugen der Quadern lange Weidenzweige, wie wehendes Haar. An jedem Blatt, an jedem Hälmchen ſilberne Tautropfen gleich tauſend Juwelen. Fernab rauſcht die Salm — ringsum der Wald, eine dunkle Rieſenmauer — als Dach über allem der Himmel, groß und weit!

„Jao, da ſitzt hän als en Frech im Keller on lauſtert!" Das Mädchen kicherte in ſich hinein und faßte die Hand der Frau: „Ech moß Eich eweil föhren!"

Es ging durchs Portal rechts ab, hohes Gras reichte den vorſichtig Schreitenden faſt bis zum Knie — jetzt ein paar Trümmerhaufen — Schutt, Geröll — man rutſchte, man kletterte — und nun hohe Steinbogen, ein langer, wohl erhaltener Gang, durch

deſſen ſchöne gotiſche Fenſterhöhlen das Mondlicht flutete und der Nachtwind ſäuſelte. Die Förſterin ſchauerte, bis hierher war ſie ſonſt nie geraten.

„Wo ſind wir?“ Sie erſchrak vor der eigenen Stimme, die unheimlich von den Bögen widerhallte. „Was is das?“

„Dän Kreizgang,“ ſagte die Führerin gleichmütig, „on nau böckt Eich, eweil haot hän en End, mer möſſen nau ebbes krabbeln!“ Niedergleitend zog ſie die Förſterin vor ein Loch in der Wand, unheimliche Finſternis gähnte ihnen entgegen, eine ſchaurig kalte Luft ſtrömte heraus.

„O Jeſſes!“ Frau Annamargret ſchauderte zurück. „Da drin is den Hubert?“

„Jao, jao — Ihr haot keen Angſt nebig, hän duht ſchlaofen, ſunſt wär' hän als hei!“ Die Kleine kauerte auf die Füße und duckte ſich, ſie riß die Zögernde mit hinab — ein Rutſchen und Rieſeln von Erde und Steinchen — ein Wirbel von Staub. „Wuptich!“ lachte Suß. Unten waren ſie. Wenig taſtende Schritte im Dunkel, zur Seite ſtieß man an rauhe Wände, es roch nach Moder und Schimmel — jetzt hob ſich das Gewölbe, ſie ſtanden in einem weiten, luſtigen Keller. Ein Feuer brannte in der Mitte, daneben auf Moos und Heu eine Geſtalt am Boden.

Das war er! Mit pochendem Herzen ſtürzte die Mutter vorwärts — da lag ihr Junge, den hübſchen Krauskopf behaglich ins Heu geſchmiegt, und ſchlief ſo ſanft und feſt wie daheim in ſeinem Bett. Die

Röte der Gesundheit glühte ihm auf den Wangen, die vollen Lippen spitzten sich vergnügt, die kräftige Brust hob und senkte sich gleichmäßig.

„Hubert!“ Es zitterte etwas Unbeschreibliches durch das Mutterherz — halb Schreck, halb Freude — sie fiel neben dem Schläfer auf die Kniee: „Hubert!“

Der Knabe öffnete sofort die Augen, sie glänzten freudig; mit einem Laut des Entzückens schlang er beide Arme um die Knieende und drückte seinen Kopf an ihre Brust: „Modder, mei Modder!“

Mit zitternden Händen streichelte Annamargret Pantenburg die verwilderten Locken ihres Sohnes, dann schob sie ihn sanft von sich: „O, Hubert, was machste uns for en Kummer!“

„Uns?! Ne, Modder, dir! O, mei Modder, ech sein e su bang naoch der geweſt — mein Modder!“ Heiße Küsse brannten auf ihren Lippen, ihren Wangen, ihren Augen, dann richtete sich der Knabe plötzlich auf und sah ihr halb bittend, halb trotzig ins Gesicht: „Aewer, Modder, dau durfs mech net verraoden, dau durfs em net saon, wuh ech sein! Ech kommen nimmeh häm.“

„Hubert, Hubert!“ Entsetzt hob sie die Hände: „Böses Kind, red net e so dumm Zeug, was willste hier, was soll aus dir werden?“

„Noa, ebbes sehr Scheenes,“ er lachte sorglos, „en Jäger, Modder!“ Dann verfinsterte sich seine Miene: „Hän haot gesaot, ech mößt nach Wittlich an Kortzen

— ech kann net, ech kann net, ech erſticken hinner der Thek.“ Der Junge griff ſich nach dem Hals, als würge ihn dort etwas, ſeine Augen bekamen einen wilden, geängſteten Ausdruck wie ein Tier, das man in die Enge treibt. „Ech kommen nimmeh häm, hörſte, ech kommen nimmeh häm!“ Eine unbeugſame Entſchloſſenheit brannte in ſeinen Augen, faſt männlich ſtark klang ſeine Stimme: „Ne, nimmeh! On wann ihr mech haalen duht, ech laafen doach widder weg.“

Annamargret Pantenburg ſagte gar nichts; ihre Lippen bewegten ſich nur, als murmelten ſie die letzten Worte mit, ihr Blick hing unverwandt an dem Geſicht des Sohnes. Er gab dieſen Blick zurück, trotzig, herausfordernd, ein noch tieferes Rot färbte ſeine friſchen Wangen. Plötzlich zuckte er, die Mutter ſank in ſich zuſammen und drückte wimmernd ihr Geſicht in die Hände: „Da begrab mich erſt, Hubert — dann kannſte gehn!“

„Modder!“ Er griff nach ihren Händen und zog ſie herunter, ſeine Augen füllten ſich jählings mit Thränen: „Modder, Modder, hör uf, ech kaonn dech net weine ſiehn — Modder — lief goldich Modderche!“

„O, Hubert, du bis mein Einziges auf der Welt, was hab' ich denn ſonſt? Alle Sonne geht weg mit dir, un ich bin wie im Grab. Hubert, du brichſt mir et Herz! Hubert, komm heim, ſei gut, vertrag dich mit em Vater — mein Jung — mein Hubert, hör, was dein arme Mutter dich bitt!“

Sie ſtreckte flehend die Hände aus, der Knabe ſchluchzte

laut; über ſein Geſicht jagten ſich die wechſelnden Empfindungen — Liebe, Furcht, Trotz, Verlangen — aber die Liebe ſiegte.

„Modder“ — ſtockend kam es ihm von den Lippen — „werd dän Fechter mech ſchlaon?“

„Nein, nein!“

„Gewiß net?“

„Ne, ne, gewiß un wahrhaftig net!“

„Modder, äwer an Kortzen —“

„Laß jetzt Kortzen!“

„Aewer an Kortzen giehn ech net, ech giehn net!“ Er zitterte.

„Ne, ne, du ſollſt ja net, es findt ſich alles! Komm nur nach Haus — o, du mein Jung, was hab' ich for Kummer um dich!“ Sie zog ihn an ſich, halb widerſtrebend, halb ſehnſüchtig folgte er, wie betäubt lehnte ſein Kopf an ihrer Schulter. Sie küßte ihm die geſchloſſenen Augenlider und machte das Zeichen des Kreuzes über ihn, dann ſtrich ſie ihm zärtlich mit ſanfter Hand die wilden Locken aus der Stirn; Moos und Heu hafteten drin. „Mein Hubert, wie ſiehſte aus — ſo ſchmutzig — das Wams zerriſſen — mein armer Jung — wart nur, ze Haus thuſte dich rein an, ich leg' der dein Sonntagszeug an 't Bett, derweile flick' ich das andre — mein gutes Kind — un denk der, Hubert, wie wird ſich der Waldes freun un de Diana! Die Hund haben net freſſen mögen, ſeit du fort warſt — gelt, Hubert, du freuſt dich?“ Die Förſterin ſprach haſtig, ohne Atem, dazwiſchen

murmelte ſie Liebesworte, unabläſſig ſtreichelte ihre Hand ſeine Backe.

„Laoß, Modder!“ Er machte ſich frei und ſchritt dem Ausgang zu. „Komm!“

Eilig folgte Frau Annamargret und drängte ſich dicht hinter den Sohn, plötzlich wandte dieſer, wie ſuchend, den Kopf, ſeine Augen ſpähten in die dunkeln Winkel des Kellers: „Suß!“ Er ſtreckte die Hand aus: „Suß, wuh biſte? Adjüs!“ Keine Antwort. Unruhig blickte er umher: „Modder, woar es dat Suß gangen?“

Die Förſterin ſchüttelte den Kopf: „Ich weiß net, ich hab' net auf ſie geacht. Komm jetzt, komm!“

„Ne, ech moß et noach ſiehn. Suß, Suß!“ Laut hallte der Ruf von den Wänden wider. „Et is net mieh hei!“ Hubert ließ enttäuſcht den Kopf ſinken, dann folgte er der Mutter.

Kaum hatten die beiden das Gewölbe verlaſſen, ſo regte ſich's dort am Boden, im entfernten Winkel. Hinter einem bröckligen Mauerreſt kroch das Mädchen vor; es ſprang zum Feuer und ſtieß die Brände auseinander, daß ſie, Funken ſprühend, verlöſchten.

„Dän — dän —“ Suß knirſchte mit den Zähnen, ihre Augen ſchielten böſe. „Hän haot ke Koraſch net — dän Schmachtlapp — dän —“ Sie faßte mit beiden Fäuſten in ihre wilden Haare und riß ſich wütend daran; in ihrem Geſicht zuckte es, als wollte ſie weinen, gleich darauf lachte ſie ſchadenfroh und krallte mit geſpreizten Fingern in die Luft. „Hän

kömmt widder!“ Triumphierend nickte ihr Kopf, dann taſtete ſie beim letzten Verglimmen des Feuers zum Keller hinaus.

* * *

Hubert Pantenburg war zu Gnaden angenommen. Was die Flüche des Vaters nicht vermocht, vermochten die Thränen der Mutter. Frau Annamargret ließ nicht nach. Alle Abend trat ſie an's Bett des Sohnes und flüſterte: „Mein Hubert, gelt, du bis gut, du thuſt dem Vater den Willen?“ Am Morgen ſaß ſie ſchon wieder da. „Mein Hubert, gelt, du thuſt deiner Mutter was zu lieb?“

Kortzen und Kortzen und wieder Kortzen! Sie bettelte und weinte.

Die Seele des Knaben ward wund und müd. Er mochte kaum mehr in den Wald; er ſaß unter den Ebereſchenbäumen an der Straße und ſah mit brennenden Augen den Schwalben zu, wie ſie ſich auf den Telegraphendrähten ſammelten. Die kamen von weit her, vom Rhein, aus den Thälern der Moſel; ſie zogen über die Eifel auf ihrem Flug, ſie enteilten in andere Länder. Die roten Ebereſchen fielen, matt vom Reif, nieder auf die kotige Straße, der Wind zauſte die Blätter — Herbſt!

Hubert Pantenburg kannte ſich ſelbſt nicht mehr. Nun war er gefirmt, nun war er ein erwachſener Menſch, ſagte der Kaplan; und doch hätte er weinen

mögen wie ein Kind. Da kollerte ein braunes Blatt über den Weg, der Wind trieb es dem Walde zu — ja, ach ja, dahin hätte auch er gemocht! Nun kam ein zweiter Windstoß — das braune Blatt ward zurückgetrieben, hin wirbelte es, die Chaussee entlang, über die schmutzige, öde Landstraße.

* * *

„Unsen Hubert ist so verändert," klagte die Försterin. Zitternd stand sie zwischen Vater und Sohn, bewachte jedes Wort, belauerte jede Miene; unzählige Gebete stiegen zur Muttergottes empor.

„Ich werd' ihn schon klein kriegen; siehste, er giebt als nach," sagte der Förster triumphierend und scheitelte mit der Rechten den krausen schwarzen Bart.

Die Eheleute waren mit einander in der Schlafkammer; das Lämpchen brannte matt unterm Spiegel, vor dem Annamargret stand und die Nadeln zur Nacht aus den Flechten zog. Der Mann lag bereits im Bett, sein dunkler Kopf hob sich wie ein Fleck von den blau und weiß karrierten Bezügen; mit halb geschlossenen Augen folgte er den Bewegungen der Frau. Sie hatte reiches Haar von einem sanften, fahlen Blond; nun ihr die langen Zöpfe über den Rücken hingen, sah sie mit der schmächtigen Gestalt fast aus wie ein junges Mädchen. Das Lampenlicht flackerte über ihre milchweißen Arme.

Der Mann im Bett machte eine Bewegung, er richtete ſich halb auf — draußen pfiff der Herbſtwind und rüttelte an den Läden — ſolch eine Nacht war's geweſen, als er mit ſeinem jungen Weib zum erſtenmal im Forſthaus ſchlief! Damals hatte ſie ihm am Halſe gehangen, mit ſchüchternen Lippen ſeine Küſſe erwidert — damals — ja, da war der vermaledeite Bengel nicht, mit dem ſie that wie eine Verrückte! Seit der Bub in der Wiege gelegen, war's aus. Früh verwelkt, unluſtig zu ehelicher Zärtlichkeit, hatte ſie nur Gefühl für den. Und ihr Geld?! Warum hatte er ſie eigentlich geheiratet? Ein cyniſches Lächeln glitt über ſein Geſicht — es gab hübſchere Mädchen mit heißeren Sinnen! Ja, ihr Geld, das hatte ſie dem Bengel verſchrieben, der ihm täglich das Blut in Wallung brachte, der alle Anlagen zum Strolch in ſich trug! Förſter Pantenburg war ehrgeizig, er hielt auf Reputation wie keiner. Der Sohn, der wie ein Zigeuner draußen herumlungerte, der mit des Beſenbinders Tochter Freundſchaft hielt, ging ihm gegen die Ehre — das mußte geändert werden! Und das Geld? Starb ſie, ging er, der Mann, leer aus. Donnerkreuz, das mußte geändert werden!

„Annamargret!“

Die Frau vorm Spiegel fuhr zuſammen, ſie hatte die Zöpfe geſtrählt, dabei mit allen Sinnen gelauſcht, ob droben auf der Bodenkammer nicht wieder die Füße des Sohnes ruhelos hin und her wanderten.

„O Jeſſes, er is e ſo verändert,“ ſeufzte ſie.

„Wer?“

„Nun, den Hubert! Ach, Willem,“ fuhr sie mit plötzlichem Entschluß fort und drehte sich dem Bett zu, „Willem, gieb doch den Gedanken mit Kortzen auf! Et bricht mir 't Herz, wenn ich mei'm Kind immer zureden muß un seh' doch, ich stoß' ihn aus aller Freud — gieb doch den Gedanken mit Kortzen auf, ich bitt' dich hundertmal!“

„Annamargret“ — der Förster dämpfte seine Stimme zu einer ungewohnten Weichheit — „komm emal her!“

Verwundert folgte sie; er zog sie mit dem starken Arm näher heran zu sich auf den Bettrand.

„Was du for schönes Haar hast!“ Er strich ihr mit der freien Hand über den glatten Scheitel und den Rücken hinunter. Verwirrt wollte sie aufstehen, eine tiefe Röte stieg in ihr bleiches Gesicht — das war so ungewohnt!

Der Mann zog sie wieder nieder, jetzt legte er gar den Arm um ihren Leib.

„Annamargret, is denn der Jung alles un alles, machste dir denn gar nix mehr aus mir? Es hat doch en Zeit gegeben, da war dir der Förster Willem net gleichgiltig — weißte, es war en Abend wie heut, da haben mer hier zum erstenmal — hier am selbigen Platz —“ Er faßte sie fester um den Leib und sah ihr mit einem Lächeln in die Augen, das ihr das Blut von neuem in die Wangen trieb. Sie atmete

beklommen. „Gelt, Frau, du haſt et auch net vergeſſen?!“

„Ich — ich —“ Sie ſtotterte, ſie ſchlug die Augen nieder — wie war er nur heut? Trunken war er nicht — aber ſonſt ſo grob, heut ſo freundlich?!

„Komm, Alte!“ Er gab ihr einen herzhaften Kuß, ſie bebte unter der ungewohnten Zärtlichkeit. „Siehſte, laß den Jung nur erſt zu Wittlich ſein, dann ſind wir wieder allein, dann iſt's wie zu Anfang. Wann ich net ewig gereizt werd', bin ich en ganz traitabler Mann, du ſollſt et ſehen, Annamargret!“

„Ach, Willem“ — ſeine Freundlichkeit gab ihr Mut — „ich thu' ja, was du willſt, ich red' dem Hubert Tag un Nacht zu, aber et is mir e ſo ſchrecklich — laß den Jung doch Förſter werden, weswegen denn net?“ Sie faßte bittend ſeine Hand.

„Das verſtehſte net!“ Pantenburgs Geſicht verfinſterte ſich, aber die Stimme behielt den überredenden Klang; ſo redet einer einem Tier zu, wenn es aus der Hand freſſen ſoll und mag nicht. „Glaub nur, ich durchſchau den Hubert klarer wie du. Er hat den Hang zum Lungern, un der Wald is ſein Unglück. Der is net gemacht, den Holzdieben auf de Finger zu paſſen un den Wilddieben eins aufzubrennen, der macht ſelber mit. Er muß weg, et is Ehrenſach for mich!“

„Ach, den armen Jung!“ Die Frau weinte.

„Heulliese!“ schwebte es auf den Lippen des Mannes, aber er bezwang sich. „Ho, ho, wein net!“ Mit der muskulösen Hand fuhr er ihr übers Gesicht und preßte dann ihren Kopf fest an seine Brust, unwiderstehlich fest, sie konnte sich nicht mehr aufrichten. Wie ein geknickter Weidenzweig hing ihm das Weib in den Armen. Er flüsterte ihr was ins Ohr — sie zitterte — sie schauerte.

Am Morgen war es beschlossene Sache, in acht Tagen kam Hubert nach Wittlich. Frau Annamargret wagte den Blick nicht aufzuschlagen; sie kam sich vor wie der eine, der den Heiland verraten hat.

* * *

Es war der letzte Tag vor der Abreise. Hubert Pantenburg schlenderte den oft gegangenen Weg nach Großlittgen. Er blieb viel stehen und sah sich um. Da waren der Wald und die Berge, da war die Abtei mit ihrem Schlupfwinkel — Nebel drüber und blasser Himmel. Hubert wanderte mit finsterem Gesicht. Gestern zum letzten, hatte es noch einen Tanz mit dem Förster gegeben. ‚Vater‘ sagte der Knabe nie. Beim Mittagessen war's, Mutter und Sohn saßen schon wartend am Tisch; rauh lachend war Pantenburg eingetreten und hatte die Thür hinter sich zuknallen lassen: „Den haben mer!“

„Wen?“ fragte die Försterin, halb erschreckt.

„No, den Stehler, den Endenich! Hab' ich doch den Kerl ertappt, wie er oben am Kaiſergarten mit der hochbepackten Schiebkarr voll Laub daherkömmt! Die Sach ſchien mir gleich verdächtig, ich ſchmeiß' em den Krempel um — richtig, liegt drunter Klafterholz un en junger Haſ'! Der Kerl war wie vom Donner gerührt, auf den Knieen hat er gelegen un geheult — das feige Luder! Zahlen kann er die Buß net — no, das Holzſtehlen und den Jagdfrevel wollen wer ihm ſchon eintränken. Der verfluchten Wirtſchaft muß mer en End machen. Auf das Gewinſel von ‚krankem Weib, hungrigen Kinder, kein Brot, keine Arbeit' kann unſereins bei Ehr un Pflicht net hören — mer kennt die Packaſch!"

Unruhig war die Förſterin auf ihrem Stuhl hin und her gerutſcht; ſie ſah, wie eine dunkle Röte dem Sohn in's Geſicht ſtieg.

„Dat is grauſam," ſagte Hubert plötzlich und ſprang auf.

„Was?!"

„Du bis grauſam — de Leit haon recht, wann ſe ‚Schinner' for dech ſaon!"

„Hubert — Hubert!" Die Mutter verſuchte dem Knaben den Mund zuzuhalten. Er machte ſich unſanft frei.

„Schinner!" Seine Augen ſprühten, wie zwei Kampfhähne ſtanden ſich Vater und Sohn gegenüber; auch der Förſter war aufgeſprungen. Seine mächtige Hand langte über den Tiſch — klatſch — eine Ohr-

feige fiel — klatſch — noch eine! Mit einem verächtlichen: „Du Biwak!“ drehte der Mann ſich um und verließ die Stube.

Mit geballten Fäuſten ſtand der Knabe. Er wollte ihm nachſtürzen, ſeine Zähne biſſen ſich auf einander, er zitterte vor Wut; die Mutter hing ſich an ihn. —

Ja, ſo war es geweſen! Das war geſtern, und heute ſchritt Hubert nach Großlittgen zum Haus des Beſenbinders. Suß hatte er lange nicht geſehen. Sie lief vor ihm fort, ſie war ihm böſe. Einmal hatte er ſie getroffen, wie ſie am Wegrain ſaß und Äpfel ſchmauſte.

„Gelt, ſcheene Äppel?“ hatte ſie geſagt und mit den feſten Zähnen in einen hineingebiſſen, daß es knackte. „Ech haon dech eweil net mieh nedig; Schommers Hanni, dän es naoch menem Ehs — on Äppel haot dän!“ Sie hatte ſich lachend auf den Leib geklopft und ihn herausfordernd angeſehen. In eiferſüchtiger Wut hatte er ihr den Apfel aus der Hand geſchlagen und ihren Arm hin und her gerüttelt. Sie war ihm entwiſcht, ſie war davongerannt wie der Wind, er hörte ſie noch ſchreien: „Bleiw mer daobannen, dau Schmachtlappes — dau Schmachtlappes!“

Heut wollte er ihr doch Lebewohl ſagen. In Huberts Seele war eine große Traurigkeit, ein dumpfer Druck legte ſich ihm auf die Stirn. Nun war er an des Beſenbinders Hütte, ſie lag abſeits vom Dorf, ein verfallenes, elendes Steinhäuſchen mit einem tief-

hängenden dunkelgrünen Moosdach drüber. Er ſtieß die Thür auf, drinnen war es halb dunkel; durch das blinde, ſpinnverwebte Fenſterchen fiel ungenügend Licht. Der eine Raum war alles in allem — Koch-, Schlaf- und Wohnſtätte.

Ein elendes, aber nicht häßliches Weib ſtand an dem rohen Steinherd und fachte mit dürrem Reiſig eine ſpärliche Flamme an; bei dem Anblick des jungen Burſchen ließ ſie das Geſtrüpp fallen und brach mit heiſerer Stimme in Verwünſchungen und Klagen aus:

„Dän Schinner, dat Schinnaos! Unſen Vadder haon de Schandarmen alb geſtern Awend afgenommen, Gott weeß, wanneh hän widderkemmt — o, ech arm Dier!“ Sie ſpuckte aus. „Soll em de Kränk in de Bein faohren, däm Fechter, däm Schinner! Wat ſoll ech duhn?! De Könner ſchreien for Brud, ech ſälwer ſein e ſu elendig“ — ſie huſtete erbärmlich — „ech kaonn neiſt mieh verdeenen! Ech haon als e ſu vill gekriſch — Jeßmarijuſep — ech arm Dier — o Jemmich, Jemmich!“

Sie rang die Hände und weinte bitterlich, ein Klagegeheul antwortete; in allen Winkeln wurde es lebendig, mit unheimlicher Geſchwindigkeit kamen zwei größere Kinder angeſtürzt: „Modder, zo äßen, Modder!“ Auf krummen Beinen kam ein drittes angewackelt, ein viertes kroch auf allen vieren heran. „Modder, zo äßen, Modder!“

Das war ein Geſchrei, ein Zerren an den Falten

des armſeligen Rocks, ein Geheul, ein Geſtank nach Lumpen und Elend — Hubert ſchüttelte ſich, ſein Herz krampfte ſich zuſammen. Er zog den Thaler aus dem Sack, den ihm die Mutter als Taſchengeld zugeſteckt, und legte ihn auf den Herdrand; ſchüchtern fragte er: „Is dat Suß net derhäm?“

„O, dat Menſch, de Duſſel“ — Frau Endenich ſchüttelte drohend den Arm — „ech weeß net, woar et gangen es.“

„Adjüs!“ Hubert drückte ſich zur Thür hinaus. — „Pſt — dau!“

Er horchte auf — neben ihm, an der halb verfallenen Hauswand, lehnte die Suß, die Arme untergeſchlagen; mit trägen Augen blinzelte ſie in's Licht.

„Suß, ech giehn fort — morjen. Adjüs!“ Er hielt ihr die Hand hin. Sie ſah ihn einen Augenblick ſtarr an, dann hielt ſie ihre geſpreizten Finger an die Naſe und ſtreckte ihm lang die Zunge heraus.

„Bäh!“ Sie ſprang ins Haus und klatſchte die Thür zu.

* * *

Zu Trier in der Meerkatzkaſerne war ſonntägliche Nachmittagsruhe, die Treppen und Flure wie ausgeſtorben.

Leiſe durch die Zähne pfeifend, rekelten ſich ein paar Soldaten in Drillichjacken zum Fenſter heraus.

Draußen auf der Straße nicht viel zu ſehen, ein paar Kinder ſpielten, kein hübſches Mädchen ging vorüber — alles ausgeflogen, was Unterröcke trug. Sommerſonnenſchein prallte auf die Pflaſterſteine.

Laut gähnend ſtreckte der eine in Drillich die Arme empor:

„Jeſſes, wie langweilig! Kein Urlaub, nix ze amüſieren, nix ze pouſſieren — mer möcht' gleich der Meerkatz überm Kaſernenthor eins auf de Schnauz geben — da ſoll doch einer! Nich emal en Droppen ze drinken hat mer — un jetzt geht dat verfluchte Gebimmel los — ſechs Uhr!"

Vom nahen Dom fingen die Glocken an zu läuten; ernſt und feierlich dröhnten die Klänge über die ſchmale Domgaſſe, über's biſchöfliche Palais, herüber zur Kaſerne und dem ſtaubigen Exerzierplatz dahinter. Die Glocken der Liebfrauenkirche fielen melodiſch ein.

„Bim—bam—bum," brummten die Soldaten mit. Sie hingen mit halbem Leib über die Fenſterbrüſtung, ſie lachten; nach jedem „Bim—bam—bum" ſpuckten ſie hinunter auf's Pflaſter. Es war ein großes Sonntagsvergnügen.

„Pſt!" Unten knarrten die Thorflügel, es ging einer weg. „Pſt! Adieu, Pantenburg, viel Plaiſir!"

Der ſchlanke Menſch unten auf dem Pflaſter ſah herauf, er legte die Hand an die Mütze, dann ſchritt er mit elaſtiſchem Schritt der nächſten Straße zu. Die Sonne blitzte auf ſeinen ſpiegelblanken Knöpfen,

die Uniform warf keine Falten in dem schmalen Rücken, über der breit gewölbten Brust; der Säbelgurt war fest zusammengezogen.

„Ein Staatskerl, der Pantenburg," meinten die beiden im Fenster; der eine spie kräftig aufs Pflaster. „Donnerwetter, hat der en Glück bei de Mädcher, an jedem Rockschlip eine!"

Hubert Pantenburg schritt die Domgasse hinunter, den nächsten Weg, quer durch die alte Stadt, der Mosel zu; es drängte ihn hinaus in's Freie. Je näher er dem Fluß kam, desto mehr Spaziergänger begegneten ihm; geputzte Mädchen schielten ihn von der Seite an, als er vorüber schritt, den dunkelblonden Schnurrbart keck aufgedreht, die Augen blitzend vor Lebenslust.

Es behagte Hubert Pantenburg bei den Soldaten; nach den zwei entsetzlichen Jahren zu Wittlich, nach dem ebenso entsetzlichen zu Bernkastel und dem noch gräßlichern zu Prüm dünkte ihn die Abwechslung ein Paradies. Nun war seine Dienstzeit bald um, im Herbst kam er los. Seine Vorgesetzten hatten ihm zwar den Vorschlag gemacht, beim Militär zu bleiben — aber nein, das wollte er doch nicht! Immer Drill und Drill und Drill — nein, beileibe nicht! Frei sein war die Parole, frei werden um jeden Preis!

Die arme Mutter daheim kränkelte, der Doktor sprach von Abzehrung — wie lange noch, dann würde er sie begraben, und dann hielt ihn nichts mehr. Er ließ sich sein mütterliches Erbteil auszahlen, dann fort

damit nach Amerika, in die Prärie, in den Urwald, als Farmer, als Jäger, wer weiß was! O, dieſes Leben! Die Lippen des jungen Mannes öffneten ſich, ſeine Naſenflügel blähten ſich wie die Nüſtern eines edlen Renners. Freilich, die Heimat war's nicht, keine Eifelberge, keine Eifelluft!

Mit einem Seufzer ließ ſich Hubert auf eine Bank im Grünen fallen; er war nun in den Anlagen, die ſich außerhalb der Stadt der Moſel zuziehen. Die roten Felſen des gegenüberliegenden Ufers lugten über das niedere Gebüſch der nächſten Umgebung, dahinter ſtiegen blaue Berghöhen auf, fern und duftig; zerſtreut glitt ſein Blick über die ſchöne Landſchaft. Er kramte in ſeiner Taſche und brachte einen zerknitterten Brief zum Vorſchein; mit gerunzelter Stirn las er:

„Teurer Hubert! Vergißt Du mich auch nicht bei die Soldaten? Ich denke an Dich alle Tag. Ich habe mein ſchwarzſeiden Kleid wie neu mache laſſen, die Schneiderin hat drei Tag dran geſeſſen. Auch einen weißen Hut mit einer langen Feder hab' ich mir gekauft. Jetzt iſt Deine Zeit beim Militär bald um, ſowie Du kömmſt, fahren wir zu Deinen Eltern. Dein Vater hat mich geſtern beſucht, er iſt ſehr zufrieden, daß Du mich kriegſt, und ſagt, Deine Mutter wär' auch e ſo froh, das glaub' ich wohl. Meine Papieren ſind in Ordnung, teurer Hubert, ſowie Du kömmſt, können wir Hochzeit machen. Die Hippethek

hab' ich gekündigt; das Geld liegt parat, für einen Laden zu kaufen. Mein geliebter Hubert, ich kann die Zeit nicht erwarten, ich umarme Dich in Gedanken und küsse Dich tausendmal. Ich habe mich für Dich abnehmen lassen, anbei erhältst Du die Fotografie. Uns kann der Tod nur scheiden. Es grüßt Dich

Deine liebe Braut

verw. Frau Katharina Hoppe."

„O Jeß!" Der junge Mensch fuhr sich durch das kurze Haar, das sich trotz des militärischen Schnitts an den Schläfen und im Nacken kräuselte; mit einem verlegenen Gesicht starrte er auf die Photographie in seiner Hand. Eine hübsche Dreißigerin mit Grübchen in den Wangen und kleinen, verliebten Augen. Wie stattlich sie auf dem Sammetsessel dasaß! Der Photograph hatte ihr die eine Hand auf's Herz gelegt, mit der andern hielt sie ein Sträußchen künstlicher Blumen. Warum schüttelte sich der Gefreite nur, sprang auf und ging mit starken Schritten vor der Bank auf und nieder? Himmelkreuzelement, wie kam er da heraus?!

Zu Wittlich war's gewesen in den beiden ersten schrecklichen Jahren bei Kortz, da hatte die hübsche Witwe, die bei Kortzen den ersten Stock bewohnte, ihn oftmals hereingerufen und ihn mit Kaffee und Kuchen traktiert. Er ließ sich's schmecken. Als im dritten Jahr Hubert eine Stelle in Bernkastel an-

nahm und Frau Katharina Hoppe Lebewohl ſagte, warf ſie ihm einen langen Blick unter halb geſenkten Lidern zu — der Junge war ein Jüngling geworden.

Ehe Hubert, zwei Jahre ſpäter, zum Militär abging, beſuchte er ſeine Mutter; bei der Gelegenheit kam er durch Wittlich und ſtieß unverſehens auf Frau Hoppe. Sie lief mit einem kleinen Schrei auf ihn zu, ſie ließ nicht nach, er mußte in ihre Wohnung. Dort ſchleppte ſie herbei, was ſie Gutes beſaß, und als der ſchöne Menſch das Glas erhob: „Auf Ihr Spezielles, junge Frau!“ ſchlug ſie ihm auf die Finger und lehnte ſich an ſeine Schulter. Ihm ward beklommen. Die unmittelbare Nähe des Weibes ſtieg ihm zu Kopf, ihr warmer Atem wehte ihn an; halb fortgeriſſen, halb verwirrt drückte er einen leichten Kuß auf ihre gerötete Backe. Da — ſie ſchlang die Arme um ſeinen Hals und ſank ihm auf den Schoß!

„Donnerwetter!“ Der Gefreite hemmte ſeine Schritte und ließ ſich wieder auf der Bank nieder. „Is das en Bredullich!“ Nun hatte ſie ſich mit dem Vater in Verbindung geſetzt — natürlich, dem war's recht! Unheimlich freundlich war er geweſen, als der Sohn das letzte Mal vor ſechs Monaten auf Urlaub daheim war; die Kämpfe der Knabenjahre ſchienen vergeſſen. Eine Strecke vor'm Haus war der Förſter ihm ſchon begegnet.

„Hubert,“ hatte er geſagt, „du mußt net erſchrecken, wann du die Mutter ſiehſt; ſe hat ſich recht

verändert. Der Doktor is net zufrieden. Wir thun ja alles, was er ſagt; nix is mir zu teuer, aber keine Medizin ſchlägt an — der Huſten — der Huſten!“ Des Förſters Geſicht hatte dabei einen wehleidigen Ausdruck angenommen, der nicht zum Blick ſeiner Augen paßte; die waren herumgeglitten, als ſpürten ſie im Dickicht ein Wild. Der Sohn ſah das nicht, er fühlte nur den Schrecken über die Krankheit der Mutter; zum erſtenmal in ſeinem Leben blickte er den Vater freundlich an, dann eilte er in's Haus.

O Gott, wie ſah Frau Annamargret aus! Bebend wie Eſpenlaub ſtand ſie in der Stubenthür und reckte dem Sohn beide Arme entgegen; mit einem Laut, halb Seufzer, halb Jubelruf, ſank ſie an ſeine Bruſt: „Daß du nun da biſt — daß du nun da biſt!“ Sie ſtrich ihm über die Haare, mit feuchtkalten Händen neſtelte ſie an ihm herum, dann eilte ſie geſchäftig hin und her, ein Frühſtück aufzutragen, vom Wandſchrank zum Tiſch und hinaus in die Küche; dort hörte er ſie lang und pfeifend huſten. Endlich ſaß ſie ihm gegenüber; ſie lächelte und hatte rote Backen vor Glück, aber die Augen waren matt und eingeſunken, die magere Geſtalt hing nur noch in den Kleidern.

Des Sohnes Herz krampfte ſich zuſammen, er ſtreckte die Hand über den Tiſch.

„Mei goldig Modderche,“ ſagte er. Da ging die Thür, der Förſter kam ſchon zurück.

Geräuſchvoll lachend hatte er ſeine Frau in die Wange gekniffen.

„Gelt, wie ſie jetzt blüht, Hubert? Das macht alles die Freud über den Sohn — ja — ja — ich freu' mich ja auch — no, un wenn mer gar erſt en Schwiegertochter kriegen! Brauchſt net rot zu werden, Hubert, wir haben 't ſchon läuten hören, wenn du auch nix geſagt haſt. Ich gratulier', die Witwe Hoppe is kein' ſchlechte Partie; auf 'm Geldſack ſitzt ſe, un hübſch is ſe auch. Was der Jung for en Glück hat! No, Annemargret, Schwiegermutter! — was kauffte dir for en Hochzeitskleid?"

„So weit ſind wer noch lang net!" hatte Hubert geſagt und war haſtig aufgeſprungen.

„No?" Der Förſter zog die Brauen in die Höhe. „Keine Fiſematenten, Jung! Denk dran, uns is die Braut recht, un der Mutter machſt du de größte Freud; ſie ſpricht Tag un Nacht dervon — gelt, Annemargret?" Er hatte die Frau angeſtoßen und dann ihren Kopf an ſich gedrückt. Seine muskulöſe Hand umſpannte das zarte Genick, es ſah aus, als wollte er's brechen. Der arme Kopf lag geduckt an ſeinem Rock. „Frau, ſo red doch — ja!"

„Ja," ſprach das Weib.

„Da hörſt's, Hubert! Ja, das Gered geht alleweil. Nu wollen wer aber vergnügt ſein! Wart, ich hol en Schoppen aus em Keller, den Glückspilz müſſe mer doch begießen — ha, ha!"

So war es den ganzen Tag gegangen und den

folgenden auch, der Vater überaus freundlich und immer zu Haus; erſt am dritten, dem letzten Urlaubstag, wurde er gegen Abend abgerufen. Da ſaßen Mutter und Sohn endlich einmal allein, ſie auf ihrem Platz am Fenſter, der große Menſch ihr zu Füßen auf dem niedern Holzſchemel, wie einſt als Knabe.

„Mutter," hatte er angſtvoll geſagt und ihre Hand ergriffen, die matt im Schoß ruhte, „ſag, geſchieht auch alles for dich? Du huſt ſo!"

„O ja! Pantenburg macht oft nach Wittlich, un einmal is der Doktor auch ſelber hier geweſen — ein ſehr lieber Herr — er hat was zum Einnehmen verſchrieben, ich mein' auch, es hätt' mer als ſehr gut gethan, aber Pantenburg meint, es hätt' gar nix genutzt; da haben mer et net mehr mache laſſen."

„Aber ſons, is er gut zu dir — is er gut?" Der Sohn drängte.

„Ja, ja, ſehr gut!" Frau Annamargret ſprach es haſtig und lugte dabei ſcheu im Zimmer umher, dann flüſterte ſie: „Sag, Hubert, wie is et mit dir un der Frau in Wittlich? Pantenburg hat mer verzählt, daß du gar e ſo viel Liebſchaften hättſt — überall en Mädchen — is das wahr?"

„Jeß, Mutter" — der Sohn vergrub die Finger in den krauſen Haaren — „die Mädcher ſind eben — aber weißte, Mutter, ſo lieb wie dich hab' ich noch keine gehabt, das is was ganz andres!"

Die Frau lächelte ſchwach und ſtrich ihm mit den kalten Fingern über die Backe, dann beugte ſie ſich

nieder und legte ihre brennend heiße Stirn auf die ſeine.

„Hubert,“ flüſterte ſie faſt unhörbar, „hüt dich! Wann keine Lieb' in der Eh' is — o — dann is et furchtbar!“ Ein Schauer lief über ſie hin, noch leiſer, kaum verſtändlich, fuhr ſie fort: „Ich — ich werd' bald ſterben, Hubert, ich bin ſehr ſchwach und krank —“

„Mutter!“

„Ja, ich — doch hör, Hubert, der Vater — der Vater will, ich ſoll —“ Ein furchtbarer Huſtenanfall erſtickte ihre Worte, ſie keuchte und blutiger Schaum trat ihr auf die Lippen. Angſtvoll hielt der Sohn ſie im Arm und blickte ratlos um ſich. Da ging die Thür! Der Förſter trat raſch in's Zimmer; geſchickt ſtützte er der Leidenden den Kopf, flößte ihr heiße Milch ein und trug, als der Anfall vorüber, die vollſtändig Erſchöpfte auf's Bett. Behutſam und ſorgfältig war er mit ihr umgegangen; Hubert hatte ihm im Herzen manches abgebeten, und der Abſchied am andern Morgen war herzlicher ausgefallen, denn je zuvor. —

Ja, der Abſchied! Noch heute im warmen Sonnenſchein, auf der Bank im Grünen, fühlte Hubert Pantenburg ein gewiſſes Fröſteln. Mitten in aller Lebensfreudigkeit ſtieg ihm das Bild des Todes auf — die arme Mutter! Die Blicke des jungen Mannes trübten ſich — wie mochte es ihr gehen? Sechs Monate waren ſeit dem Abſchied vergangen.

Beſſer war es gewiß nicht geworden, die Nachrichten kamen ſpärlich.

„Liebe Mutter!“ ſagte der Gefreite Pantenburg plötzlich laut vor ſich hin, dann zerknüllte er mit einer heftigen Gebärde den Brief in ſeiner Hand. „Ne, die heiraten ich net!“

Regungslos blieb er eine Weile ſitzen und blickte unverwandt auf ſeine glänzende Stiefelſpitze. Es war ganz ſtill um ihn, kaum ein Windhauch regte die Blätter; ein wenig ſchwül war's, ein wenig beklommen. Die letzten Spaziergänger waren längſt vorbei, alle hinüber zur andern Moſelſeite; die Anlagen wie ausgeſtorben.

Da — ſchlendernde Schritte! Ein Mädchen kam des Wegs. Sie ſtreifte langſam längs des Gebüſches hin, mit den Händen ſchlenkerte ſie läſſig. Einen hurtigen Seitenblick warf ſie auf die einſame Geſtalt des Soldaten, und mit einem „Ecksuſört!“ ſetzte ſie ſich auf das andere Ende der Bank.

Der Gefreite faßte an die Mütze: „Bitte, Fräulein!“ Dann ſchwiegen ſie beide.

Es war ſo ſtill wie zuvor. Kein Atemzug verriet die Nähe eines zweiten Menſchen, die Bank ward nicht von der leiſeſten Bewegung erſchüttert, und doch fühlte ſich Hubert beengt, beobachtet. Ihm war, als ſeien fortwährend zwei Augen auf ihn gerichtet, als zöge ihn eine unſichtbare Gewalt zum andern Ende der Bank. Der hohe Kragen würgte ihn — es war heiß!

Unmutig hob er den Kopf. Richtig, das Mädchen ſah ihn unverwandt an! Ihre ſchmalen dunkelgrauen Augen hatten einen ſeltſamen Blick, nicht gerade frech, aber eindringlich. Hinter den langen, ſchön gebogenen Wimpern lagen ſie wie blanke Steine. In die Stirn hing ihr ein Wuſt hellbraunen Haares. Der junge Mann räuſperte ſich und zwirbelte ſeinen Schnurrbart — das Mädchen zog die Mundwinkel herab; wie eine Art Lachen war's, aber doch anders! Verhöhnte ſie ihn, was?!

Das Blut ſtieg Hubert in die Schläfen, keck rückte er näher: „Fräulein, ſo allein! Gehn Sie net zu Tanz?“

Sie ſah ihm einen Augenblick ſtarr in die Augen, dann lachte ſie ihm in's Geſicht. Er blickte ſie verwundert an; ſie lachte, daß ſie ſich ſchüttelte, den Oberkörper hintenüber geworfen. Beleidigt ſtand er auf: „Das is mir zu dumm — adieu, Fräulein, lachen Sie for ſich allein!“

Er ſchlug die Hacken zuſammen, ohne ſie noch eines Blickes zu würdigen. Plötzlich fühlte er ſich am Rock gefaßt: „Hubert, dummer Jong, kuck mech nor an — kennſte mech net mieh?“ Sie war auch aufgeſprungen, nun ſtand ſie vor ihm, reckte ſich auf den Zehen und zog ihn an dem Uniformknopf auf ſeiner Bruſt ganz dicht zu ſich heran, ſo dicht, daß ſich ihre beiden Geſichter faſt berührten. „Dau Schmachtlappes,“ ſagte ſie langſam, „kennſte nau dat Suß?“

„Suß!“ Wie ein Blitz durchfuhr es ihn. Ja, das war ſie! Das war wieder wie daheim im Wald — er fühlte wieder den Eifelhauch, er hörte Tannen rauſchen. „Suß, du frech Dingen!“ ſprach er glückſelig. Er faßte nach ihrer Hand, ſie ſchmiegte ſich an ihn, dicht neben einander ſetzten ſie ſich auf die Bank. „Suß, wo kömmſte her, was thuſte hier?“

Sie gab ihm mit der Schulter einen kleinen Puff: „Noa, wenn ech nau ſaogen däht: ech kommen for Dech — wat?!“ Sie lachte, daß man die zwei Reihen ſpitzer, geſunder Zähne ſah, ſie blitzten im Licht. „Ne, ne, dat brauchſte net zo denken! Ech ſein im Dienſt; erſcht waor ech zo Bittburg, ſeid em halwe Jaohr ſein ech hei.“

„Un geht es dir gut?“

Sie zuckte die Achſeln: „Ech haon e ſu e kle Malör gehaott derhäm — on dao —“

„Was for en Malör?“ Er ſah ſie fragend an, ſie hatte den Kopf auf die Seite gelegt und blinzelte ihm mit halb geſchloſſenen Augen zu.

„Noa, ech will dech net befautelen, Hubert, ech waor for en Amm ze Bittburg geweſt!“

„Was — was“ — er ſtieß ſie von ſich — „laß de Dummerei!“

„Ech duhn dech net für en Naor haalen, bei Gott net, Hubert!“ Sie fing plötzlich an zu weinen: „O Jeſſes, ech arm Dier!“

Sie ſchlug die Hände vor's Geſicht; ſo ſehr ſie vorher das Lachen geſchüttelt hatte, ſchüttelte ſie nun

das Weinen. Die Thränen tropften ihr zwiſchen den bräunlichen Fingern durch. Er rückte von ihr ab und ſtarrte ſie finſter an. Wie durch einen Schleier, den ihm das rote, zornige Blut vor die Augen gelegt, ſah er ihre Geſtalt — ſie wurde kleiner, jünger — das Gebüſch ringsum ward zum Waldrand — ſie ſaß am Wegrain im zerlumpten Rock, mager, hungrig! Mit Zähnen wie ein junger Wolf biß ſie in den rotbackigen Apfel, den ihre Hand hielt. „Gelt, ſcheene Äppel?“ Und da tauchte die erbärmliche Hütte auf — den Vater führten die Gendarmen weg — am Herd ſtand die elende Mutter — die Geſchwiſter ſchrieen vor Hunger — aus allen Ecken grinſte die Not!

Das heftige Schluchzen neben ihm gab dem jungen Menſchen einen Stich durch's Herz. Er kaute unſchlüſſig an ſeinem Schnurrbart, langſam rückte er dem Mädchen wieder näher.

Sie fuhr fort zu weinen; der Strohhut mit dem kirſchroten Band war ihr in den Nacken geglitten, Hubert ſchob ihn ihr nach vorn, dabei berührte ſeine Hand ihr Haar. Wieder ſchoß es ihm durch alle Adern.

„Suß,“ ſagte er leiſe. Sie rührte ſich nicht. „Suß!“ Er verſuchte ihr die Hände vom Geſicht zu ziehen, umſonſt, ihre Finger hielten feſt wie Klammern — plötzlich gaben ſie nach, aber blitzgeſchwind drückte ſie ihr Geſicht gegen ſeine Schulter. Der Strohhut flog zur Erde, ihr Haar lag wie dunkles

Gold auf seinem Uniformrock; er sah darauf nieder, auf den bräunlichen, festen Nacken, er fühlte die ganze kernige Fülle ihrer Gestalt an der Brust. Unwillkürlich, fast wider seinen Willen, schob sich sein Arm um die Taille des hellen, buntgeblümten Sommerkleides — das war keine Seide, wie bei der zu Wittlich, billiger Waschstoff, aber wie ließ er ihr!

Seine Hand drückte fester; sie legte beide Arme um seine Schultern, eine feurige Glut strömte in ihn über. Und nun begann sie sacht mit ihm hin und her zu wiegen.

„Wann annre Könner spiele giehn,
Moß ech bei der Wiege stiehn;
De Wieg' gieht nor:
Rube—de—bub, rube—de—bub —"

Ihre Stimme klang dumpf von seiner Brust zu ihm herauf, er mußte laut lachen. Als hätte sie nur darauf gewartet, so hob sie jetzt das Gesicht und sprang empor — keine Spur von Thränen mehr! Eine strahlende, ausgelassene Heiterkeit sprühte aus ihren Augen.

„Rube—de—bub, rube—de—bub!" Sie riß ihn an beiden Händen in die Höhe. „E su, nau küß mech, Hubert — ech küß dech sons mausdud!"

Das frische, lachende Gesicht hob sich ihm entgegen, es flimmerte ihm vor den Augen; er preßte seine Lippen auf ihren halb geöffneten Mund — ein unersättlicher Durst überkam ihn — noch ein Druck —

ſie ließ los und ſtieß ihn zurück: „E ſu, nau giehn mer danzen!“

* * *

Über der Moſel liegt Nacht; leiſe gluckſen die Wellen ans Ufer.

In den kleinen Häuſern diesſeits des Stroms ſind die Lichter erloſchen, nur auf der Fähre am Fluß brennt die Laterne; wie ein Glühwurm glimmt ſie durch's Dunkel, bald hüben, bald drüben. „Hol üwer!“ johlt es immer wieder.

Sonntag abend gegen Mitternacht. Der Fährmann Heinrich hat viel zu thun; drüben zu Pallien iſt Tanz. Das Dorf liegt ſtill; wie dunkle Wächter nicken die Berge drüber hin, doch im Wirtshaus „Zur Moſelblume“ Licht, Muſik! Sie tanzen!

Die Muſikanten ſitzen in einer Ecke, ſie können kaum ſehen vor Staub und Hitze. Die Fenſter ſind geöffnet, aber keine Spur von Kühlung weht herein. Die Sterne am Himmel haben ſich verkrochen, kein Mondſchein, eine Wand ſchwarzer Wolken im Weſten, über den fernen Eifelbergen wetterleuchtet es.

Der Baß kratzt, die Violinen fiedeln; dunſtiger Qualm ſchwebt im Saal. Schweiß ſteht auf der Stirn, die Augen blicken trüb, die Bruſt keucht, alle Pulſe klopfen, die Paare wirbeln, die Kleider flattern — eins-zwei-drei, eins-zwei-drei — rechts herum — links herum — ha, die Luft!

Der Gefreite Pantenburg ſaß an einem der Tiſche, die längs der Wand ſtehen. Sein Rücken lehnte ſich ſchwer gegen die Stuhllehne, die Beine hielt er von ſich geſtreckt. Das Seitengewehr hatte er abgeſchnallt, es lag auf dem Tiſch zwiſchen den zwei gefüllten Weingläſern und den geleerten Schoppenflaſchen; auch Bierſeidel ſtanden dazwiſchen. Das hübſche Geſicht des jungen Mannes war aufgedunſen, er fühlte es ſelbſt, er hatte genug — das wilde Tanzen — das haſtige Trinken — und doch! Mit vortretenden, gierigen Augen ſtierte er auf die Geſtalt im hellen, buntgeblümten Kattunkleid, die ſich jetzt inmitten des Saales im Wirbel drehte.

Sie erſchien ihm ſchön. Wie ihre Backen glühten, ihre Augen funkelten — wie ſie jetzt lachte! Ihr Tänzer beugte ſein Geſicht nah zu dem ihren, er ſchien ihr etwas Komiſches zu ſagen; mitten durch die Muſik und das Geſtampf hörte Hubert ihr ſchmetterndes Lachen. Alle Männer blickten nach ihr hin.

Eine eiferſüchtige Wut überkam den Daſitzenden. Er ſprang auf, das Paar wirbelte an ihm vorbei, er hielt ſie am Kleide feſt: „Suß!“

Sie that, als höre ſie nichts; ſie wirbelte weiter, aber nur bis zur nächſten Ecke, dort verabſchiedete ſie ihren Tänzer. Sie trat zu ihm an den Tiſch, legte die Hand auf ſeinen Ärmel und ſah ihn von unten herauf mit einem lauernden Blick an: „Noa?!“

„Mer gehn jetzt,“ ſagte er kurz und faßte nach der Bruſttaſche, dort knitterte ſein Urlaubszettel —

bis zwölf, länger nicht. „Punkt zwölf muß ich in der Kaſern ſein!“

„Warom net gaor?“ lachte ſie und warf den Kopf zurück. „Eweil is et graod e ſu ſcheen! Ech giehn noach net.“

„Du gehſt!“ Er faßte kräftig ihr Handgelenk, mit einem Ruck machte ſie ſich los und ſah ihn an, als wolle ſie ihm ins Geſicht ſpringen.

„E ne!“ Ihr Fuß ſtampfte den Boden. „Gieh dau, ech bleiwen hei; dän dao“ — ſie wies mit dem Daumen über die Schulter nach ihrem vorigen Tänzer — „dän danzt met mer de ganz' Nacht!“

„Suß!“ Er biß ſich auf die Lippen und ſah ſie zornig an.

Sie hielt ſeinen Blick aus, plötzlich ſenkte ſie die Lider, hob die Hand und ſtreichelte ihn ſacht rechts und links über die Backen.

„Mein Hubert,“ flüſterte ſie zärtlich, „komm, danz met mer — noach en eenzigmaol — dann giehn mer — komm!“ Ihre Hand fühlte ſich weich an, ſie ſtrich ihm über's Geſicht hin und her. Er ſtand und ſagte kein Wort. „Komm, drink noach emaol, Hubert!“ Er leerte das Glas auf einen Zug.

Das Mädchen lehnte ſich ſchwer auf ſeinen Arm: „Komm!“

Er umſchlang ſie, die Muſik ſetzte ein — Rheinländer — er ſchwenkte die helle Geſtalt, daß ihre Röcke flogen, er tanzte wild, ohne Pauſe den ganzen Tanz zu Ende. Vor ſeinen Blicken ſchwamm alles

Licht wie ein rotes Meer, der Saal ſchwankte, aus weiter Ferne, dumpf, klangen Stimmen — er ſah, er hörte, er fühlte nichts, nur ſie — ſie. — Die Muſik ſchwieg.

Zu Ende. Sie gingen.

Langſam ſchritten ſie der Fähre zu, mit geöffneten Lippen ſogen ſie durſtig die Nachtluft ein. Hubert ging wie im Traum, Suß hing an ſeinem Arm. Er ſchreckte zuſammen, als ſie nun ſprach.

„Et licht'," ſagte ſie und zeigte hinauf zum dunklen Himmel. Richtig, hinter den fernen Eifelbergen ein Blitz! Ganz von weitem dumpfes Grollen.

Schweigend ſtiegen ſie in die Fähre; der Heinrich war ſolche Pärchen gewohnt, nur wunderte ihn die Uniform ſo ſpät bei Nacht. Lautlos, faſt unmerklich, glitten ſie über's Waſſer; ſchwarz ſchwamm die Flut, kein Stern ſpiegelte ſich drunten, nur der Widerſchein der Laterne gaukelte wie ein Irrlicht. Die Luft war ſchwül, kein Windhauch drin. Das Haar klebte den beiden an der Stirn, als ſie nun der Stadt zuſchritten.

Wie ſie durch die Porta nigra, das alte römiſche Stadtthor, traten, ſchlug eine Turmuhr. Pantenburg zuckte zuſammen, er zählte — da war nicht viel zu zählen, ein einziger ſchwerer Schlag — eins! Herrgott! Eine augenblickliche Ernüchterung kam über ihn — der Urlaub — die Kaſerne — ein Uhr — er rannte faſt und ließ das Mädchen zurück. Die Simeonsſtraße hinunter, über den Markt, vorbei am

Dom, an der Liebfrauenkirche, durch die totſtille Domgaſſe — querüber — jetzt, da war die Kaſerne, alles dunkel drin! Vor dem Thore ging die Schildwache auf und ab.

Pantenburg ſtand regungslos, in den Schatten der Häuſer gedrückt und ſtarrte hinüber — Anſchnauzen des Vorgeſetzten — Necken der Kameraden — Urlaubsentziehung — Arreſt — Arreſt! — Alles ſchwirrte ihm durcheinander.

Da fühlte er ſich am Ärmel gezupft, ſie ſtand hinter ihm: „Wat nau?“

Er ſchüttelte ratlos den Kopf: „Ich weiß net!“

„Hubert,“ flüſterte ſie heiſer und legte die Hand wie eine Klammer um ſeinen Arm, „mein Hubert, dau kömmſt nimmeh in de Kaſern', äwer am Morjen in aler Frieh, dann es dat Dohr offen — on eweil — eweil —“ ſie rieb die Backe an ſeiner Schulter; ihr raſcher Atem ging hörbar.

Er beugte ſich zu ihr nieder und küßte ſie, ihre Arme ſtrickten ſich um ſeinen Hals: „Mein Hubert!“ Was er ſagte, war nicht zu verſtehen, es ging unter in einem halb trunkenen Murmeln.

Wie eine Katze, geſchmeidig huſchend, zog ſie ihn um die Ecke.

* * *

In der Nacht hatte es gedonnert und geblitzt, ein ſtarkes Gewitter war niedergegangen.

Auf dem Hof der Meerkatzkaſerne, zwiſchen rieſigen

Tümpeln und Pfützen, ſtand die Mannſchaft in Reih' und Glied zum Mittagsappell. Eine bleiche Sonne ſpiegelte ſich in den Waſſerlachen und huſchte über die Geſichter der Leute.

„Jonas!“ — „Hier!“ — „Eberlein!“ — „Hier!“ — „Müller!“ — „Hier!“

Der dicke Feldwebel rief auf und notierte mit wichtiger Miene in ſein Taſchenbuch, während Hauptmann von Dümchen mit ſtarken Schritten die Front abging; das Schmutzwaſſer ſpritzte ihm an die Hoſen, und die blank gewichſten Stiefel trübten ſich. Jetzt blieb ſein umherrollendes Auge auf dem rechten Flügel haften; dort ſtand der Gefreite Pantenburg. Der Blick wurde ſtarr: „Gefreiter Pantenburg, treten Sie vor!“

Das bleiche Geſicht des Angeredeten wurde noch fahler; er trat vor, ſeine Haltung war nicht die ihm ſonſt eigene.

„Menſch, ſtehen Sie nicht ſo ſchlottrig!“ Der Hauptmann nahm einen ſtrengen Ton an: „Pantenburg, Sie haben den Urlaub überſchritten! Sie haben ſich bisher ordentlich geführt, in Anbetracht deſſen iſt Ihnen nur Urlaubsentziehung für ſechs Wochen zuerkannt, im Wiederholungsfall drei Tage Arreſt. Menſch, ſchämen Sie ſich! Bleiben die ganze Nacht aus und ſtehlen ſich am Morgen wie ein Dieb auf die Stube — pfui!“ Dümchen ſpuckte aus. „Das iſt ja eine ganz verfluchte Wirtſchaft! Leider Gottes nimmt der Verfall der Sitten in allen Ständen zu, aber wer des Königs Rock trägt, ſollte wenigſtens

allezeit ſeiner Pflicht eingedenk ſein. Statt der Mannſchaft mit gutem Beiſpiel voranzugehen, muß ich Sie hier öffentlich reißen — Pantenburg, Sie ſind nicht wert, die Gefreitenknöpfe zu tragen — pfui!“

Hauptmann von Dümchen hatte ſich in Wut geredet; der Gefreite Pantenburg blickte ihn ſtarr an, keine Muskel in dem totbleichen Geſicht regte ſich.

Der Offizier wendete ſich zur Seite: „Feldwebel, notieren Sie, der Gefreite Pantenburg bekommt ſechs Wochen keinen Urlaub.“ Er machte eine Handbewegung: „Laſſen Sie wegtreten!“

„Weggetret'n!“

Die Soldaten machten ſtramm Kehrt; ihre gleichgiltig ſtumpfen Geſichter mit den runden Augen wendeten ſich nach den Kaſernenfenſtern herum, nun ſetzten ſich ſo und ſo viel ſchmutzbeſpritzte Hoſenbeine in Bewegung. Es kribbelte wie ein Ameiſenhaufen durcheinander, auf das Gebäude zu. Nun verſchwand eine Drillichjacke nach der andern — da, eine ſchlanke Geſtalt löſte ſich von dem Schwarm ab, ſtand einen Augenblick zögernd, drehte dann um und kam langſamen Schrittes zurück. Es war der Gefreite Pantenburg; er ſtand vor dem Feldwebel und ſprach halblaut.

Herr von Dümchen hatte inzwiſchen, den übermäßig zugeſpitzten Schnurrbart zwirbelnd, bald den Himmel, bald ſeine Stiefelſpitzen gemuſtert; er drehte den beiden andern den Rücken. Nun räuſperte ſich der Feldwebel ſtark, der Hauptmann ſah um, grenzenloſes Erſtaunen

lag in ſeinem Blick: „Donnerwetter, was will denn der Pantenburg noch hier, habe ich nicht geſagt ‚wegtreten?‘ Was — was will der Kerl noch, Feldwebel?!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“ Bonekamp trat unruhig von einem Bein auf's andere und zwinkerte verlegen mit den waſſerblauen Äuglein. „Verzeihen, Herr Hauptmann, der Mann ſagt: ſeine Mutter wäre krank — Brief bekommen! Hm“ — der Dicke trat näher zu dem Vorgeſetzten und dämpfte die Stimme. „Er ſagt: wird bald ſterben — noch mal ſehn! Er — er bittet um Urlaub, Herr Hauptmann!“

„Was, Urlaub? Jetzt Urlaub?! Der Kerl iſt wohl verrückt? Pantenburg!“ Der Gerufene ſtand in ſtrammer Haltung, die Hände an der Hoſennaht. „Was wollen Sie — Urlaub jetzt? Sie, Sie — Maul auf — was wollen Sie?!

„Herr Hauptmann, ich bitte um drei Tage Urlaub!“ Die Stimme des Soldaten war klanglos, ohne jede Modulation; man merkte es, ſie kam aus zugeſchnürter Kehle.

„Ä — ä — was, drei Tage?“ Dem Hauptmann ſtieg die Röte in's Geſicht, er blickte ſich einen Augenblick wie hilfeſuchend nach dem Feldwebel um, aber der ſah verlegen geradeaus.

Einen Augenblick vollkommene Stille, man hörte nur zitterndes unterdrücktes Atemholen; es kam aus der breiten Bruſt des Gefreiten. Der bleiche Sonnenſchein ſpielte nicht mehr auf den Pfützen, ein plötz-

licher Windſtoß jagte eine düſtere Wolke über den Kaſernenhof.

Jetzt ſchrie Dümchen los: „Unverſchämtheit — Urlaub? — Haha! Sie ſind beſoffen, Kerl, beſoffen!“ Er winkte energiſch mit der Hand: „Ab, wegtreten!“

Pantenburg rührte ſich nicht, er ſtand wie angenagelt. Mechaniſch wiederholte er: „Drei Tage Urlaub! Ich bitte um Urlaub, meine Mutter iſt todkrank. Herr Hauptmann“ — die klangloſe Stimme begann plötzlich zu zittern — „drei Tage nur, Herr Hauptmann!“ Es war, als wollte er die Hände falten, ſein Kopf neigte ſich näher zu dem Vorgeſetzten; wie ein erſtickter Hauch kam es aus ſeinem Mund: „Laſſen Sie mich gehen, Herr Hauptmann!“

Die Züge des jungen Menſchen waren totblaß und ſchmerzlich verzogen. Über Dümchens Geſicht flog eine weichere Regung, da traf ihn der glühende Hauch aus dem Mund des andern; er fuhr zurück: „Pfui Teufel, Kerl, Sie ſtinken ja nach Schnaps — reiner Fuſel — ä, nichts wie Schwindel, kennen wir ſchon — die Geſchichte mit der Mutter — Schwindel! Will ſich draußen herumtreiben, nichts wie herumtreiben! Nichts da, kennt man ſchon — Schweinereien — beſoffen, einfach beſoffen!“

„Ich bin nicht betrunken, ich —“

„Ä was, Maul halten!“ Der Hauptmann ſchrie, daß es über den Platz hallte und wandte ſich wütend zum Gehen. An den nächſtliegenden Fenſtern der

Kaserne tauchten verstohlen grinsende Gesichter auf und lugten neugierig herüber.

Der Gefreite stand noch immer, die Hände an der Hosennaht, aber sie ballten sich langsam zu Fäusten; ein Zittern lief über seine Gestalt, er schwankte wie ein vom Wind gerüttelter Baum. Seine Lippen preßten sich aufeinander, seine Augen funkelten. „Ich bin nicht betrunken, ich — Urlaub — Herr —"

„Schockschwerenot noch emal, Kerl!" Bonekamp drängte sich an ihn heran und raunte ihm aufgeregt zu: „Unglücksmensch, halt's Maul! Pantenburg!"

Der junge Mann hörte nicht, kräftig stieß er den Dicken von sich, mit ein paar mächtigen Schritten hatte er den Offizier eingeholt. Jetzt ging er neben dem her, im gleichen Tritt, das Gesicht verzerrt wie in peinigenden körperlichen Schmerzen. „Ich lüge nicht, Herr Hauptmann! Lassen Sie mich gehn! Urlaub — meine Mutter stirbt, sie stirbt! Urlaub — Urlaub — Ur — lau — — —!" Der keuchende Atem versagte ihm, er lallte wie ein Betrunkener.

„Besoffnes Schwein!" Der Hauptmann spuckte nach rechts und links. „Nichts da, Platz! Feldwebel, schaffen Sie den Kerl weg, oder —!" Er hob die Hand.

Pantenburg stieß einen unartikulierten Schrei aus und krümmte sich zusammen wie ein zum Sprung geduckter Tiger. „Urlaub!" Er schrie es laut.

Noch lauter schrie Dümchen: „Feldwebel, verhaften Sie den Mann — Gehorsamsverweigerung

und Bedrohung! Ich werde species facti einreichen!“

Wie ein Vernichteter ſtand Pantenburg, die Arme fielen ihm ſchlaff am Leib herunter.

* * *

Es ging auf den Abend. Dumpfſtöhnend ſaß Hubert Pantenburg in der Zelle des Arreſtlokals. Er ſaß, die Kniee heraufgezogen, das Geſicht in den Händen verborgen. So hockte er ſchon lange. Stunden waren vergangen, ſeit ſie ihn hier hereingeſtoßen, ſeit ſich die Zellenthür kreiſchend hinter ihm geſchloſſen.

Gegenüber an der weißgetünchten Wand krochen die Sonnenſtrahlen immer tiefer, hoch oben an dem vergitterten Fenſterchen wob eine Kreuzſpinne emſig ihr Netz. Nichts zu ſehen als vier kahle, weißgetünchte Wände mit allerlei gekritzelten Inſchriften, die harte Pritſche und der armſelige Menſch darauf.

Wie ſpät es ſein mochte? Er wußte es nicht. Draußen raſſelte es, man brachte ihm einen Napf dampfender Erbsſuppe, Brot und einen Krug Waſſer. Der Schließer ſetzte alles nieder und entfernte ſich ſtumm, nach einem mitleidigen Seitenblick auf den Arreſtanten. Dieſer rührte ſich nicht. In düſterem Brüten ſtierte er vor ſich hin. Der Kopf war ihm betäubt, in irren Bildern jagten ſich Vergangenheit

und Zukunft, das Gestern, das Heut und das Morgen. Das Gestern!

Er hörte wieder die Tanzmusik, er hielt Suß in den Armen und wirbelte mit ihr durch den Saal, er fühlte, wie sie ihm am Halse hing, ihre Küsse ihn bis auf's innerste Mark durchschauerten — jetzt war es Nacht — was für eine Nacht! Wie ein toller, heißer Traum fieberte sie ihm noch durch's Blut — jetzt war es Morgen, jetzt stand er am Fenster seiner Stube in der Kaserne — die Kameraden lachten und schwatzten um ihn her — er hielt einen Brief in der Hand und suchte ihn blöden Auges zu entziffern.

„Mein lieber Sohn," da stand es schwarz auf weiß, mit zitternden, kaum leserlichen Buchstaben. „Komm bald!" . . .

„Urlaub, Urlaub!" Der Gefangene schrie auf, daß es von den kahlen Wänden widerhallte; er schlug sich mit geballten Fäusten wütend vor die Stirn und rannte wie ein wildes Tier in der Zelle umher. Immer auf und ab, hin und wider. Recht — Gerechtigkeit — Freiheit — Freiheit!

Ermattet sank er endlich auf die Pritsche. Es wurde Abend; die weißen Wände überzogen sich mit grauen Schleiern, durch das Fensterchen wehte es kühler, kein Laut drang herein. In der stillen Zelle webte es in allen Ecken; ein geheimnisvolles Dämmern, ein Gewoge von Grau und Schwarz. Von dem dunklen Hintergrund lösen sich Gestalten ab — sie

ſtrecken die Arme aus — ſie lachen — ſie weinen — ſie winken — Suß — die Mutter . . .

„Der arme Teufel ſchläft!“

Wer ſprach das?! Der Schläfer fuhr auf. Vor ihm ſtand Feldwebel Bonekamp, eine Laterne in der Hand; das feiſte, gutmütige Geſicht glänzte wie der Vollmond.

„Feldwebel, Sie?“ Enttäuſcht rieb ſich Hubert die Augen, er hatte ſo ſchön geträumt. „Ah!“ Er dehnte ſich, — da — plötzlich fiel ihm die ganze alte Laſt wieder auf die Seele, ſein Geſicht verzog ſich ſchmerzlich, er ſtöhnte.

„Ja, ja, Pantenburg,“ ſprach der Beſucher und ließ ſich neben dem Arreſtanten auf die Pritſche fallen. „Uff, Donner un Doria, hart! Sagen Se mur, Menſch, was is Ihnen eingefallen?“

Der junge Mann antwortete nicht, ſtillſchweigend zerrte er ein Papier aus der Taſche und reichte es dem Fragenden.

Feldwebel Bonekamp riß die buſchigen Brauen in die Höhe, rückte die Laterne hin und her, bis ihm der Strahl auf's Blatt fiel, und buchſtabierte dann mühſam:

‚Mein lieber Sohn! Pantenburg will net an Dich ſchreiben, er ſagt — Un‘ — „was?“ — ‚Unſ — Unſinn, aber ich fühl', daß ich ſterben thu'. Ich kann net ru—ruhig ſterben, bis ich Dich noch einmal geſehen hab'. Ich bitt' Dich tauſendmal, ko—komm zu

mir, ſo raſch wie's Du kannſt. Ich hab' eine ſo — ſo — gro—große Sehnſucht nach Dir, komm bald! M—Mein Hubert, es küßt Dich — Deine Mutter.'

Bonekamp hatte ſtockend zu Ende geleſen, ſeine runden Augen zwinkerten und blickten verſtohlen zur Seite. Da ſaß der Sohn, das Geſicht in die Hände gedrückt, ſtumm, ohne Regung.

Der Feldwebel ſchneuzte ſich gewaltig.

„Pantenburg," ſagte er leiſe. Keine Antwort. Wieder ein dröhnendes Schneuzen, dann legte ſich dem Arreſtanten die breite Hand auf die Schulter: „Armer Junge!"

Mit einem unartikulierten Laut hob der das verſtörte, ſchmutzbeſpritzte Geſicht, ein furchtbares Schluchzen brach aus ſeiner Bruſt, ſchwer ließ er den Kopf an die Schulter des Feldwebels ſinken: „Mutter — Mutter!"

Eine Weile war's ganz ſtill in der Zelle, nur das Schluchzen des Arreſtanten hörbar. Bonekamp wagte ſich nicht zu rühren, ſteif und ängſtlich ſaß er auf der Pritſche; er hätte ſich gern geſchneuzt, er konnte nur nicht, der Kopf des armen Jungen lag ihm an der Bruſt. Täppiſch ſtrich er ihm über die krauſen Haare.

„No, no, Pantenburg, alter Kerl, ſo ſchlimm wird's ja nich ſein — ho, ho" — er klopfte ihn begütigend — „nur nich die Courafch verloren! De

Mutter wird nich gleich abtreten. No, un was den Hauptmann anbelangt, der is innewendig doch en ganz guter Kerl — es wird nich so schlimm werden, mein Sohn! Bis ja sons immer en forscher Junge gewesen, da wird schon mal en Auge zugedrückt, mehr wie sechs Wochen Mittelarrest wird's kaum geben. Un siehste, mein Sohn, ich hab' doch auch en Wort mit dem Hauptmann zu reden. Heul dich aus, mein Junge, heul dich aus, das thut gut! Ho, ho!"

Der trübe Laternenschein flackerte über die elenden Wände, die beiden Gestalten auf der Pritsche, über das runde, rotglänzende Gesicht mit den zwinkernden, farblosen Wimpern nebst dem martialischen Schnurrbart, und über den jungen, tiefgebeugten Kopf. Als rechte ‚Mutter der Kompagnie' legte Feldwebel Bonekamp den Arm um das verlorene Schaf seiner Herde und tröstete: „No, no, ho, ho!"

* * *

Drei Monate nach jenem Abend im Arrestlokal der Meerkatzkaserne schritt ein einsamer Wanderer auf das Haus des Försters Pantenburg zu. Es war der Sohn Hubert.

Bis Eisenschmitt war er mit der Post gefahren, von dort kam er über Großlittgen und Himmerod zu Fuß. Nur um Wittlich nicht zu berühren, hatte er den Umweg nicht gescheut; ihm graute vor der ver-

liebten Witwe. Er sah bleich und mager aus, um den Ärmel seines grauen Rockes trug er eine Florbinde.

Die Mutter war tot. Sie war gestorben, zehn Tage nachdem er die letzten Zeilen von ihr empfangen; er saß damals im Arrest und konnte nicht zu ihr — o, diese Pein! Am zweiten Tag seiner Arretierung hatte er einen Brief an den Vater geschickt, von seinem Mißgeschick erzählt — das heißt, ohne Suß zu erwähnen, — und gebeten, der Mutter schonend davon Mitteilung zu machen; sowie er frei sei, würde er zu ihr eilen. Er hatte tief betrübt geschrieben, voll der innigsten Liebe; wie ein Sehnsuchtsschrei flossen ihm die Worte aus der Feder. Was war die Antwort?

Acht Tage später erhielt er die Todesanzeige. Ein kurzer Brief des Försters war beigefügt:

„Es hat deine Mutter noch vor ihrem Tod schwer gekränkt, daß du durch deinen freventlichen Leichtsinn in Schande und Unehre geraten bist. Sie hat bittere Thränen über den ungeratenen Sohn vergossen; darnach aber hat sie den Gedanken an dich abgethan und ist in meinen Armen sanft und gottselig entschlafen. Trotz deiner schlechten Aufführung ist deine vortreffliche Braut, Frau Katharina Hoppe, nach wie vor geneigt, dir ihre Hand zu reichen."

Mit Zähneknirschen hatte der Sohn den Brief zerrissen und die Fetzen umher gestreut. Die Fäuste hatte er geballt, Klagen und Verwünschungen aus-

geſtoßen, dann war eine ſtarre Gleichgiltigkeit über ihn gekommen. Er aß, er trank, er ſchlief, er lachte ſogar mit dem biederen Bonekamp, der ihn zuweilen aufſuchte.

Es erregte ihn kaum ſonderlich, als der letzte Tag ſeiner Haft herangekommen. Den ihn freundlich begrüßenden Kameraden ſchüttelte er mechaniſch die Hand; es wunderte ihn gar nicht, daß ihm zu Ehren am Abend auf der Stube eine heimliche Kneiperei veranſtaltet wurde. Sie hatten ihn gern und wollten ihm ihre Freundſchaft beweiſen; drum ſchenkten ſie ihm Wein, Bier und Schnaps ein. Er goß alles hinunter, er ſtieß an und wieder an; er wurde ſinnlos betrunken.

Wie ein Automat brachte er ſeine letzte Dienſtzeit zu; ſelbſt der Blick des geſtrengen Hauptmanns von Dümchen ſtreifte zuweilen milder das verdüſterte Geſicht des Gemeinen Pantenburg; die Gefreitenknöpfe waren dahin. Er verließ die Kaſerne nur noch im Dienſt; waren die Kameraden in den freien Stunden aus, dann ſtand er am Fenſter und blickte wie verloren auf die Straße. Sehr oft, faſt täglich, ging drüben auf der andern Seite ein Mädchen auf und ab, das unverwandt nach der Kaſerne herauf ſah. Wenn ſie ihn am Fenſter erſpähte, ſtand ſie ſtill, und ihre Blicke wurden brennend; er ſah das wohl, er ſah auch, daß ſie winkte, aber er ſchüttelte langſam und verneinend den Kopf. Dann ging ſie fort, mit einem böſen Ausdruck in den Augen.

So war das Ende der Dienſtzeit herangekommen; ohne Bewegung nahm Hubert Pantenburg von den Kameraden Abſchied, nur als er dem Feldwebel Bonekamp zum letztenmal die Hand ſchüttelte, ſtieg ein freundlicheres Licht in ſeinen Augen auf.

„Ich danke Ihnen, Herr Feldwebel,“ ſagte er weich.

Bonekamp war gerührt, obgleich er wetterte und polterte wie kaum je: „Himmelkreuzwetter, Bombenelement, Junge, halt dich brav! Donner un Doria, Junge, vertrag dich mit deinem Vater — ſo en verfluchter Bengel! In drei Teufelsnamen, mach, daß de wegkommſt!“ Damit hatte er den jungen Mann an den Schultern zur Thür hinausgeſchoben; Hubert hörte noch, als er ſchon draußen auf der Straße ſtand, das gewaltige Schneuzen und Pruſten.

Jetzt war der Winter über's Land gekommen. Unten in Trier blühten zwar noch Aſtern in den Gärten, und die roten Felſen am Moſelufer blickten warm und ſonnenbeſchienen; hier oben auf der Eifel war's ſchon kalt. Hubert rieb ſich die Hände, der Hauch vor ſeinem Munde tanzte wie ein leichtes Wölkchen durch die Luft. Zwiſchen den Tannen hingen zerriſſene Nebelfetzen, Buchen und Eichen waren ganz kahl, das Heidekraut raſchelte braun und dürr.

Eine große Ruhe lag über der Landſchaft, eine hehre Müdigkeit. Von weitem blickte der Moſenkopf mit ſeinem ausgebrannten Kratergipfel; wie ein ſchlafender Rieſe mit traumſchwerem Haupt ſchaute er

herunter auf die niedrigeren Berge. Hubert blieb ſtehen und ſah zu ihm empor. So wie der da einſt gebrannt und getobt hatte, Feuer und Lava geſpieen, ſo war es in ſeinem Herzen auch geweſen. Jetzt war das auch ſo ſtill wie der Moſenkopf. Die Heimatluft kam und ſtrich mit lindem Finger über die wunden Stellen. Hubert fühlte eine große Freude in ſich aufglimmen; ja, das war Eifelluft mit friſchem, belebendem Wehen! Sie zerrte ihm an den Kleidern, ſie fegte ihn durch und durch — und der Wald, der Wald, nur hier rauſchte der ſo!

Mit einem Erlöſungsſchrei warf der Sohn der Eifel Ränzel und Stock von ſich, mit ausgebreiteten Armen ſtürzte er nieder auf die feuchtkalte Erde und wühlte den Kopf in's raſchelnde Laub. Vergeſſen waren Schmerz und Kummer, alles ging unter in dem einen großen Gefühl — Heimat! Gleich einem Trunkenen lallte er; er drückte das Geſicht an den geliebten Boden wie an die Bruſt der Mutter, er lag dann auf dem Rücken und ſtarrte mit weiten Augen in das bleiche Grau des Himmels, er fühlte die Kälte nicht, die ſeine Glieder durchdrang.

Endlich ſprang er auf, er rannte in den Wald hinein; er lief dort ziellos hin und her, er ſchlang die Arme um die dicken Stämme und preßte die Wange an die knorrige Rinde. Ein lang nicht gekanntes Wohlgefühl durchrieſelte ihn, ſein bleiches Geſicht rötete ſich, ſein Auge gewann Glanz. Das war die Heimat, der Wald ſeiner Jugend; hier war er

umher geſtürmt, hier kannte er auf Meilen jeden Pfad, jeden noch ſo verſteckten Schlupfwinkel! Hier hatte er hinter'm Buſch das Wild belauſcht, hier hatte er mit Suß im Gras gelegen und drüben in den Ruinen der alten Abtei ſich mit ihr verkrochen vor jedem unberufenen Blick.

Suß! Ihre Geſtalt war untrennbar verwoben mit dem, was er liebte; ſie gehörte hierher. Für Augenblicke war es ihm, als müßte ſie aus den Büſchen treten und ihr lachendes Geſicht heiß und feſt an das ſeine ſchmiegen. „Suß!“ Er rief es laut, das Echo gab es zurück, verwirrt ſprang er auf. Was wollte er doch?

Er hatte Trier verlaſſen, ohne ſie aufzuſuchen, ohne ihr Lebewohl zu ſagen; im Groll war er gegangen. Wäre ſie nicht geweſen, manches hätte ſich anders gefügt! Er dachte ihrer mit Wut, mit geballter Fauſt; aber es war eine ohnmächtige Wut. Durch ſeine Adern ſchlich ein zehrendes Etwas, es ließ ihm keine Ruhe; er ſah ſie im Traum und mit wachen Augen, er glaubte ſie zu haſſen und verging vor Begehren.

„Suß!“ Es raſchelte im Buſch! Der kräftige Menſch fuhr zuſammen, mit einem ſeltſam erwartungsvollen Ausdruck ſtarrte er zur Seite — war ſie's? Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Es raſchelte ſtärker, die Zweige teilten ſich — „Suß?!“ Ein junges Reh trat heraus und äugte verwundert den Eindringling an. Es ſtutzte, warf den feinen

Kopf zurück, dann ein paar leichte Sätze — fort war es.

Wie aus einem Traum erwachend, schaute Hubert um sich. Es dunkelte; schwere Schatten lagerten sich im Wald, der Wind ging stöhnend durch die kahlen Bäume. Nun fühlte er die Kälte. Langsam tappte er auf den Weg zurück; die Freude war verflogen, fröstelnd zog er den Rock um sich.

Näher, immer näher kam er dem Elternhaus. Da blinkte schon Licht! Die Lampe brannte in der Stube, an deren Fenster die Mutter immer gesessen. Nun saß sie nicht mehr da! Ein ungeheurer Schmerz stieg jäh in der Brust des Sohnes auf; er blieb am Waldrand stehen, faltete die Hände und sah zu dem matten Schein hinüber, bis er ihm vor den Augen verschwamm. Dann sprang er mit wenigen Sätzen über die kotige Straße und öffnete das Gatterthor, welches das Anwesen umschloß.

Mit wütendem Gekläff fuhr ein Teckel auf ihn los, doch das Bellen verwandelte sich in freudiges Winseln.

„Waldes, kennste mich?“ Ja, der alte Hund kannte ihn! Mit einem seltsamen Zittern im Herzen hob der junge Mann das Tier auf den Arm und ließ sich willig von der kalten Hundeschnauze beschnobern. Er drückte die Hausthür auf, der Flur war dunkel; er tastete die Wand entlang, bis seine Hand die wohlbekannte Klinke fühlte.

„Wer ist da?“ rief's von drinnen.

„Ich!“ Hubert ſtolperte über die Schwelle, geblendet vom plötzlichen Lichtſchein.

Am Tiſch ſaß der Förſter, den Kopf über die Zeitung gebeugt; der ſtarke Bart hing ihm faſt bis auf die halbe Bruſt, er war noch ſchwarz, aber in das Haupthaar, die buſchigen Brauen miſchten ſich weiße Fäden. In der Stube war's kalt und unwirtlich, die Geräte ſtanden wie früher, aber verſtaubt und ſchief gerückt; die Lampe war nicht gut geputzt, ſie dampfte und ſchwelte.

Da ſaß der alternde Mann — ganz allein!

Eine ſonſt nie gekannte Weichheit kam über den Sohn; er hatte alles vergeſſen, es war ihm, als müſſe er ſich dem da an den Hals werfen und mit ihm um die Tote weinen.

„Vater!“ ſagte er unwillkürlich.

Der Förſter maß ihn mit einem Blick vom Scheitel bis zur Sohle; erſt flog's wie Erſchrecken über ſein Geſicht, ſeine Stirn rötete ſich, dann ſagte er kalt:

„Ah, Hubert, du biſt et? Du kömmſt ja wie der Dieb bei der Nacht!“

„Guten Abend!“ Der Sohn trat näher zum Tiſch und ſtreckte die Hand aus, der Vater ergriff ſie, und für einen Augenblick hielten ſich die Hände der beiden Männer umſchloſſen, aber der Druck war kalt.

„Setz dich!“

Hubert ſetzte ſich. Er that es mechaniſch, ſeine Augen glitten unruhig im Zimmer umher, als ſuchten

ſie jemand. Plötzlich ſprang er auf — ſchon ſtand er am Fenſter, und liebkoſend fuhr ſeine Hand über den alten Polſterſtuhl vor dem kleinen Nähtiſch. Da hatte ſie immer geſeſſen, alles ſtand noch hier — nur ſie — ſie —

Mit einem tiefen Seufzer kam er an den Tiſch zurück und nahm dem Vater gegenüber Platz. Noch hatte er das Ränzel auf dem Rücken, Hut und Stock in der Hand, der Vater nötigte ihn nicht, abzulegen. Ein bitterer Geſchmack wie Galle ſtieg ihm in den Mund.

„Nun," ſprach der Förſter, der ſchweigend das Thun des Sohnes beobachtet hatte, „endlich kommſte heim? Leg nur deine Sachen ſo lang da auf den Stuhl! Viel hab' ich zwar net mit dir zu reden, dann kannſte ſchon wieder gehn, oder willſte de Nacht dableiben, is 't mir auch recht; beſſer wie im Arreſtlokal wird et ja immer noch ſein — du infamer Bengel!" Der Alte fuhr plötzlich auf und legte die Fauſt dröhnend auf den Tiſch. „Was haſte for Sachen gemacht?! Mein Sohn hat im Loch geſeſſen — mir ſoll das paſſieren, mir, dem königlichen Revierförſter, mir, Wilhelm Pantenburg! Ich hab' immer gewußt, aus dir wird nix; hätt' das Weib net alleweil geflennt, ich wär' dir längſt anders gekommen, du miſerabler L—!"

Er verſchluckte das letzte Wort, der Sohn ſah ihn düſter an: „Sag et noch emal, das letzte Wort — was bin ich?"

Der Förſter that, als habe er nichts gehört, er ſprach weiter:

„Aber nu hatte ſie et endlich eingeſehn. Ich kann dir keinen Gruß von deiner Mutter beſtellen, ſie hat nix mehr von dir wiſſen wollen. Und recht hat ſie gehabt!“

„Das is net wahr!“ Hubert ſprach es mit ſtarker Stimme. „Meine Mutter nix mehr von mir wiſſen wollen?! Ha, ha“ — er lachte bitter — „das glauben ich net — wer das ſagt, der lügt — oder“ — er beugte ſich über den Tiſch und ſtarrte ſeinem Vater in die Augen — „haſt du ihr vielleicht e ſo Schönes von mir erzählt? Imſtand wärſte derzu!“

„Ich? Ich hab' erzählt, was wahr is — ich hab' ſie noch geſchont. Aber deine Braut, die Frau Hoppe aus Wittlich, is angefahren gekommen eines Tags un hat geſchrieen und lamentiert. Mit ener hergelauf'nen Perſon, der Suß Endenich von hier, ſeiſte tanzen geweſen, die ganze Nacht hättſte dich mit der herumgetrieben; am andern Morgen erſt wärſte betrunken in die Kaſern gekommen, du hättſt den Hauptmann angefallen un lägſt nu im Arreſt bei Waſſer un Brot, de Gefreitenknöpf hätten ſe der abgeriſſen. Ein guter Bekannter aus Trier hat ihr alles geſchrieben.“

„Was — was?“ Mit brennenden Augen, Schamröte auf den Wangen, lauſchte Hubert; ſeine Fäuſte ballten ſich zornig, er ſtieß den Stuhl zurück und rannte wie ein Beſeſſener im Zimmer umher. „Die

Klatſche — das verliebte Menſch — ich — ich — ich könnt' ſie erwürgen — die —" Er ſchwang die Fäuſte.

„Ja, mein braver Sohn," lachte der Förſter höhniſch und ſtrich ſich den Bart, „die Wahrheit hört keiner gern. Aber du kannſt et der Mutter net verdenken, wann ihr das doch zu arg war; mit dem Hätſchelkind war et nu aus, ſie hat —"

„Und du — und du?"

„No, ich hab' noch zum Guten geredt, obgleich du es net verdient haſt. Die Katharina Hoppe hat ſich denn auch zufrieden gegeben. Das is eine ſcharmante Frau, du haſt en Glück ſondergleichen. Sie will dir verzeihen un dich auf em Fleck heiraten. Du kannſt de Nacht hier bleiben, morgen früh machſte dann nach Wittlich un kommſt mit ihr in die Reih. Die Hochzeit —"

„Die Hochzeit wird net ſein," ſagte Hubert feſt; ſeine Stimme klang ruhig, aber es war wie Windſtille vor dem Sturm. „Nie — ich heirat' das Weib net!"

„So —" Des Vaters Augen flammten. „Un wenn ich ſag', du heiratſt ſie doch?! Gott ſollſte auf den Knieen danken, täglich, ſtündlich — du Hungerleider! So en miſerabler Lump wie du, der keinen Pfennig hat, nirgendwo gut thut, Schand auf em Buckel hat, kriegt ſo e ne ſchöne, reiche Frau! Menſch, denk, du kannſt der en Laden kaufen, du kannſt —"

„Ich verkauf' mich net," unterbrach ihn der Sohn kurz, „ſpar dein Red! Mir ſcheint, mer verſtehn uns doch net — ſei ſo gut und gieb mer das Sparkaſſenbuch, worauf der Mutter ihr Geld zu Wittlich eingetragen is; dann will ich gehen."

Der Ältere zuckte unmerklich zuſammen, dann fragte er ſcheinbar erſtaunt:

„Was for en Sparkaſſenbuch — was for Geld?"

„No" — der Jüngere trommelte ungeduldig mit den Fingern auf den Tiſch — „du weißt doch, das Geld, was mir nach em Tod von der Mutter gehört. Ich will et mir auszahlen laſſen. Wo is das Buch?"

„Nur Geduld!" Der andere ſah ihn einen Augenblick an und lachte ihm dann in's Geſicht. „Aha, ſo läuft der Has! Ja, mein junger Herr, da irren Se ſich! Denkſte vielleicht, daß man ſo einem Muſterſohn ſein Geld hinterläßt — Geld was ei'm zu heilig war, nur anzurühren — daß der es in alle Winde ſchmeißt un in e paar Jahren verjuchheht? Ne, ſo thöricht war die Mutter net, die war bei aller Schwachheit doch ene kluge Frau — Buch? Geld? Du haſt nix zu kriegen, als was ich der aus Gutherzigkeit geb'. Heirat du deine reiche Witwe, was brauchſte mehr?!"

„Nein!" Der Sohn ſtampfte mit dem Fuß auf. „Laß de Fiſematenten, ich will mein Geld!"

„Dein Geld? Verdien der welches, dann haſte welches — un ich verbitt' mir ſolchen Ton. Laß das

Trampeln! Was, du denkſt, ich lüg'? Das is heut bereits das zweitemal — halt dein Maul, du frecher Lümmel! Hier, willſte ſehen?" Der Förſter eilte zu dem Bureau an der Wand und riß ein Schubfach heraus, er hielt dem Sohn einen großen Bogen unter die Naſe. „Da ſteht et! ‚Ich, Annamargret Pantenburg, geborene Heid, vermache meinem Ehemann, dem Revierförſter Wilhelm Pantenburg zu Himmerod, mein Geſamtvermögen, beſtehend in der Summe von neuntauſend Mark — ſiſtiert auf der Sparkaſſe zu Wittlich — und einer Hypothek von ſechstauſend Mark ebendaſelbſt. Ich wünſche, daß er uneingeſchränkt und ſofort nach meinem Tode in Beſitz der Erbſchaft tritt.'"

Vor Huberts Augen flimmerte es.

„Und ich — und ich?" ſtammelte er.

„Ja, ſiehſte nu, da ſteht es — hier der Name der Erblaſſerin — hier der Notar und die Zeugen" — der Förſter wies mit dem Zeigefinger — „da ſtehn ſie!"

Mit einem haſtigen Griff riß ihm der Sohn das Blatt aus den Händen:

„Her den Fetzen, ich pfeif' drauf, ich —"

„Zerreiß du et nur." Der Vater ließ ihm gleichmütig das Papier. „Immer zerreiß du et — aber dann geh nach Wittlich auf 't Gericht, da liegt noch e ſo en zweiter Fetzen hinter Schloß un Riegel, das is der richtige. Ich möcht' dir net raten, den zu zerreißen — dies, dies hier is nur de Abſchrift. Ha, ha!" Er lachte kurz und gezwungen.

Wie vernichtet ließ der Sohn das Blatt zur Erde fallen. Er ſchloß die Augen, als ob ihn ſchwindle, und lehnte ſich ſchwer an das alte Cylinderbureau.

„Mutter — Mutter!“ ſtöhnten ſeine erbleichten Lippen.

Mit einem triumphierenden Blick maß ihn der Alte:

„No, was ſagſte nu — lüg' ich?“

Keine Antwort. Man hörte die Uhr ticken und den Holzwurm unter der Diele ſchraben. Eine Weile blieb es ſo.

„Hubert,“ tönte jetzt wieder die rauhe Stimme, „du dauerſt mich eigentlich. Was willſte anfangen? Geh in dich, heirat die Hoppe, werd en ordentlicher Menſch, un ich bin net dawider, dir von dem Geld emal was vorzuſchießen.“

„Von meinem Geld?!“ Der Jüngere lachte gellend.

„Von meinem Geld, meinſte,“ verbeſſerte der Ältere; „erſt nach meinem Tod wird et ſich finden, ob 't wieder dein Geld iſt. Aber es hat noch Weile bis dahin! So bald gedenk' ich noch net abzufahren,“ ſchloß er höhniſch und reckte ſeine kräftige Geſtalt. „No — was meinſte — was?“

Er lauſchte, er verſtand das Murmeln des andern nicht — plötzlich ein Wutſchrei, der Sohn packte ihn an der Bruſt und rüttelte ihn wild hin und her:

„Du Dieb! Betrüger!“

„Laß los, Lump infamer!“ Der Förſter wehrte ſich — vergebens!

Mit Rieſenkraft hielt ihn der Jüngere feſt und drückte ihn gegen die Wand.

„So — und nu ſag noch einmal: ‚Lump infamer!‘ — ich will dir jetzt ſagen, wer der Lump is — du, du, du!“ — er ſtieß ihn mit der geballten Fauſt vor die Bruſt — „du!“

Zornbebend ſchlug der Alte um ſich, Hubert packte ſeine Handgelenke und drückte ihm die Arme an den Leib.

„Das Kind haſte mißhandelt, den Mann haſte betrogen — ich bin dein Sohn net mehr. Ich betret' net mehr dein Haus. Aber ſagen will ich der, was ich von der denk'. Ruhig, ſtrampel net ſo! Die Mutter hat dich gefürcht', ſo lang ich denken kann, du haſt er das Teſtament abgeluxt, du haſt er noch auf dem Totenbett die Feder in de Finger gezwungen — ſtill, red kein Wort! Still!“ In furchtbarer Wut ſchrie Hubert: „Ich will auch gar kein Geld, et is beſudelt von dir! Du haſt mer aber mein Mutter genommen, das verzeih' ich der net — net in Ewigkeit — du haſt“ — krampfhaft ſchluckte er und rang nach Atem — „du haſt mich elend gemacht! Wunder dich net — du — du“ — er rüttelte den ſich Sträubenden — „du haſt emal Rechenſchaft abzulegen vor Gottes Thron — wart, wir begegnen uns noch! Ich will mich net verſündigen, ſonſt —“ Seine Augen blickten wild.

„Schlügſte mich tot!“ brüllte der Förſter, über deſſen kreideweißes Geſicht Wut und Haß in jähem

Wechſel jagten. „Ich fürcht' mich net. Schlag nur — meinen Fluch haſte — tauſendmal meinen Fluch — nu ſchlag zu!“

„Ich ſchlag' net.“ Hubert ließ den Vater plötzlich los und taumelte an den Tiſch zurück, er ſank auf den nächſten Stuhl und ſchlug den Kopf hart auf die Tiſchplatte. „Mutter — Mutter!“

Der Förſter ſtand mit verzerrtem Geſicht, es ſah aus, als wolle er ſich auf den Sitzenden ſtürzen. Nun ſprang der auf. Hubert ſah mit verſtörten Augen um ſich und ergriff Ränzel und Hut. Seine Rechte nahm den Stock und ſtieß ihn wuchtig auf den Boden, er wollte noch ſprechen, aber die Worte verſagten ihm; er drehte ſich raſch um und ließ die Thür hinter ſich in's Schloß fallen.

Nun tappte er über den Flur — nun ging die Hausthür, ſie kreiſchte in den Angeln — nun ward ſie zugeſchlagen — der Förſter lauſchte mit vorgebeugtem Oberkörper. Draußen winſelten die Hunde. Nun war alles ſtill. Er war fort.

Mit einem Seufzer der Erleichterung ergriff der Zurückgebliebene die Lampe, ſeine Hand zitterte doch. Er leuchtete hinaus in den Flur, dann öffnete er die Hausthür und rief die Hunde. Draußen ſchwarze Nacht. Er machte die Runde um's Haus, dann ging er wieder hinein und ſchloß ſorgfältig mit Ketten und Riegeln, vor die Fenſterläden legte er die eiſernen Stangen.

„Morgenden Tags nehm' ich mir den Jagd-

gehilfen in 't Haus," murmelte er und ſah ſich ſcheu um, „un eine Dienſtmagd muß auch her — ich will net allein ſein."

Hui! Draußen pfeift der Wind und heult ſchon wie Winterſturm, die Wipfel der Bäume biegen ſich, am Himmel jagen Wolkenballen. Nun praſſelt Regen nieder — eine böſe, menſchenfeindliche Nacht!

* * *

Zu Wittlich ſtanden die Leute auf dem Marktplatz und guckten mit neugierigen Geſichtern nach den Fenſtern von Kaufmann Kortz. Warme Frühlingswinde wehten über die Straße, um die weißgetünchten Giebel der einſtöckigen Häuſer tanzte Sonnenſchein, der Himmel zeigte ein wolkenloſes Blau.

Mai war's.

Die Männer ſtanden ſchon hemdärmelig vor den Thüren, die Schürzen der Weiber wehten im lauen Weſt, man feierte trotz des Vormittags; alle lachten.

„Ene, ſu wat," ſagte Flickſchneider Bonz und blinzelte pfiffig mit den Augen, „wat ich dat Kortzen gönn'! En Mordskerl, dän Hubert Pantenburg! Ha, ha — ha, ha — wat ſech dän Kortz wohl geärgert haot! Mondag üwer Nacht ſein uff emaol al ſein Hember, al ſein Boxen, al ſein ſtaatſche Kledaſch weg, on heit morjen krieht hän en Kaart per Poſt:

‚Die Hemden und die Hoſen ſitzen famos! Dies zu Ihrer Beruhigung.

In alter Anhänglichkeit H. P.'"

„Dän Kortzen es ganz onüwel gäwen für lauter Gall — ne, ne, e ſu en Filu!“

„Meiſter,“ fragte ein junges Mädchen, „es et dän Pantenburg och ſicher geweſt? En annern kennt jao nor e ſu geſchriewen haon!“

„Es et der alb ſchuns bang for dän ſcheenen Hubert?“ lachte der Alte und kniff das hübſche Ding in die Backen. „Jao, jao, bei de Mädercher haot dän alleweil Glück! Ech kurantören der, Traut, dän kriehn ſe net, dän kennt al de Verſteck in der ganzen Eifel. Duh kann de Polizei lang ſuchen!“

„Haot ihr et ſchuns geheert?“ miſchte ſich der lahme Steffen ein, der im erbärmlichſten Häuschen zu Wittlich wohnte und vom Bettel lebte. „Dän alden Pantenburg es onbännig wild öwer de Unducht von ſei'm Sohn! Al Nacht duht dän en annern Utz mit em dreiwen, hän ſchießt em dat Wild für der Diehr. De Regierung haot als dem Fechter geſchriewen, hän ſollt dem Öwelſtand uphelfen, ſunſt däht hän verſetzt gänn; duh haot dän Alden geſaot, de Schand öwerlewt hän net, ehnder ſullt dän Himmel off de Erd faalen, als dat hän dem Hubert weichen däht — on geflucht haot hän! Jeßmarijuſep, paßt uf, dat gitt en onüwle Saach!“

„O, dän!“ Die hübſche Traut warf die Lippen auf. „Dat es en alden Schinner!“

„Jao, jao“ — ein Bauerweib mit einer Hotte auf dem Rücken tippte die Sprecherin auf die Schulter — „dat Könd haot recht. Wißt, ihr Hähren, wann

dän Fechter ſenen Jong net ſo onüwel traktert hätt', dat wär' eweil net e ſu en Onverläjenhaat — dän Hubert es ganz gud. Ech ſein von Großlittgen derhäm, letzt waor hän bei mer, hän haot duh geſäß on gekriſch; mer mößt en Dauer met em haon, et es em zo üwel metgeſpellt gänn!"

„O Jeß!" Die junge Dirne hatte mit offenem Mund zugehört, nun ſeufzte ſie und ſenkte den Blick.

„Lao gieht hän!" flüſterte Steffen plötzlich und ſtieß ſie an.

„Wän — wuh — wuh?" Wie elektriſiert fuhren alle Köpfe herum.

„Noa drüwen — dän Alden!" ſagte der Lahme bedächtig, nahm langſam die Pfeife aus dem Mund und wies mit dem kurzen Stiel nach der andern Seite des Marktplatzes.

Richtig, da ging Förſter Pantenburg! Er war in der Sonntagsuniform, mit dem Hirſchfänger an der Seite, der lange Bart hing ihm, glänzend pomadiſiert, auf die Bruſt. An ſeinem Arm, ſelbſtbewußt um ſich blickend, ſchritt Frau Katharina Hoppe. Ihr ſchwarzſeidenes Kleid rauſchte und fegte den Straßenſchmutz zuſammen, der weiße Hut mit der weißen Straußenfeder ſaß auf den Hinterkopf geſchoben und wippte bei jedem Tritt. Sie ſah zufrieden aus — warum auch nicht? Konnte es der Sohn nicht ſein, war's wenigſtens der Vater! Seit Heiligdreikönigtag waren Förſter Pantenburg und

Frau Katharina Hoppe mit einander verſprochen, heut kamen ſie vom Standesamt, ſie warteten das Trauerjahr nicht ab.

Ein greller Pfiff ertönte, als die beiden über die Gaſſe ſchritten; die Buben dort auf dem Geländer der Rathaustreppe machten ſich ein Hauptvergnügen, ſie pfiffen ſchneidend hinter dem Paar drein, jetzt ſchrieen ſie gar: „Vill Pläſier, Hähr Fechter — grüßt dän Hubert — on Kortzen däht ſcheen danken! Da lau — oa lau!“

Der Förſter wandte ſich um, wie von einer Natter geſtochen, ſeine düſteren Augen unter den buſchigen Brauen ſprühten ordentlich, mit einer Verwünſchung und erhobener Hand fuhr er auf die Knaben los: „Wollt ihr wohl, verf—“ Mit lautem Gekreiſch ſtoben ſie von dannen, ſie rannten wie gepeitſcht, aber ſchon wieder an der nächſten Straßenecke tönte das Johlen: „Da lau — oa lau!“

„Laß doch, Pantenburg!“ Die behäbige Braut zupfte den Bräutigam am Ärmel und hing ſich von neuem an ſeinen Arm. „Warum willſte dich ärgern? Et is nix als Neid von den Leuten — nix als Neid!“ Sie warf den Kopf wieder ſtolz hintenüber und rauſchte mit ihm ab; unter den Zuſchauern auf der Gaſſe entſtand ein halblautes Gelächter.

„Wie ſech dat Framenſch pärſcht! Ne, kuckt lao dat Klaad, wat haot ſe ſech ufgedonnert! On dän Alden, wat es hän falſch gänn! Jao, vom Hubert kaonn hän net gud hieren!“

„Hän haot nau ales," ſagte Flickſchneider Bonz und zuckte die Achſeln, „äwer — Geld haot hän on en neie Fra — äwer ech mechten net in ſener Haut ſtechen — ene!" Die anderen nickten Beifall, eifrig ging die Unterhaltung weiter; jetzt wurde ſie unterbrochen.

Eine Frauensperſon trat auf die Gruppe zu, langſam war ſie die Häuſer entlang geſchlichen, niemand hatte ſie kommen ſehen; nun ſtand ſie plötzlich vor den Schwatzenden.

„Met Verlöw," fragte ſie leiſe und beſcheiden, „waor dat dän Fechter Pantenburg?"

„Jao, jao — waorom?" Die Leute ſahen erſtaunt und neugierig die Fremde an; die war nicht vom Ort, zu Wittlich kannten ſich alle.

„Da jao" — ſie zupfte an ihrem ärmlichen Rock und wies auf ein Bündel in ihrem linken Arm — „ech ſein e ſu weid här, ech giehn naoch Trier for en Dienſt; ech haon ſchuns en weiden Weg gemaach on öweral haon ech vom Fechter Pantenburg verzällt krieht, ech ſein ald ganz neigierig gänn — on dat eloa waor hän wirklich?"

„Jao." Die Männer lachten; der Flickſchneider, dem kein hübſches Geſicht entging, ſchaute dem Mädchen unter das Kopftuch, das tief beſchattend in die Stirn hing. „Noa, gelt," ſagte er mit gutmütigem Blinzeln, „dän Alden es net e ſu ſcheen? Äwer den Jongen, dän Hubert, dat es en feinen Kerl, dän mußte emaol ſiehn!"

„Ene, ene“ — die Fremde erhob abwehrend die Hände — „es hän hei?“ Sie ſchien ſich zu fürchten und ſchaute verſtohlen um ſich. „O, ihr Hähren, ech haon e ſu en Forcht, hän kennt mer ebbes duhn, wann ech ſu allein dorch de Wald giehn — hän es doach net hei erum?“ Ihre Augen fuhren unruhig umher.

„Kuckt elva de Bangbüx!“ Der Schneider amüſierte ſich köſtlich. „Ne, ne, de brauchſt net Angſt zo ſin, de ſcheene Mädercher duht hän neiſt! Mondag es hän ze Wittlich geweſt — duh haot hän hei en Geſchäft gehaot,“ — er ſtieß den Steffen in die Seite und blinkte ihm zu, die anderen kicherten — „äwer nau es hän lao erunner!“ Er wies mit dem Arm hinter ſich.

„Es et och waohr?“ Das Mädchen ergriff ängſtlich den ausgeſtreckten Arm. „Ihr duht mech net für en Naorr haalen?“

„O Jeß, Mädchen, wat bis dau Angſt — ne, dän es eweil rum nach Daun gangen; geſtern haot em dän Poſtellon uf der Chaſſee vun Manderſcheid nach Daun geſiehn, hän haot em gekennt.“

„On es hän alleweil for ſech alleen?“

„Mer ſaot, hän haot ſe Mädchen bei ſech in de Wald geholt; et es en liederlich Framenſch, dat Suß Endenich aus Großlittgen, et — nao, Ihr mößt et doach kennen,“ wandte ſich der Sprecher an die Bauerfrau, die, mit ihrer Hotte auf dem Rücken,

offenen Mundes daſtand, „Ihr ſeid doach lao berhäm!“

Ein lauernder Blick der Fremden ſchoß zur Seite, ſie drehte ſchnell das Geſicht ab.

Die Bäuerin ſchüttelte den Kopf:

„Ne, ech kennen dat Mädchen net mieh; als Könd haon ech et oft geſiehn, äwer nau es et ſchuns e ſu lang von berhäm. Dän alden Endenich es als dud, de Fra met de annre Könner es weg — ech weeß net, woar ſe ſein!“

„Se ſull en ſcheen Perßon ſein,“ meinte Steffen und paffte eifrig, „dän Hubert es ganz doll naoch er, hän es Wachs en ere Fingren.“

„Maant Ihr?“ Die Fremde lachte kurz; unbezwinglicher Spott zuckte um ihren Mund, in den ſchmalen, langbewimperten Augen blitzte eine heimliche Luſt, aber gleich darauf ſanken die Lider. In völlig verändertem Ton ſprach ſie: „Äwer nau adjüs, ihr Hähren! Ech danken eich ſcheen, ech muß eweil laafen, dat ech weider komm' — adjüs!“

„Häh, Mädchen, willſte net ebbes äßen? Duh bimmelt ſchuns de Middagsglock!“

„Ne, ne, ech danken eich“ — ſie ſchüttelte verneinend den Kopf — „ech ſein net hongrig, ech ſein ganz ſaat vun eirer Red!“ Sie lachte wieder, daß ihre geſunden weißen Zähne blinkten, dann machte ſie ein gezwungen ernſthaftes Geſicht und ſchlug ſchüchtern die Augen nieder wie vordem.

„Adjüs!“ Sie nickte und ſchritt raſch von dannen;

die Leute ſahen ihr wohlgefällig nach, bis die nächſte Straßenbiegung ihre Geſtalt verdeckte.

* * *

So lang die Fremde in den Gaſſen von Wittlich den Blicken ausgeſetzt war, ſchritt ſie dahin, wie eben ein ſittiges Eifeler Mädchen ſchreitet, mit den Nägelſchuhen derb auftretend, den Kopf geſenkt. Kaum lagen die letzten Häuſer hinter ihr, ſo veränderte ſich ihr Weſen. Sie ſchaute mit blitzenden Augen um ſich — niemand zu ſehen! Im Sonnenglanz lag das Städtchen, alles zum Mittagsmahl in den Häuſern.

Sie ſtieß ein halblautes Lachen aus und winkte mit der Hand höhniſch zurück: „Ihr Schaofsköp!“ Dann ſchlüpfte ſie behend in den Heckenweg, der ſich hinter den Scheunen und Gärten hinzieht. Oft blieb ſie ſtehen und hielt vorſichtig Umſchau; ſie ging in derſelben Richtung, aus der ſie gekommen, wieder zurück auf die Landſtraße nach Großlittgen und Himmerod.

Sie ſchritt wacker zu, jetzt war die Chauſſee erreicht — in flimmernder Luft lag Wittlich weit zurück, weiß und ſtaubig ſchlängelte ſich die Straße bergan — da war auch ſchon Wald, wie eine undurchdringliche Mauer ſchoben ſich Tannen vor, dazwiſchen Laubbäume mit zartgrünem Schleier.

Wieder hemmte das Mädchen den eiligen Schritt und

hielt die Hand über die Augen, die ſcharf und funkelnd Landſtraße, Felder, Nähe und Ferne überflogen.

„Ke Menſch," ſagte ſie triumphierend, ſprang leicht wie ein Reh über den Grabenrand und verfolgte mit Sicherheit einen kaum erkennbaren Pfad mitten durch's Dickicht.

Sie ging jetzt langſamer. Ihre Lippen ſpitzten ſich, übermütig begann ſie vor ſich hin zu pfeifen, wie Vogelgezwitſcher klang es. Das Kopftuch war ihr in den Nacken geglitten, ſie riß es vollends herunter, ungehindert ſpielte das grüngoldene Licht um ihre gebräunte Stirn. Gezweig ſtreifte ihr Haar, ab und zu verfing ſich ein Reis in ihren wirren Zöpfen und raufte drin, ſie hatte es nicht Acht. Wie eine Schlange wand ſie den geſchmeidigen Leib durch's Buſchwerk.

Eine halbe Stunde war wohl verſtrichen, jetzt begann die Wandrerin aufmerkſam nach rechts und links zu ſpähen, ihr Pfeifen ward lauter — da — ein antwortender Pfiff — darauf ein Brechen und Knicken von Äſten — ein Raſcheln im Unterholz — die Zweige ſchnellten auseinander, ein ſchlanker Mann ſetzte heraus mit ungeſtümem Sprung.

„Suß!" Er umfing ſie mit beiden Armen und küßte ſie wild und ſtürmiſch.

„Laoß!" Sie ſtieß ihn zurück und hielt ihn auf Armslänge von ſich ab, ihre Blicke liefen über die kräftige Geſtalt in der jägerähnlichen Kleidung, über das ſchöne Geſicht mit dem krauſen blonden Bart — ſie weidete ſich dran. Ihre Pupillen vergrößerten ſich,

ihre geſchmeidigen Glieder duckten ſich wie zum Sprung, nun tauchte ihr Geſicht mit den zitternden Naſenflügeln dicht vor dem ſeinen auf — ein Kuß und ein Biß brannten auf ſeiner Wange.

„Kotz Donner, Suß!“ Er rieb ſich die Backe.

„Ech haon dech freßlief,“ murmelte ſie zwiſchen den Zähnen, „dao — dao!“ Noch einen Kuß rechts und links, dann ſchnellte ſie zurück wie das Reptil, das ſeinem Opfer den giftigen Stich verſetzt hat. Sie lachte hell auf: „Da lau, Hubert, kuck net e ſu dumm!“

„Maach!“ Er drohte ihr ſcherzend, aber ſeine Augen leuchteten leidenſchaftlich; mit einem unterdrückten Schrei preßte er ſie an ſich, hob ſie mit den ſtarken Armen vom Boden und hielt ſie für Sekunden über ſich in der Schwebe. „Du, — o du!“

Sie lachte auf ihn herunter.

„Dau bis ſchwer!“ Er ließ ſie zur Erde, der Schweiß war ihm auf die Stirn getreten.

„Glöwen ech — äwer nau hör, Hubert“ — ſie zog ihn weiter — „mer haon ke Zeid zo verlieren; dein Vadder met ſener Madam haon ech ze Wittlich geſiehn — ſchwind, mer laafen naoch Himmerod! Hän es noach net derhäm, mer kennen em emaol büchtig beluchſen!“ Ihre Augen funkelten ſchadenfroh. „Ke Menſch denkt an dech — de Schaofsköp — ſe maanen al, dau wärſt rum naoch Daun gangen — ech hätt' bal de Plaatz krieht for Laachen!“

„Haſte em geſiehn,“ fragte er haſtig, „on de Hoppe och?“

Sie nickte; ihr Geſicht verfinſterte ſich, ſie ballte die Hände. „Dat Menſch! En ſeiden Klaad haot et an — on dän Fechter — oa dän — dän! Alles vun dei'm Geld, Hubert, laad et net — dau därfſt et net laaden — kujoner em — plaog em“ — ſie ziſchelte — „ons es dat Geld, wat ſe verduhn, ech mößt dat Klaad haon, on dau mößt Fechter gänn — oa dän Stehler, dän Hallunk! Kennten ech em nor kriehn, ech wullt em —“

„Suß, bis ſtill!“ Er legte ihr die Hand auf den Mund, zornig machte ſie ſich frei:

„Dau Schmachtlappes, dau has ke Koraſch! Gang doach liewer on gratelier em noach zo der Madam — Dein Mobber ſelig däht ſech noach em Grab ombrehn! En halw Jahr es ſe erſcht dud, de arm Fra!“

„Dau has recht!“ Eine tiefe Röte ſtieg ihm in die Stirn, ein ſchmerzlicher Ausdruck kam ihm raſch in die Augen. „Mutter!“ murmelte er, dann drückte er dem Mädchen die Hand. „Suß, dau bis e ſu klug!“ Er ſah ſie bewundernd an.

„Jao“ — ſie klopfte ihm die Backe — „duh nor ſtracks, wat dat Suß ſät! Noach es et net ganz verſpellt — Koraſch, Hubert! Denkſte, et micht mer Pläſier, de ganz Zeid em Wald ze lauſtern on mech lao zo verſtechen? E ſu hammer net gewett! Mer ſein eweil ſeid Benediktus hei erum, mer haon gehongert on gefror; wann ech net mannigmaol ebbes mitgeholt hätt', wat dann? Ne, Hubert, dat moß ſech ännern — mer möſſen dän Alden zo Kreiz kriehn

— mer möſſen — on dann — juchhäh!“ Sie machte einen Sprung und ſchüttelte den Kopf, daß ihr die wilden Zöpfe über den Rücken fielen.

Mit einem Gemiſch von Liebe und Scheu ſah der junge Menſch auf ſie.

„Et duht mer laad for dech,“ ſagte er gedrückt, „ech waoren ſu froh hei — e ſu froh“ — ſeine Bruſt weitete ein tiefer Atemzug, aufleuchtend ſchweifte ſein Blick durch das Waldgrün, gleich darauf ſank ihm die Stimme, wie Angſt klang es hindurch: „Äwer — Suß — dau wirſt mech doach net im Stich laoſſen, dau giehſt net fort? Saog, Mädchen — dau giehſt net fort — Suß! Suß?!“ Er haſchte nach ihrer Hand und drückte ſie heftig bis zum Schmerz. „Ech kaonn net lewen ohne dech — ſaog!“

„Da Jeß!“ Suß zuckte die Achſeln und ſchlenkerte ſeine Hand zur Seite. „Autſch!“

Weiter gab ſie keine Antwort; die Brauen zuſammengezogen, die kurze Oberlippe aufgeworfen, ſo ſchritt ſie vor ihm her. Er faßte ſie rauh am Arm, ſein Geſicht war bleich geworden.

„Mädchen, laoß de Dummheiten — ſaog, dat de mech net verlaoſſen duhſt! Suß!“

„Ech haon et lao bal ſaat,“ murrte ſie trotzig, „ſchaff ons Geld — ſons —“

„Suß!“ Er ſeufzte. Sie drehte den Kopf halb nach ihm um — es lag etwas Verächtliches in der Bewegung, ein häßliches Wort ſchwebte ihr auf den Lippen — da — wie er ſie anſah!

Seine dunklen Augen ruhten traurig auf ihr, Zorn und Kümmernis ſtritten in ſeinen Mienen; nun wurde ſeine Stimme bittend.

„Suß!“ Seine kräftige Geſtalt beugte ſich zu ihr nieder — ſie ſah ihn einen Augenblick ſtarr an, ihr böſer Blick ward weicher — dann lächelte ſie pfiffig, ſpitzte den Mund und ſchloß die Lider.

„Köß mech!“ ſagte ſie langſam.

„Suß!“ Mit einem Jubellaut drückte er ſeine Lippen auf die ihren; ſie rührte ſich nicht, mit geſchloſſenen Lidern hing ſie an ihm.

„On eweil dähſte bei mer bleiwen, och wanneh —“

„Jao, jao, jao!“ Sie ſchrie es ihm in die Ohren, ſie riß die Augen weit auf und brach in ſchallendes Gelächter aus. „Ha, ha — on nau, mein Jong — ha, ha — eweil gitt et ſtrawätzt, ſuns es dän Alden ſchuns derhäm!“

Sie machte ſich los, faßte ihn an der Hand und zerrte ihn hinter ſich drein, immer durch Geſtrüpp und Buſchwerk, mit unfehlbarer Sicherheit. Durch das zarte Laubdach fielen ihr die Sonnenſtrahlen mitten in's Geſicht, ohne zu blinzeln richtete ſie den Blick feſt geradeaus. Sie ſchien keine Müdigkeit zu kennen, ihre Sehnen waren von Stahl, ein heimliches Frohlocken ſchwellte ihre Geſtalt. Er folgte ihr auf den Ferſen.

* * *

Tief dunkle Spätſommernacht lag über den Höhen und Gründen des Kunowaldes. Nichts regte ſich.

Im Forſthaus brannte kein Licht mehr. Frau Katharina Pantenburg, verwitwete Hoppe, ſchlief. Die Zahl der Hunde war noch um drei vermehrt; auch ſie lagen im Schlaf, die Naſe auf die Vorderpfoten gedrückt. Kein Laut.

Die Stille beängſtigte den Förſter, er allein lag im Bett und konnte nicht ſchlafen. Die Fenſter waren mit den Läden feſt verſchloſſen, eine dicke dumpfe Luft brütete in der Kammer.

Pantenburg lag mit offenen Augen, ſie brannten ihm; der Mund war ihm ausgetrocknet. Er warf ſich ungeſtüm von einer Seite zur andern, in den Adern floß ihm kein Blut — nein — Feuer, Feuer! Er riß die Decke ab und richtete ſich halb auf — o, dieſer Ärger! Wenn der Lump, der Strolch, der Vagabund nicht war, konnte er ruhig ſchlafen! Jetzt keine Ruhe.

Der Förſter ſtöhnte, er lauſchte auf die Atemzüge ſeiner Frau. Wie ſie ſchlief — das dicke, dumme Menſch! Jetzt ſchnarchte ſie gar. — „O!“ Pantenburg taſtete im Dunkeln nach den Kleidern auf dem Stuhl vor'm Bett; er konnte das Schnarchen nicht mehr hören, es dröhnte ihm in den Ohren, es machte ihn raſend. Sie war ihm widerwärtig, alles war ihm widerwärtig — alles ärgerte ihn — das war ein Hundeleben!

Während er geräuſchlos die Kleider überzog, tobten ihm die Gedanken. Der Rock ſchlotterte ihm um die Schultern — ja, er war abgemagert, gelb im Geſicht vor unterdrückter Galle; die Augen lagen ihm tief und blutunterlaufen im Kopf. Das waren Sommer-

monate! Von der Forſtverwaltung ein Verweis nach dem andern; die Leute lachten hinter ihm drein — o, er ſah's wohl, wenn ſie's auch heimlich thaten! Sie freuten ſich, ſie gönnten es dem „Schinner“! Wilddiebſtahl über Wilddiebſtahl. Zwei, drei Nächte hinter einander hörte er die Schüſſe fallen; war er links, dann knallte es rechts — war er auf dem Berg, dann war's unten im Thal — der Kerl hatte Wind von jedwedem.

Sie ſteckten alle unter einer Decke — ha, das Luderzeug! Selbſt dem Jagdgehülfen war nicht zu trauen. Und in ſeiner Hochzeitnacht, welch ein Skandal! Ein hölliſches Pfeifen, ein Johlen, ein Lärmen war vor den Fenſtern erklungen — ein Trommeln, dazwiſchen Hohngelächter, Quieken, Kreiſchen, als ob das wilde Heer durch die Luft zöge. Wütend war der Hochzeiter vor die Thür geſtürzt — nichts zu ſehen! Kaum war er drinnen, donnerte ein Hagel von Steinen gegen die Läden, das hölliſche Toben verſtärkte ſich — ſo ging's bis zum Morgengrauen. Frau Katharina zeterte und heulte und beſchwor ihren Mann, ſich verſetzen zu laſſen. Zornig fuhr er ſie an: „Das ſollt fehlen, ich dem Lump weichen — ich! — Schweig mir!“ Seither wagte ſie nichts mehr zu ſagen, ſie wandelte ohnehin nicht auf Roſen.

„Wann ich hän krieg, den Kerl, den vermaledeiten —“ der Förſter war jetzt angezogen und tappte zur Kammer hinaus — halt — fiel da nicht ein Schuß? — Nein, nichts! Es war das Blut, das ihm in

den Schläfen pochte, in den Ohren rauſchte. So ging es alle Nacht, er lag im Bett und lauſchte, und das überanſtrengte Gehör närrte ihn.

„Ich werd' verrückt!“ Pantenburg hielt ſich den Kopf mit beiden Händen. Er biß die Zähne auf einander: „Hätt' ich ihn totgeſchlagen als Jung — pah — beſſer damals, als jetzt — denn wann ich ihn treff' —“ Eine lange Pauſe, dann ein heiſeres, zitterndes Gemurmel: „Einer von uns muß weg — ich ertrag' die Schand und den Spott net — ne, un wenn 't mich die Seligkeit koſt' — haha, die is ohnehin verſpielt!“

Er lachte bitter und ſah ſich dann ſchaudernd um — alles finſter; er taſtete zum Tiſch, auf dem Feuerzeug ſtand. Ein klägliches Flämmchen flackerte auf, um gleich wieder zu erlöſchen — noch ein Streichholz — noch eins, — mit einem Fluch warf der Förſter die ganze Schachtel auf den Tiſch. Alles gegen ihn, alles ihm zum Poſſen!

Er riß Gewehr und Patrontaſche von der Wand, ſeine Hand fühlte nach dem Drücker; noch war ſcharf geladen. Er tappte zur Thür — nur heraus, heraus, die Luft drin war zum Erſticken! — Er ſchlorrte durch den Flur, ſchob den Riegel zurück und hakte die Kette los — vor dem eigenen Sohn ſo verrammelt — nein, nicht bloß vor dem Sohn; da waren Geſtalten, ein ganzes Heer, ſchwarz und finſter, allezeit bereit, über ihn herzufallen!

„Ah!“ Der Förſter riß die Knöpfe des Rockes

auf und hielt die Bruſt der Nachtluft entgegen — das kühlte! Luft!

Mit ſchwerem Tritt machte er die Runde um's Haus. Die Nacht war ſtill, kaum ein Rauſchen in den Wipfeln — noch immer nicht Kühlung genug. — Ob er wohl hier herum im Wald war? — Pantenburg fühlte nach dem Gewehr; heut wär's eine Luſt geweſen, ihm eins aufzubrennen. — „Ha!" — der Förſter faßte ſich nach dem Hals, es würgte ihn ordentlich da, eine namenloſe Wut trieb ihm jäh das Blut zu Kopf, vor den Augen rotes Geflimmer — er hätte ihn morden können — morden — den —

„Was — was willſt du?!" Er ſchrie plötzlich laut auf und ſtreckte die Hände vor ſich — auf dem Pfad ſchimmerte eine helle Geſtalt — ſie glitt vor ihn hin — jetzt —

„Annamargret!" Dem Mann ſchlugen die Zähne zuſammen. „Fleiſch von deinem Fleiſch, Blut von deinem Blut —"

Wer hatte das geflüſtert?

Es ſäuſelte in den Büſchen, mit einem Ächzen hob der Förſter den Gewehrkolben — nichts — der weiße Stamm einer Birke löſte ſich hell aus der dunklen Umgebung.

„Ich werd' verrückt! O —"

Wie ein Trunkener taumelte er tiefer in den Wald, er irrte umher; wie lange? Wer weiß. Nach Mitternacht mußte der Mond aufgehen — richtig, da

war er! Seine halbe Scheibe warf nur ein unsicheres Licht.

Mitten im Wald wanderte Pantenburg, vielmehr er lief, als ob ihn jemand jage; er hätte zerschmettern mögen, was ihm in den Weg kam, er hätte — ja, was hätte er nichts alles gemocht! — Da — wer war das?! Wer?!

Dort am Ende der Schneise, die hinunter zur Salm führt, tauchte eine Gestalt auf — sie schritt heran — ein großer schlanker Mensch! Er ging achtlos, er kam näher — die zitternden Mondstrahlen leuchteten ihm in's Gesicht.

„Halt," brüllte der Förster, „halt, im Namen des Gesetzes!"

Der Angerufene zuckte zusammen; er wendete sich halb zurück, als wolle er in eiliger Flucht sein Heil suchen; er zögerte — nur einen Augenblick, dann schritt er ruhig noch näher.

Jetzt standen sie auf zehn Schritte einander gegenüber — Vater und Sohn. Sie standen für Augenblicke regungslos, die Blicke bohrten sich in einander — ein Blatt wehte vom nächsten Baum, man hörte es fallen.

„Brauchst net e so ze schreien," sagte Hubert mit einem tiefen zitternden Atemzug, ein geringschätziger Zug huschte um seinen Mund, „ich steh' schon. Wann ich gewollt hätt', wär ich ja längst weggerannt. Ich han dich kommen sehn — et is mer lieb, daß ich dich treff'. Ich han zwar gemeint, ich hätt' mit dir

nie ebbes mehr zu reden — ich han mich getäuſcht. Es muß en End werden mit uns — hörſte, en End!“

„En End,“ wiederholte der Förſter; weiter ſprach er nichts. Seine Rechte fingerte unruhig am Kolben der Büchſe.

Der junge Menſch in dem verlumpten Jagdrock, in den Stiefeln, aus denen die Zehen ſich vorbohrten, holte wieder unruhig Atem. Eine finſtere Entſchloſſenheit lag auf dem Geſicht mit dem verwilderten Bart. Hubert Pantenburg ſah ſehr heruntergekommen aus, hager, elend, ſeine Augen umgrenzten bleifarbene Schatten. Seine Stimme klang heiſer. „Ich bin en elender Lump,“ ſagte er, „du bis auch elend, un en Lump biſte auch — warum ſollen ſich zwei Lumpe net verdragen? Gieb mer de Hälfte von dem Geld, un ich ſchwör' der, ich kehr' um, ich werd' noch en ordentlicher Menſch!“

„Wer 't glaubt!“ Der Förſter lachte höhniſch. „Ich hab' mit dir nix zu ſchaffen — du Vagabond — du Dieb! Du has ſo viel Unehr über meinen Namen gebracht, es kann net ſchlimmer werden — halt, ich verhafte dich im Namen des Geſetzes!“ Er ſtreckte den Arm aus.

Mit blitzenden Augen ſprang Hubert einen Schritt zurück, ſeine Hände riſſen die Büchſe von der Schulter: „Rühr mich net an, ſonſt — ich bin ſo elend, daß ich nix mehr ſcheu'! Weißte, was et heißt, ſich verſtechen von früh bis ſpät, auf der Hut ſein alleweil,

von Geſtohlenem leben; weißte, was et is, wann ei'm dän eignen Vadder betrügt, wann mer ſei'm Schatz nimmeh traut un de Modder, de einzig, de ei'm lieb gehatt hat, ei'm auch genommen is, net nur vom Tod, auch e ſo — du weißt ſchon — ſag, wän is hier dän größten Dieb? — Du giebſt kein Antwort? O, dich kennen mer, du fürchtſt dich vor mir! Du weißt e ſo gut wie ich, daß du de Modder umgebracht has! Fahr net zuſammen un lang net nach der Büchs — ja, du has ſe erſtickt in der Furcht vor dir, du has ſe zu Boden gedrückt mit deiner Fauſt, un als ſe zerbrochen war an Leib un Seel, da haſte gefrohlockt wie en Teufel. Da haſte dem Sohn noch das letzte geſtohl', das Geld, das em zukömmt — un haſt em noch das allerletzte geſtohl', den Segen von ſeiner Mutter! O, du vermaledeiter Schuft! — Un nu ſag, daß de dat Geld giebſt, freiwillig giebſt, dann —" er ſchnitt mit der Hand durch die Luft — „ſein mer fertig!"

Eine gellende Hohnlache antwortete ihm, widrig und ſchaurig gab der Wald ſie zurück. „Nie, nie, nie — keinen Pfennig kriegſte! Haſt ja auch keinen Tropfen Blut von mir — warum hab' ich dich gehaßt? Ich hab' et lang net gewußt, jetzt weiß ich 't. Kann leicht ſein, die Heullieſe hat dich irgendwo aufgetrieben — die ſo fromm thun, ſind alleweil die ſchlimmſten — ſe hat mich betrogen, du bis en Bankert — ja, en Bankert mußte ſein, biſte, du, du, du —"

91196

„Hal de Maul!“ Zitternd wie ein vom Wind geſchütteltes Laub legte der Sohn die Flinte an die Backe. „Noch emal beſchimpfſte mein' Modder, ich ſchießen dich dod wie en dollen Hund!“

„Du —“ der Förſter legt ebenfalls an, ſeine Augen funkeln, maßloſe Wut verzerrt ſein Geſicht, der Lauf der Büchſe ſchwankt hin und her — „Bankert!“

„Lügner!“

Zwei Schüſſe knallen zu gleicher Zeit — der Sohn ſteht aufrecht, das Gewehr umklammernd — der Vater läßt mit einem gegurgelten Laut die Waffe fallen, er ſtürzt zu Boden, hintenüber, die Arme weit abgeſtreckt.

Tot! — Hubert ſteht regungslos, ſein Herz ſetzt den Schlag aus, er wagt ſich nicht zu rühren, er hält den Atem an; mit vorquellenden Augen ſtarrt er auf den da am Boden.

Ein leiſes Raſcheln geht durchs Gras, jetzt knicken die Äſte — was flüſtert im Gebüſch?! Ein Nachtvogel fliegt auf, er krächzt, andere Stimmen antworten — wieder Totenſtille — und nun — nun?

Mörder! — Hubert macht einen Satz wie ein auf's Blatt getroffener Hirſch; er ſieht ſich nicht mehr um, er ſtürzt davon mitten durch's Geſtrüpp — bergauf, bergab. — Schiefergeröll praſſelt hinter ihm drein — immer weiter, weiter — immer wilder, wilder — nur fort, fort . . .

Wohin er gerannt war, er wußte es nicht, mechaniſch trugen ihn die Füße. Er war zu Tode ermattet, in

Schweiß gebadet. Endlich rauſchte die Salm, das Bewußtſein kam ihm wieder.

Er war im Grund; ſchwarz hoben ſich die Mauern der Abtei Himmerod. Er ſchritt durch feuchten Raſen, kletterte mühſam zum Bach hinab und hielt die Hände in das perlende Waſſer. Blut — Blut an den Händen, nicht zu ſehen, und doch klebte es dran!

„Jeſſes Maria!“ Verzweifelt fuhr ſein Blick umher — dunkel der Wald, dunkel der Himmel, wenig ängſtliche Sterne — er hätte beten mögen und fand keine Worte. Stöhnend ſchlug er ſich gegen die Stirn — was hatte er gethan? — Und doch —

„Er hat ſe beſchimpft,“ murmelte er, und ein trotzig wilder Ausdruck legte ſich über ſein bleiches Geſicht. Was nun — was würde geſchehen — was würde Suß ſagen? O, die! Eine namenloſe Angſt ſchnürte ihm die Bruſt zuſammen; nicht die Angſt vor dem Toten, der da oben im Wald lag und mit den verglaſten Augen nach dem Mörder ſtierte, auch nicht die Angſt vor der Strafe — nein, Angſt vor der Lebenden, um die Lebende. Wenn ſie ihn verließ?! Sie war herb und böſe die letzten Wochen.

„Suß!“ Er warf die Arme gen Himmel und ächzte in ſeiner Seelenpein, dann ſtürmte er vorwärts, den Ruinen zu. Sein Fuß berührte kaum den Boden.

Er durcheilte das Portal, den Kreuzgang, er ſtolperte über Schutt und Trümmer; der Weg war noch beſchwerlicher wie vor Jahren, auch mit Abſicht ungangbar gemacht. Er ſtrauchelte, er ſtürzte; ſeine

Stirn ſchlug gegen einen Stein, er fühlte, wie ihm das warme Blut die Naſe entlang rann, er raffte ſich auf — jetzt ſtand er an der halbverſchütteten Öffnung der Wand, er kroch hindurch — jetzt war er unten. Alles dunkel.

„Suß, Suß!“ Keine Antwort. Sie war nicht da — wo?!

Mit einem dumpfen Seufzer warf ſich Hubert auf den Boden. Kein klarer Gedanke war mehr in ſeinem Kopf, alles wirrte durcheinander, eine betäubende Abſpannung lähmte ihn; er fühlte, wie ſie über ihn hinkroch, vom Scheitel bis hinab zur äußerſten Fußſpitze. Er konnte kein Glied mehr rühren. Er blieb liegen und ſchloß die Augen.

Ob er geſchlafen hatte? Schwer und widerwillig öffneten ſich jetzt ſeine Lider; es war hell in dem Gewölbe, ein Feuer brannte, und vor ihm an der Wand lehnte Suß, die Arme über der Bruſt in einander geſchlagen. Der züngelnde Flackerſchein warf phantaſtiſche Lichter auf ihr Geſicht, das wilde braune Haar über der Stirn ſchimmerte rotgolden.

Sie hatte den Schläfer mit dem Fuß in die Seite geſtoßen: „Noa, dau ſchliefſt jao wie en Ratz! Dech kennten ſe em Schlaof abnehme kommen, dau gieſs dat net gewaohr!“ Ihre verſchlagenen Augen funkelten ihn boshaft an. „Maach, et es Morjen!“

„Morjen?!“ Der Mann richtete ſich taumelnd halb auf, er ſah verſtört ein paar Augenblicke um ſich, dann ſchlug er mit einem lauten Schrei die Hände

vors Geſicht: „Ech haon mei Vadder dodgeſchoß — o!“ Er ſtöhnte.

„Wat — wat — biſte doll?“ Sie beugte ſich vor mit weit aufgeriſſenen Augen. „Wat? Dän Fechter dod — on dau — dau hättſt em —“

„Jao, jao — heit nacht — owen im Wald — ech haon em um dat Geld gefraogt, dau haott'ſt doach geſaot, ech mößt et —“

„On es hän werklich dod?“ unterbrach ſie ihn haſtig, „ganz dod?“ Ihre Stimme klang heiſer vor Erregung, ihre Nüſtern blähten ſich.

Ohne Wort nickte der Unglückliche. Plötzlich hob er das Geſicht aus den Händen, ein krampfhaftes, trockenes Schluchzen erſchütterte ſeine Geſtalt, er kroch über den Boden, er umklammerte ihre Kniee, er ſchlug ſeine zitternden Finger in ihr Kleid.

„Suß, ſaog, dau verließt mech net! Suß, ech bringen dech om, wann de von mer giehſt — Suß — Suß!“ Er ſchrie es in verzehrender Angſt und drückte ſein Geſicht in die Falten des armſeligen Rocks.

Sie ſah auf ihn nieder mit einem rätſelhaften Ausdruck, ihre Lippen hoben ſich von den blinkenden Zähnen; es war ein grauſames Lächeln, dann bückte ſie ſich langſam und kauerte neben ihm auf dem Boden nieder. Sie zog ſeinen Kopf in ihren Schoß und ſtrich leiſe über ſein zerwühltes Haar; immer über dieſelbe Stelle, vom Wirbel bis zum Genick, immer wieder und wieder. „Laoß ſin, Hubert,“ raunte ſie dazu, „dat es net e ſu ſchlimm. Dat es gud, dat

hän dod es, dän Schinner! Eweil kriehſte dat Geld — freu dech, Hubert, freu dech!"

Er gab keinen Laut von ſich.

* * *

Im Forſthaus war die Stube verdunkelt; es roch nach Karbol und allen möglichen Medikamenten. Der Jagdgehilfe und die Magd ſchlichen auf den Zehen, die Hunde krochen mit eingezogenem Schwanz in die Ecken. Ihren Herrn hatte man nach Hauſe gebracht auf einer Bahre von Zweigen.

Faſt vierundzwanzig Stunden hatte der Förſter im Wald gelegen, ehe man ihn gefunden; die Fliegen ſaßen auf ihm. Er lebte noch, aber wie! Von Grauſen und Wundfieber war ſein Verſtand umnachtet; er tobte, er ſchrie, er ſuchte den Verband abzureißen, er brüllte nach dem Gericht und wimmerte dann kläglich: „Annamargret, weg — was willſte — weg!" Er ſchlug nach ſeiner Frau und ſchüttelte ſich bei ihrem Anblick.

Auf dieſe wilden Stürme waren Tage der tiefſten Abſpannung gefolgt, Tage, in denen mehr als einmal die ſchwache Lebensflamme zu erlöſchen drohte. Der Förſter lag auf dem Schmerzenslager, ein Schatten ſeiner ſelbſt, zum Skelett abgemagert, das Haar völlig ergraut, die Augen eingeſunken. Röchelnd ging der Atem aus der wunden Bruſt, die Lunge war von der

Kugel durchbohrt. Er würde leben, ja, gewiß, aber — der Arzt zuckte die Achseln, als Frau Katharina ihn fragte. Sie brach in lautes Geheul aus. Das hatte ihr gefehlt — en alten Mann und noch dazu en kranken Mann, en Krüppel! Sie rang die Hände, aber es war mehr Wut wie Schmerz.

Die Gerichtskommission erschrak, als sie nach acht Tagen kam, um die Aussage des Försters zu Protokoll zu nehmen. Die Herren glaubten dem Aussehen nach, einen Sterbenden vor sich zu haben, aber mit ungeahnter Kraft saß der Kranke halb aufgerichtet in den stützenden Kissen. Eine wilde Energie ließ ihn die Schwäche überwinden. Er machte seine Aussage klar und bestimmt, und was er nicht in Worten sagte, das sagten seine Blicke; ein tödlicher, unversöhnlicher Haß sprühte aus den matten, eingesunkenen Augen beim Namen des Sohnes.

„Er war es, Hubert Pantenburg! Er hat mich totschießen wollen — fehl gegangen — ah!“

Mit einem Seufzer der Befriedigung sank der Förster in die Kissen zurück und schloß die Lider. Als sich die Herren geräuschlos entfernten, schlief er den ersten ruhigen Schlaf.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von der That des jungen Pantenburg durch die Gegend. Die ganze Eifel war in Aufregung. Wo war er?

In den Dörfern läutete man Sturm, die Menschen rannten zu Hauf, die freiwillige Feuerwehr ward auf-

geboten und ſuchte Berge und Schluchten ab — vergebens!

Aus den Flecken und Städtchen kam die Gendarmerie angerückt, mit Geraſſel und Geklapper durchſtreifte ſie die Wälder — umſonſt, alles umſonſt!

Er war entwiſcht. Wohin? Keiner wußte es, und wer es vielleicht wußte, der ſchwieg. Kaufmann Kortz zu Wittlich wagte vor Furcht nicht, ſein Haus zu verlaſſen, er verrammelte alle Thüren, und manche andere machten's ihm nach. Die Geld hatten, trugen's auf die Sparkaſſe — nur nicht im Hauſe behalten, keinen Pfennig; über Nacht konnte er kommen und alles wegholen. Ein dunkles Gerücht ſchwirrte durch die Luft, bald war es gewiß: er war nicht weit, er lauerte nur auf die nächſte Gelegenheit, ſich Geld zu verſchaffen und damit über die Grenze zu flüchten.

Während die zu Wittlich ſich fürchteten, fürchteten die zu Manderſcheid ſich ebenſo; die zu Daun, zu Gerolſtein, zu Kyllburg, zu Hillesheim und ſo weiter erſt recht. Überall ſollte er ſein. Man wagte ſich nachts nicht mehr auf die Straße; wer durch den Wald zu wandern oder zu fahren hatte, that's nicht allein. Der reiche Müller in der einſamen Neumühle zwiſchen Manderſcheid und Himmerod ließ allnächtlich ſeine bewaffneten Knechte wachen. War Hubert doch geſtern hier geſehen worden, vorgeſtern da — morgen war er dort — womöglich zur ſelben Stunde an ſechs Orten zugleich! O, dieſe Angſt!

Nur die Armen fürchteten ſich nicht, ſie wußten,

was Hubert Pantenburg einſt lachend geſagt hatte: „De Armen haon neiſt, on dän Reichen ſchaod et neiſt!“ Sie hatten nichts zu verlieren.

Auf dem Marktplatz zu Wittlich ſammelte ſich das Volk; kaum zu denken, daß das kleine Neſt ſo viel Menſchen in ſich barg. Das war ein Geſumme und Gewoge in dem Haufen, der ſich vor der Rathausmauer drängte.

„Kuckt elao — dreihunnert Mark.“

„Hau! Hunnert Dahler — lao ſtieht et!“

„Is et menſchenmielich? Ene, ſu wat! Könder, e ſu ebbes es noach net paſſert!“ Sie laſen alle den Zettel, der an der Wand klebte. Mit großen deutlichen Buchſtaben ſtand es darauf: „Belohnung! Dreihundert Mark Belohnung demjenigen, welcher den Aufenthalt des flüchtigen Hubert Pantenburg, der des Wilddiebſtahls und des verſuchten Mordes dringend verdächtig iſt, anzeigt oder ſelbigen der Behörde überliefert.“

„Hau, dreihunnert Mark!“

„Dat es en Sündegeld,“ brummte Flickſchneider Bonz und ſchlug ſeinen Nebenmann auf den abgeſchabten Rock, „ech mechten et äwer net verdeenen — wat maant Ihr, Steffen?“

„O Jeß, ech och net! Dat mech unſen Hährgott bewaohr!“

Die beiden ſteckten die Köpfe zuſammen und flüſterten; es war nicht viel zu verſtehen, nur die letzten Worte klangen deutlicher: „Se ſaon, wann ſe

em net kriehn, laoßen ſe Zaldaoten kommen — dän armen Deiwel!“

* * *

Durch den Kunowald marſchierte ein Zug Soldaten, Trierer Neunundſechziger, etwa zwanzig Mann. Sie ſahen müde und verdroſſen drein. Ihre Uniformen waren mit Schmutz beſpritzt, die Knöpfe von Näſſe blind, die Hoſen ſteckten in den kotigen Stiefeln.

„Trab — trab“ ging es die Straße hinan. Ein feiner Regen ſtäubte nieder, die Waldbäume ließen traurig die Blätter hängen. Noch alles ſcheinbar grün, aber ſchon ein Geruch von abſterbendem Kraut; ein bitterlicher Geruch, der über den Boden hinkriecht und von dort wie Moder aufſteigt. Die Luft herb; ſie ſchauerte einem bis auf's Mark.

Die Soldaten ſchlenkerten die Hände hin und her und ſchlugen ſie dann zuſammen — huh, kalt! Verdrießlich — nun ſchon acht Tage die Eifel abgerannt und den Kerl nicht gefunden! Wo waren ſie nicht überall herum gekrochen?! Jeder harmloſe Wanderer wurde aufgegriffen und ausgefragt; immer war die Antwort verſchieden. Der wies nach Weſten, der nach Oſten — der nach Süden, jener nach Norden — ſoviel Köpfe, ſo viel Meinungen.

Heut morgen war's geweſen, da hatte man es ihnen aber geſteckt; der Pantenburg ſei gar nicht weit,

er halte ſich im Kunowald zwiſchen Himmerod und Großlittgen verborgen, dort kenne er die Schliche am beſten. Das war gut geſagt, aber der Wald war groß und dicht und dabei das Hundewetter, und die Leute ſehnten ſich nach ihrer Kaſerne; mit ausdrucksloſen Mienen und ſtumpfer Gleichgiltigkeit tappten ſie hinter einander drein.

„Halt!“ Der Führer des kleinen Zuges blieb ſtehen und ſah ſich prüfend um. „Wo ſind wir?“ Er zog die Karte aus der Bruſttaſche und faltete ſie aus einander. „Sie da, Krämer, machen Sie mal en krummen Buckel!“

Der Gerufene beugte den Rücken, die Karte wurde wie auf einem Tiſch ausgebreitet, und nun neigte ſich das dicke rote Geſicht des Vorgeſetzten darüber.

„Aha — alſo hier ſind wir,“ er ſtemmte den Finger feſt auf die Karte — ein Windſtoß drohte, ſie wegzureißen — „wir ſind auf der Höh! Gradaus geht's nach Großlittgen, links kommen wir nach Himmerod — wo, in drei Teufels Namen, gehn wir nu zuerſt? — Zapperment noch emal, da ſoll doch — hm, hm!“ Er ſchob die Mütze vom linken Ohr auf's rechte und pruſtete gewaltig.

„Herr Feldwebel,“ meinte ein Vorwitziger, „mer können uns ja teilen, zehn Mann gehn ſo erum, zehn Mann ſo. Steckt er hier, dann treiben mer ihn nach der Mitte; bei der Jagd macht mer et doch immer ſo!“

„Was hat er zu reden? Maul halten, er —“

der Feldwebel ſchrie zornig den unberufenen Sprecher an, packte unwirſch die Karte zuſammen und ſteckte ſie in die Taſche. „Ja, ihn treiben wie ein gehetztes Wild, das wär' ſo was. — Kotz Zackerlot, der verfluchte Bengel — wer hätte das gedacht?!“ Auf den kotigen Boden ſtarrend, murmelte Feldwebel Bonekamp die Worte in ſich hinein, und dann auffahrend: „No, was ſtiert ihr mich an? Voran — ſchnallt ab — hier wird Raſt gemacht!“

Er wies auf einen runden Platz zur Rechten, einigermaßen geſchützt von alten Buchen, die ihre breiten Äſte wie einen Schirm ausſtreckten. „Kaiſergarten“ ſtand an einer verwitterten Holztafel.

Verwundert wechſelten die Leute Blicke — jetzt hier raſten, bei der Näſſe, ſo kurz vor'm Ziel? Ne, der Feldwebel war jetzt immer komiſch! „Mer ſoll'n Bucheckern freſſen,“ flüſterte der Vorwitzige den Kameraden zu; einige grinſten, die anderen ſchimpften heimlich.

Ne, ſo niederträchtig wie die letzten acht Tage war der Feldwebel nie geweſen!

Kopfſchüttelnd warfen die Leute die Torniſter zur Erde und wickelten ſich in ihre Mäntel; der Führer ging, etwas von ihnen entfernt, mit ſtarken Schritten auf und nieder.

Ja, Feldwebel Bonekamp hatte es ſchwer! Mußte auch gerade der Sergeant krank liegen, als das Militär aufgeboten wurde! Aber ehe er dem Unteroffizier Knopp, dem rohen Kerl, die Sache in den

Fingern ließ, übernahm er lieber ſelbſt das Kommando.

„Aber, Bonekamp, es geht Sie ja eigentlich gar nichts an,“ hatte Hauptmann von Dümchen geſagt, als er bei dieſem die Inſtruktionen einholte.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, geht mich auch gar nichts an, aber —“ das weitere war in einem furchtbaren Pruſten erſtickt.

Bonekamps Herz war ſchwer; er hatte ſich zu dem Kommando gedrängt, obgleich es ihm ſo bitter ſauer wurde wie noch keins in ſeinem Leben. „Lieber Steine kloppen,“ brummte er ingrimmig. Aber ſie ſollten den Jungen nicht ſo roh anpacken, ſie ſollten ihn nicht behandeln wie einen gemeinen Mörder — nein! „Lieber Herrgott,“ ſeufzte der biedere Mann und warf einen vorwurfsvollen Blick gen Himmel, „du biſt mannigmal ganz kurios!“

Er hatte ſich ſeine Lebzeit nicht mit philoſophiſchen Betrachtungen abgegeben, aber die acht Tage in der Eifel, ja die! So viel geflucht hatte er noch nie und ſo viel gepruſtet erſt recht nicht.

„Er hat den chroniſchen Schnuppen,“ ſagten die Leute und lachten ihn aus. Was wußten die leichtſinnigen jungen Kerle, warum ihr Feldwebel pruſtete?!

„Schade — ſchade,“ ſagte Bonekamp laut vor ſich hin, als er durch's naſſe Moos auf und ab ſtampfte. Er ſah nach ſeinen Leuten hinüber; ſie hatten ſich's unter den ſchützenden Buchen, ſo gut es ging, bequem gemacht, er hörte ihr gedämpftes Lachen

und Sprechen. Eigentlich müßten ſie hier doch ganz ſtill ſein — na aber — der Feldwebel ſeufzte.

Der Regen wurde ſtärker, im Genick war ſchon das reine Rinnſal; langſam und zudringlich rieſelten ihm Tropfen zwiſchen Hals und Kragen den Rücken hinunter. Er ſchauderte. Grau war alles ringsum; dort zwiſchen den Stämmen, den Abhang hinunter, braute ein weißliches Nebelmeer, die Ferne wie mit einem Tuch verhangen.

Eintönig trommelte der Regen auf die Blätter, troſtloſes Vogelgekrächz in den Wipfeln; zwei Häher jagten ſich, nun hatten ſie ſich gepackt und biſſen auf einander los, daß die Federn flogen. Der Einſame ſchreckte zuſammen bei dem mißtönenden Gekreiſch.

Und nun noch ein Laut — ein Tritt von nägelbeſchlagenen Schuhen auf der ſteinigen Straße jenſeits der Bäume! Wer kam da?

Bonekamp teilte die Büſche und ſtreckte den Kopf vor — eine Frauensperſon, ein Landmädchen wie es ſchien, kam des Wegs; eilig ſchritt es durch den Regen, unter dem durchnäßten Kopftuch fuhren ein Paar funkelnde Augen unſtät umher. Der abgeriſſene Rock ſchmiegte ſich eng an die kräftigen Glieder, die Schultern deckte kaum eine zerfetzte Jacke.

„He, Mädchen, guten Tag! Woher kommſte? Sag mal, haſt du nicht —“

Er kam nicht zu Ende, ſie ſprang auf ihn zu und ſah ihm forſchend in's Geſicht. „Sein hei de

Zaldaoten?“ fragte ſie haſtig, ohne jeden Gruß; „ſeid Ihr dän Öwerſchten?“

„Warum?“ Er ſah ſie verwundert an, ihr bleiches Geſicht mit den zuckenden Lippen hatte ihm etwas Unheimliches — was wollte die Perſon? „Ja, der bin ich,“ ſagte er laut, „was willſte von mir?“

Sie ſtieß einen undeutlichen Laut aus, dann trat ſie ganz dicht an ihn heran, ſo dicht, daß er das Beben ihrer Geſtalt ſpürte, und flüſterte: „Kommt, hän ſchläft!“

„Wer ſchläft?

„Noa,“ ſie ſchob finſter die Brauen zuſammen, „dän Hubert Pantenburg! Elao es hän —“ ſie wies mit der Haud in das Nebelgewoge abwärts — „ech fiehren eich!“ Sie langte nach ſeinem Arm.

„Du?!“ Wie ein ekelhaftes Tier ſchüttelte er ſie von ſich. „Geh weg!“

„Ohoa,“ lachte ſie rauh, „ech duhn eich neiſt!“ Sie trat wieder näher, ihre Augen blitzten ihn frech an. „Seid ihr et net, duht et en annern — Zaldaoten!“ Sie erhob die Stimme ein weniges. „Soll ech ſe rufen?“

„Sei ſtill!“ Er packte ſie derb am Arm und rüttelte ſie; ruhig blieb ſie ſtehen, nur ihre Blicke maßen ihn. „Mädchen, lügſt du oder ſagſt du die Wahrheit — iſt er wirklich hier?“

„Et es waohr —“ ſagte ſie feſt, und ihr bleiches Geſicht wurde noch um einen Schein bleicher — „ech fiehren eich!“

„Und — und —“ Feldwebel Bonekamp ſtotterte ordentlich — „warum — warum — verrätſt du ihn?“

„Ech ſein arm —“ ein gieriger Glanz war in ihren Augen — „on ech —“ die Stimme verſagte ihr, ſie biß die Zähne ſo feſt auf die Unterlippe, daß ein Blutströpfchen heraus quoll. „Laoßt ſin —“ ziſchte ſie dann heiſer und atmete wie ein Erſtickender — „ech fiehren eich!“ . . .

Wenige Minuten waren vergangen, ſo eilten Feldwebel Bonekamp und einige der Soldaten zu Thal. Sie liefen geräuſchlos, ohne ein Wort zu reden; vor ihnen her wie ein flüchtiger Schatten huſchte das Mädchen, nur mit dem Finger die Richtung andeutend. Auf aller Mienen lag ängſtliche Spannung, nur das Geſicht des Mädchens war undurchdringlich, wie von Stein.

Bonekamps Herz klopfte ungeſtüm, er rannte hinter der Führerin drein, eine ſeltſame Wut kochte in ihm und miſchte ſich mit einer großen Trauer; Schweiß und Regen liefen ihm gleich Thränen über die Backen.

Jetzt waren ſie im Grund — da war Kloſter Himmerod. Die Salm ging hoch und rauſchte wild.

Sie ſtampften durch die feuchtkalte Wieſe den Ruinen zu. Hinein ging's — durch's Portal — zwiſchen Trümmerhaufen — über Schutt und Geröll. Sie hatten nicht Zeit, zu flüſtern; warnend legte das Mädchen den Finger auf die Lippen.

Jetzt kam der Kreuzgang! Schaurig pfiff der Wind durch die hohen Bogen — es war schon dämmerig — und jetzt — jetzt — der Gang war zu Ende, ein dunkles Loch gähnte in der Wand. Die Führerin blieb stehen.

Langsam hob sie die Hand und wies auf die Öffnung: „Lao ̈es hän!“

Am Totenmaar

I.

Hoch oben in den Eifelbergen liegt ein See, dunkel, tief, kreisrund, unheimlich, wie ein Kraterſchlund.

Einſt tobten unterirdiſche Gewalten da unten, Feuer und Lavamaſſen wurden emporgeſchleudert; jetzt füllt eine glatte Flut das Becken, wie Thränen eine Schale. Es geht hinunter in bodenloſe Tiefe.

Keine Bäume, keine Blumen. Nackte vulkaniſche Höhen, gleich rieſigen Maulwurfshügeln, ſtehen im Kranz, zu nichts gut als zu armſeliger Viehweide. Mageres Strandgras weht, blaſſes Heidekorn duckt ſich unter Brombeergeſtrüpp. Kein Vogel ſingt, kein Schmetterling gaukelt. Einſam iſt's, zum Sterben öde!

Das iſt das Weinfelder Maar, das Totenmaar, wie's die Leute heißen. Es hat keinen Abfluß, keinen Zufluß anders als die Thränen, die der Himmel drein weint. Es liegt und träumt und iſt todestraurig, wie alles rings umher.

Wenn Herbſtwinde über die Eifel gehen und kalte Nebel in den Thälern hocken, iſt's hier oben noch kälter. Hui, pfeift das! Wind, wilder Geſell, ſtöhne

nicht ſo laut! Zerre nicht die letzten braunen Blätter von den dornigen Ranken, ſtürze nicht die morſchen Holzkreuze um, die dort um das Kirchlein ſtehen, das grau und düſter am Seeufer trauert. Es iſt das einzige Werk der Menſchenhand hier oben, viel hundert Jahre alt, nicht ſchön, nicht häßlich, doch voll ſchwermütiger Poeſie.

Einſt lag hier das Dorf Weinfelden, ſeine Hütten ſcharten ſich um das Gotteshaus wie Küchlein unter die Flügel der Glucke. Es iſt lange her, das Dorf iſt verſchwunden — zerſtört, verſunken? Wer weiß! Am ſicherſten verhungert. Einzig das Kirchlein iſt übrig geblieben und reckt ſeinen ſchwärzlichen Turm gen Himmel. Gottesdienſt wird nicht viel drin gehalten, die Lebenden kommen nur herauf, ihre Toten zu begraben.

Auf dem ſchmalen Rain hinter der bröckligen Mauer reiht ſich Kreuz an Kreuz; hier hängt ein Perlenkranz, dort eine verwitterte Schleife, der Wind zauſt daran, der Regen verwäſcht die Farben — es iſt der Friedhof von Schalkenmehren. Der Weg herauf iſt beſchwerlich. Man weiß nicht, warum behalten die Schalkenmehrer ihre Toten nicht bei ſich unten im Dorf? Raum hätten die auch noch da. Brauchen die Lebenden denn allen Platz am hellen freundlichen Schalkenmehrer Maar, dran Obſtbäume wachſen, drin Fiſche ſchwimmen? Ei was, tot gehört zu tot; da kraxelt man lieber den ſteilen Berg hinan, die Ochſen oder der Ackergaul ziehen den Karren, drauf die Lade

zwiſchen Strohſchütten ſchwankt. Der Geiſtliche keucht hinterdrein und die Leidtragenden auch; man murmelt Gebete, man weint, man ſchluchzt, und über ein Kleines kommt man ledig wieder herunter. Die Thränen ſind getrocknet, die Leidtragenden ſchwatzen laut und kehren vergnügt in's Trauerhaus ein zum Leichenmahl. —

Anfang November war es. Der Schäfer von Schalkenmehren, Steffen Kohlhaas, ſtand droben auf der kahlen Höh' und blickte über's Maar. Regungslos lag ihm ſein Hund zu Füßen. Es dünkte ihn ſchier das letzte Mal, daß er ſeine Schafe hier herauf getrieben; noch fanden ſie hie und da ein Hälmchen, ſie ſchnupperten emſig ſuchend, die Hänge auf und nieder, aber viel war's nicht mehr — Winterkoſt.

Ein ſchneidender Wind riß dem Mann den Hut vom Kopf, daß die eisgrauen Haare in das harte braune Geſicht wehten; mit einem „Dunnerkiel!" zog er den blauen Leinenkittel feſter um ſich. „Et gitt Schni," murmelte er und legte die Hand über die Augen. Er ſpähte in die Ferne, alles grau in grau, der Himmel wie ein Sack, von der „hohen Acht" und den anderen Bergen nichts zu ſehen.

„Ech giehn häm, et es hei neiſt mieh ze maache!" Er ſprach's und pfiff dem Hund. „Hao Stüppes!" Mit lautem Gekläff ſprang der auf, fuhr zwiſchen die Schafe und trieb ſie zuſammen. Während deſſen ſtand der Herr, die Hände auf den langen Stock geſtützt und das feſte, wie aus Holz geſchnittene Kinn darauf gelegt.

„Hollao, wän kömmt elao?!“ Der Alte zog die buſchigen Brauen in die Höhe und blinzelte angeſtrengt in die Ferne nach der einſamen Geſtalt, die weithin ſichtbar mit flatterndem Rock dem Gipfel zuſtrebte, bis ihm die ſcharfe Luft die kleinen hellbraunen Augen trübte. — „E Framenſch? Wat will dat hei? — Jeß Mari Juſep, ons Annmarei!“ Der Alte that einen mächtigen Schritt der Kommenden entgegen; wie ein Raſender ſtürmte der Hund ihm vorauf, ſtieß ein Freudengeheul aus, ſprang mit tollem Satz an der Frauengeſtalt empor und leckte das zu ihm geneigte Geſicht.

„Jao, jao, Stüppes — kuſch dech, Stüppes!“ Faſt kindlich klang die Stimme, die dieſe Worte ſprach. Jetzt kauerte das Mädchen nieder und drückte den Kopf in das ruppige Fell des Tieres. „Alder Stüppes, gelt, alder Stüppes, dau kennſt dat Annemarei?“ Ein freudiges Winſeln war die Antwort.

Nun richtete ſich das Mädchen wieder auf, rückte ſich die Kleider zurecht und raffte das Bündel zuſammen, das zur Erde gefallen. War ſie ſo rot vom Bücken oder vom ſcharfen Wind? Der Atem flog ihr, ſcheu hielt ſie den Blick zu Boden geſenkt. Keine Spur von Freude war auf ihrem Geſicht, als nun der Schäfer bei ihr ſtand und mit eiſernem Griff ihre Hand ſchüttelte.

„Dag, Annmarei!“

„Guden Dag, Vadder!“

Kohlhaas ſchmunzelte, mit einem ſtolzen Blick über-

flog er ſein ſchmuckes Kind. Fürwahr, eine hübſche Dirne! Noch hatten Arbeit und Entbehrung die Jugend nicht frühzeitig verjagt, die gebräunten Wangen waren weich gerundet, unter dem Kopftuche ſchimmerte eine weiße, faltenloſe Stirn.

„Nao, Mädche, woa kimmſte här? Hot dir dän Hähr Mathes erlobt, dein Eltern zo beſuchen? Dat es recht, de Modder wird e ſu froh ſein!“

Der Alte ſchlug ihr auf die Schulter, daß ſie faſt in den Knieen zuſammenknickte, dann rieb er ſich grinſend die Hände. Würden die Schalkenmehrer gucken, wenn er mit ſeiner Tochter in's Dorf einzog. Ja, Steffen Kohlhaas war ſtolz auf ſeine Annamarei! Sie war ſeine Jüngſte, erſt ſechzehn, und diente ſchon ein Jahr als Magd in Daun, im Hotel zur Poſt. Herr Mathes, der Wirt, lobte ſie. Wenn der Vater zur Kirmes in's Kreisſtädtchen kam und ſeine Tochter beſuchte, dann durfte er in der Herrenſtube ſitzen; der reiche Wirt ſchenkte ihm ſelber einen Schnaps ein, und die Frau Wirtin lief nach Kaffee und Kirmeskuchen. Von der Annamarei ſah er dann freilich nicht viel, die hatte im Haus zu ſchaffen, grad' nur, daß ſie ihm beim Abſchied hinter der Thür die Hand drückte: „Adjes, Vadder, grüßt mer die Modder on de annern al!“ Das war auch genug — die Ehre, die Ehre, das war die Hauptſache! Wenn man Steffen Kohlhaas nach ſeinen Kindern fragte — er hatte deren zehn, neun Buben und das jüngſte, ein Mädchen — pflegte er zu nicken: „Merci, merci, ſe ſein al e ſu

weid ganz gud, äwer ons Annemarei, dat es ze Daun im Hodel — jao, jao!“

Und nun kam die Annamarei zu Beſuch. Sehr vergnügt ſchien ſie weiter nicht. Sie klappte mit der Spitze ihres ſchweren Lederſchuhs unabläſſig auf den Boden und vermied den Blick des Vaters. Die Röte in ihrem Geſicht war verſchwunden; ſie ſchien nun ſehr blaß, nur als der Alte fragte: „On wie lang därfſt de derhäm bleiwen?“ ſtieg ihr eine dunkle Glut bis unter die Wurzeln der flachsblonden Haare.

„Ech — ech —“ ſie ſtotterte, „ech ſein net mieh an Matheſen, ech bleiwen erſcht für der Hand derhäm!“

„Wat —? Wat — net mieh an Matheſen?!“ Das Entſetzen raubte dem Schäfer ſchier die Sprache. — „Wat haſte gemaach? — red!“

„O Vadder!“ Mehr ſagte ſie nicht, ſie ſchlug die Hände vor's Geſicht und weinte, daß ihr die Thränen zwiſchen den braunen Fingern durchliefen.

Der Alte packte ſie bei der Schulter und rüttelte ſie. „Wat haſte gemaach, dau Schlump, dau“ — über ſein Geſicht zuckte es, Heftigkeit und Beſorgnis ſtritten mit einander, dann legte ſich ein weicherer Ausdruck um ſeinen Mund. Er ſchüttelte langſam den Kopf und nickte dann: „Kreiſch net, Annemarei, et wird net e ſu ſchlimm ſein. Jao, die Mädercher, die Mädercher — o Jeß, o Jeß —!“ Und nach einer Pauſe: „Wän es et, Annemarei? Hän moß dech heiraoben, gräm dech äweil net e ſu! Schonſt vill

Mäderches es et e ſu gang, ſe ſein als Amm' in der Stadt geweſt, han en guden Groſchen mitgebrach on dann ihren Schatz geheiraod! Dau biſte erſcht net!"

Er legte der Weinenden begütigend die Hand auf die Schulter, mit einem Ruck ſchüttelte die Tochter ſie ab. „Et es net e ſu, Vadder, net e ſu!" Mit lautem Schluchzen kauerte ſie ſich plötzlich auf die Erde nieder, faßte den Hund um den Hals und drückte ihr naſſes Geſicht in ſeine Zotteln.

„Ech — ech han ge — ge — geſtohl!"

„Geſtohl —?!" —

Eine Totenſtille folgte dem Aufſchrei. Zitternd kauerte das Mädchen am Boden. Der Alte ſtand wie vom Donner gerührt, der Stock war ihm entfallen, wie abwehrend ſtreckte er beide Arme von ſich. Mit trüben Augen blinzelte der Hund von einem zum andern.

„Geſtohl!" — Langſam, dumpf, faſt tonlos klang das furchtbare Wort wieder; der Wind kam, riß es von des Vaters Lippen und ſchleuderte es in alle Welt.

Die Tochter wimmerte: „Ech duhn et kees mieh, Vadder — kees mieh! — Dän Hannes hot kein Geld gehatt, kein Pfennig! Hän ſät ze mir, ech kennt ſei Mädchen nimmeh ſein, wann ech em net en Dahler däht gäwen for danzen ze giehn — o Vadder, Ihr ſeid ald, Ihr wißt et net — o dän Hannes, dän Hannes, ech ſein em ze gud — on de Muhſik —

Annamarei
Spann de Gei
Violenkraut,
Morgen wirſte Braut!

— Vadder, ech han et gehert de ganz Nacht — Annamarei — ſpann de Gei —!“ Sie ſchluchzte wild und ſchüttelte ſich wie im Fieber, die Zähne ſchlugen ihr aufeinander. „Ech konnten net anners — mein Kopp es mer e ſu duſelig gäwen — am annern Morgen legt ons Madam en Dahler op dän Diſch in der Küch — ‚Annamarei — ſpann de Gei‘ — ech dahten en eweg holen, den Dahler, on am Awend ſein dän Hannes on ech danzen gangen. Vadder, Vadder, et war e ſu ſchien geweſt!“

Ein Glücksſchein flog über ihr Kindergeſicht, ſie ſprang auf und hielt beide Hände an ihre glühenden Backen; ihre Lippen öffneten ſich, als ſummten ſie die Melodie des Tanzliedes.

Der Alte ſagte kein Wort. Er ſah ſie nur immer ſtarr an, dann faßte er plötzlich ihren Arm und ſtieß ſie zurück, daß ſie taumelte. „On dän Hähr Mathes, wat hot hän geſaot?“

Sie lugte ſcheu von der Seite und murmelte furchtſam: „Hän hot mech gefragt, ob ech dän Dahler geholt hätt. Ze erſcht wollten ech't net ſaon, dao dachten ech an onſen Hähr Jeſus, on ech ſagt: ech hätten den Dahler geholt! Ech han e ſu vill gekriſch on gebitt, äwer hän hot mer de Dier gewieſen — Vadder,

Vadder, ſchlao mech net, laoß, laoß!“ Sie kreiſchte auf und hielt ſchützend die Arme vor.

Kohlhaas packte ſie mit mächtiger Fauſt und ſchlug ihr mit der anderen Hand in's Geſicht, rechts und links, ohne Rückſicht, wohin die Schläge trafen. „Dau ſchlechtes Menſch, dau Stehlerin, dau —“

„Vadder — Vadder!“

Klatſch, klatſch, immer dichter fielen die Schläge. Der Hund richtete ſich knurrend auf und zerrte ſeinen Herrn an der Hoſe, ein derber Tritt warf ihn zur Seite.

„Dau — Dau — on nau ſchär dech, onnerſtieh dech noches zerick ze kommen — maach!“ Noch einmal fiel die geballte Fauſt ſchwer auf die Schulter der Tochter, dann drehte der Alte kurz um, raffte den Stock auf, ſchwang ihn drohend und ſtieg, ſeinem Hund pfeifend, mit mächtigen Schritten den Hügelgrat entlang.

Stüppes ſtand zweifelnd; er drehte den Kopf bald rechts, bald links, dann drückte er ſich winſelnd an die Füße des Mädchens. „Stüpp!“ Ein zweiter Pfiff, ein zorniges „Kommſte hei!“ und mit eingekniffenem Schwanz ſchlich das Tier ſeinem Herrn nach.

Und nun verſchwanden ſie alle miteinander, der Hirt, der Hund, die Herde. Annamarei ſtand allein. Ein Windſtoß riß ihr das Tuch vom Kopf und peitſchte ihr die Haarſträhnen in's Geſicht. Sie ſchauerte. Ringsum alles kahl, der Himmel grau mit ſchwarzen

Wolkenballen, grau das Maar; unheimlich ſchweigend lag es in ſeinem Becken. Grau auch jenſeits das Kirchlein, grau die verwitterten Kreuze. Die Ferne wie mit einem grauen Tuch verhangen; eine graue, feuchtkalte Luft legte ſich ſchwer auf die Bruſt.

Das Mädchen ſchluchzte auf und faltete mechaniſch die Hände. Sie wollte beten: „Maria, Moddergott's, Gebenedeite unter den Weibern" — warum drängten ſich ihr nur die anderen Worte auf die Lippen? — „Annamarei — ſpann de Gei —" O Jeſus, der Hannes! Was thut man nicht, wenn man einen zum Sterben lieb hat?!

Sie ſieht ſich wieder auf dem Tanzboden, ſie fühlt ſich von ſeinem Arm umſchlungen — wie die Bratſche und die zwei Violinen in der Ecke kratzen . . . nun fällt das Horn ein, — eins, zwei, drei — eins, zwei, drei — kritſch, kratſch, diedeldum — die Petroleumlampe an der Decke ſchaukelt, die Luft wird dick, ein heißes Atmen ſtrömt durch den Raum — er preßt ſie feſter, er raunt ihr in's Ohr: „Annamarei, — Annamarei!" — — —

Huh, wie der Rabe krächzt! — Die Einſame fuhr zuſammen; ein ganzer Schwarm ſchwarzer Vögel ſchwirrte vorüber und ſtreifte ſie faſt mit den Flügeln. Zitternd knüpfte ſie das Tuch feſter um ihren Kopf — ſie war erwacht!

Um ſie her eine grenzenloſe Öde, eine todesähnliche Einſamkeit.

Sie ſchlug das Kreuz, nahm ihr Bündel unter den

Arm und ſchritt langſam, einen Fuß nach dem andern ſchleppend, den Berg hinunter. Unten im Thal tauchten im grauen Dunſt dunkle Umriſſe und bemooſte Dächer auf, wie eine helle Scheibe blinkte der Spiegel des Schalkenmehrer Maares — dort, dort an der Wegbiegung die Geſtalt des Vaters gleich einem ſchwarzen Strich, um ihn her als weiße Punkte die Schafe. Nun ſtand der Strich ſtill, nun wehte der Kittel! Das Mädchen duckte ſich raſch nieder. — Er ſah ſich um! Nun bewegte ſich der Strich wieder. — Er ging weiter!

Der Vater war im Dorfe verſchwunden, und die Tochter lief hinterdrein mit bebenden Knieen und keuchendem Atem.

II.

Steffen Kohlhaas lag im Bett; es war Nacht, aber er konnte nicht ſchlafen. Draußen heulte der Sturm und tutete langgezogene Klagetöne in den Schornſtein.

Es ſchneite. Der erſte Winterſchnee, aber ein Schnee ſo weiß und kalt, wie einer um Weihnachten. Die Fenſter waren dick beſchlagen, in der Stube eine beklemmend warme Luft; es roch nach Cichorienbrühe

und gequellten Kartoffeln. Wie gern lag ſonſt der alte Schäfer im Bett, reckte ſich behaglich, wenn draußen Nacht und Graus ihr Weſen trieben, und atmete mit Behagen den warmen Dunſt und Eſſengeruch.

Heute nichts von dem. Unruhig warf er ſich auf ſeinem Lager, daß der Laubſack raſchelte; dazwiſchen hörte er ſein Weib ſchluchzen und ſeufzen: „O Jeß Marie Juſep — oh — oh —!“

„Hal de Maul, Fra — biſte gleich ſtill!“ Das Weib ſchwieg. Nun war's eine Weile ganz ruhig. Im Verſchlag nebenan rieb ſich die Ziege an der Bretterwand, man hörte deutlich ihr Schaben. Der Wind draußen machte eine Pauſe — da — da — es tappte was am Hauſe, — nun drückte es auf die Klinke!

Der Schäfer ſaß aufrecht im Bett, das Hemd war ihm auf der Bruſt auseinander gefallen, die Zipfelmütze hing ihm im Nacken — er lauſchte angeſtrengt — — — horch, es tappte wieder am Haus, jetzt glitt es an der Wand entlang — horch, tap-tap! Ein müder Schritt. Nun ſetzte der Wind ein — hui, pfiff der! Es klang wie Geheul, es ratterte an den Läden und dazwiſchen ein langgezogenes Wimmern: „Vadder, Vadder!“

Zitternd fuhr der Alte aus dem Bett, mit unſicherm Schritt tappte er durch den dunklen Ziegelflur und riß die Hausthür auf. „Hallao, wän gieht elao?!“

Keine Antwort.

Noch einmal dieſelbe Frage, wieder keine Antwort. Und nun noch einmal — wieder nichts! Den Mann packte die Wut; unbekleidet ſtand er auf der Schwelle, er fror, daß die Zähne klapperten. „Donner on Doria, dau Stehlerin, vermaledeite, willſte eim für en Noar halen?!“ Krachend ſchlug er die Thür zu.

Nun wieder das Jammern: „Vadder — Vadder!“ —

Er hörte nichts mehr, er war ſchon in der Stube und warf ſich auf den Laubſack, daß die wurmſtichige Bettſtatt knackte. Dann lag er ſtill, aber der Schlaf kam nicht; draußen tobte das Wetter mit Höllenlärm, als führe das Wodesheer durch die Lüfte. Er legte die Hände gefaltet an die Bruſt, das Herz pochte ihm ungeſtüm gegen die Rippen — nein, er hielt es nicht mehr aus, er ſtieß ſein Weib in die Seite: „Fra!“ — „Jao!“ Die Alte antwortete ſofort, auch ſie hatte gewacht. „Wart, Steffen, ech fänken Licht an,“ ſprach ſie mit zittriger Stimme.

Das Lämpchen ſtrahlte auf, und nun ſaßen die beiden nebeneinander auf der wurmſtichigen Bettſtatt und ſtarrten ſich mit weitaufgeriſſenen, entſetzten Augen an.

„Maria, heil'ge Moddergotts, erbarm ech — ons Annemarei!“ Die Mutter ſchluchzte bitterlich und rang die Hände, dann raffte ſie ſich auf und ſank vor dem Muttergottesbild drüben an der Wand in die Kniee. Sie ſenkte den alten Kopf auf die Bruſt, das ſpärliche graue Zöpfchen hing ihr halb gelöſt herunter;

im trüben Lampenſchimmer ſickerten ihre Thränen, ſchwer wie Blei, über die welken Backen. Unabläſſig glitten die Perlen des Roſenkranzes durch die Finger und die Lippen murmelten halblaut dazu.

Der Mann betete nicht mit, er ſaß auf dem Bettrand und ſtierte vor ſich nieder. Er mochte nicht nach jener Ecke ſehen, wo einſt ſeine Jüngſte gelegen und geſchlafen. Ihm war, als müſſe das rotwangige Kindergeſicht aus dem Dunkel auftauchen, als höre er die friſchen Lippen das Abendgebet lallen:

„Dao ſtieht ein Baum
Daohin leg' ech mein Traum.
Daohin leg' ech mein Sünd;
Dann ſchlaofen ech met dem Jeſuskind
Met Joſeph on Maria rein,
Ganz ſicher ein. Amen! —"

Steffen Kohlhaas ſtöhnte und ſtützte den Kopf ſchwer in die Hände.

So kam der Morgen.

Grau und trübe ſchaute kaum das Licht durch die moosverſtopften Scheiben. Es war ſchon ſpät. Die Leute im Dorf ſchaufelten emſig Schnee; eine ſolche Laſt war ſo zeitig im Jahr kaum je gefallen. Mit einem Schlag war's Winter. Die Hände wurden ſteif, man zog die Mütze über's Ohr.

Gebückt ſtand der Schäfer vor ſeiner Hüttenthür und ſchüppte den Schnee zur Seite. Er war müde von der durchwachten Nacht, in den Gliedern lag's

ihm ſchwer; er fühlte das Alter. Ein Nachbar trat zu ihm:

„Nao, Kohlhaas. Eier Annmarei es als widder elao? Dao hatt Ihr äwer en Freid gehatt!“

„Ons Annemarei — en Freid —“ der Alte ſtammelte es nach.

„Jao, jao, geſtern awend hat et bei onſem Trina geſäß, äwer dann es et —“

„Dann es et — wat?!“ Kohlhaas packte mit krampfhaftem Griff den Nachbar bei der Schulter: „Waor, waor es et gangen, Mathes, waor?“

„Nao, bei Eich, häm!“ Mathes ſah den Schäfer an, als ſei der verrückt geworden. „Waor anners?“

„Waor anners!“ Der Alte lachte ſo grell und ſchneidend, daß es den anderen überlief, dann drehte er ſich jäh um, ließ die Schüppe in den Schnee fallen und rannte davon wie beſeſſen, die Dorfſtraße hinunter. Der Nachbar kopfſchüttelnd hinterdrein.

III.

„Annamarei — Annamarei!“ Laut gellend tönt der Ruf über die kahlen Höhen.

Schnee, Schnee überall!

Die Berge haben ein weißes Totenhemd übergezogen, Kraut und Brombeergeſtrüpp ſind darunter verſchwunden. Unheimlich wie ein ungeheures ſchwarzes Loch ſchimmert der Spiegel des Weinfelder Maares. Die Schneeflocken ſind hineingefallen und verzehrt von der dunklen Tiefe — ſo fallen Thränen der Menſchen auf die Erde und verſickern im gierigen Grund.

„Annamarei!“ — — —

Der Vater rannte über die Höhe, den treuen Hund am Strick, und ſchrie nach ſeinem Kind. Wo war das? — Im Dorf war die Annemarei nicht mehr geſehen worden, ſeit dem geſtrigen Abend. „Se es rum nach Daun gangen, gieht lao nach er kucken,“ tröſteten die Nachbarn. Nach Daun, ja, das wollte der Alte, drum raſte er der Höhe zu; jenſeits des Mäuſebergs führte der kürzere Fußpfad zur Kreisſtadt hinunter. Er keuchte, er ſchwitzte. Der Schnee war weich und ballte ſich ihm unter den Sohlen. Er glitt, er ſank ein; — ſtampfend, ächzend langte er oben an.

Nichts zu ſehen! Kein Haus, kein Menſch! Nur das Maar in ſchweigender Majeſtät, ein Bild des Todes; an ſeinem Ufer das Kirchlein.

Der Hund ſtieß ein Winſeln aus und drückte die Naſe zu Boden.

„Annamarei!“ Steffen Kohlhaas hielt die hohlen Hände an den Mund — noch einmal: — „An—na —ma—rei!“ Warum ſchrie der Alte? Sein Kind war jetzt wohl längſt in Daun, und er nur, der Narr,

rannte hier auf kahler Höh' und stöberte im Schnee herum. O Gott, die Angst! Es schnürte ihm die Kehle zusammen, es hockte ihm auf der Brust wie ein Alp.

„Jesses Maria!" Der Schäfer rang die Hände in einander — hier, hier war die Stelle, wo er gestern mit den Schafen gehalten, — hier war die Annemarei vor ihn getreten, hier war sie zu Boden gesunken, hier hatte sie gejammert und geweint, hier hatte er sie am Arme gepackt und geschlagen, hier hatte sie gestanden wie ein Bild von Stein, als er noch einmal nach ihr zurückgeschaut! Gestern noch grüner Rasen, heute lauter Schnee.

„Stüppes, wat haste?" Der Hund riß am Strick und bellte heftig; er strebte mit Gewalt zur Seite, er zerrte den Herrn vom Wege ab. Nicht hin nach Daun geht's, nein, zur Rechten, immer weiter hinab, dem Kirchlein zu. Willenlos folgt Kohlhaas. Stüppes schnobert am Boden hin, den mageren Hals lang gereckt, den Schwanz eingezogen. Mit stierem Blick schreitet der Alte dahin. Nun sind sie am Ufer, nun spült die schwarze Lache des Maares gegen den weißen Schneerand, nun stoßen sie an die niedrige Friedhofsmauer, nun stolpern sie zwischen halbverwehten Kreuzen — der Hund bleibt stehen. Er hebt den Kopf zum Himmel und heult, ein furchtbares, grausiges Heulen; von den Höhen hallt es wieder, die grenzenlose Einsamkeit giebt es zurück.

Da — da — der Schäfer streckt die Hände vor.

er thut einen kurzen rauhen Schrei. Auf der verwitterten Schwelle des Kirchleins hockt eine Geſtalt, in die Thürniſche gedrückt, den Rock über den Kopf gezogen! . . . Wie ein Kind, das ſich im Dunkel gefürchtet hat. Neben ihr liegt ein Bündel — alles weiß — die Füße ſtehen im Schnee, Schnee liegt auf dem Rock — — —

„Annmarei!“ Mit zitternden Händen reißt der Vater den Rock herunter — weiß wie Schnee iſt das Geſicht der Tochter, ſeltſam ſchmal und eingefallen, die Naſe ſpitz. Auf der glatten Mädchenſtirn über der Naſenwurzel hat ſich eine ängſtliche Falte eingegraben, gefrorene Tropfen hängen an den Wangen, aber der Mund iſt im Lächeln halb geöffnet.

Die ſchneekalten Hände ruhn im Schoß, feſt ineinander gefaltet.

„Da ſteht ein Baum,
Dahin leg' ich meinen Traum,
Dahin leg' ich meine Sünd.
Dann ſchlafe ich mit dem Jeſuskind
Mit Joſeph und Maria rein,
Ganz ſicher ein. Amen!“

* * *

Auf den Höhen am Weinfelder Maar hütet der Schäfer Steffen Kohlhaas aus Schalkenmehren noch immer die Schafe. Er iſt ein uralter Mann. Ich habe ihn oft geſehen. Wenn die Abendſonne hinter

den Mäuſeberg ſinkt und das Heidekraut purpurn erglüht, dann hebt ſich ſeine Geſtalt, wie ein dunkler Schatten, weithin ſichtbar ab vom lichtdurchglühten Firmament. Der Hund liegt zu ſeinen Füßen, um ihn her weidet die Herde. Er ſteht regungslos, die Hand über die Augen gelegt, und ſpäht den Pfad entlang, der hinunter gen Daun führt. Ein blödes Lachen zieht um ſeinen verſchrumpften Mund: „Jao, ons Annemarei, dat es ze Daun im Hodel — jao — jao!“

Der Osterquell

Langsam stiegen drei Wandrer am späten Nachmittag die schlängelnde Bergstraße aufwärts. Hinter ihnen lag das einsame Wirtshaus, in dem sie ihr Gefährt untergestellt; seine grellen Mauern schimmerten noch herüber, sonst weit und breit kein Gehöft, kein Dorf. Die Ebereschenbäume zu Seiten des Wegs noch kahl, der Wind zaust in ihren Kronen; hie und da ein Trupp Tannen und Kiefern, deren Wurzeln am Geröll des Absturzes fast nackt hängen. Rechts geht's tief hinunter in blaue Waldschluchten, links streift der Blick über kahles Plateau. Sonst nichts!

Der Mann im sonntäglichen Tuchrock und schwarzer Schirmmütze setzte den derben Knotenstock kräftig auf, mit seinen weitausholenden Schritten war er längst den andern vorauf; mühselig keuchte das Weib nach. Das dunkle Wollkleid hatte sie über dem blauen Friesrock geschürzt und in einem mächtigen Bausch um die Taille gerafft. Man sah's aber doch, sie war gesegneten Leibes. Alle paar Schritt blieb sie stehen und holte zitternden Atem; unruhig drang ihr Blick vorwärts

und haftete dann auf dem Kind, das, an ihrem Rock hängend, hinter ihr drein ſchlorrte. Ein fünf-, ſechsjähriger Bube war's, ein bleicher, mit dickem Kopf und ſchlotternden Beinen — ein halb blödes Geſchöpf, wie es oft in den Eifeldörfern auf der Hausſchwelle hockt, den Vorübergehenden mit verſchwollenen Augen nachſtarrend.

„Juſeppche, biſte müd'?“ fragte die Mutter und ſtrich dem Jungen mit trauriger Gebärde die fahlen Haare hinter die Ohren. Er ſchüttelte den Kopf, aber er ſprach nicht; ſeine ganze Aufmerkſamkeit galt dem roten Regenſchirm, den er wie ein Steckenpferd zwiſchen den Beinen hielt. Jetzt ſtolperte er drüber, ſein Geſicht verzog ſich zum Weinen, doch keine Thräne lief aus den Augen; er war zu blöd dazu.

Der Wind weht ſtark und bläht die Gewänder der Dahinſchreitenden gleich Segeln; es iſt kein Winterwind mehr und auch kein rechter Frühling drin. Blaugrauer Aprilhimmel wölbt ſich über den Eifelkuppen, in der Tiefe lauert ſchon erſtes Grün, aber auf der Höhe liegen noch vereinzelte Schneeflecke wie Wäſche zum Bleichen.

Es iſt Samstag vor Oſtern.

Morgen am erſten Oſtertag wird die Straße nicht mehr ſo einſam ſein, da zieht es hinauf zum Kloſter Buchholz in aller Herrgottsfrühe. Im Dunkel der Nacht brechen die frommen Seelen auf von Eckfelde und Gillenfeld, von Manderſcheid und Pantenburg und noch weiter her. Sie wandern zu zweien und

dreien, ſie kommen auch um ein Fähnlein geſchart mit Geſang: „O heil'ger Benedikte, du treuer Seelenhirt —“ ſie alle wollen Oſterwaſſer ſchöpfen aus dem Quell, der neben der Kirchthür unter uralten Buchen quillt.

Es iſt heiliges Waſſer. Wer bei den erſten Strahlen der Oſterſonne ſchöpft und trinkt, dem rinnt ein neuer Lebensquell durch Mark und Bein.

Sie ſchöpfen mit der hohlen Hand, ſie ſchöpfen auch in Krügen und bringen es mit heim; der Prieſter in der kleinen Kirche nimmt den Entgelt und ſpricht den Segen. Hunderte, mehr als der enge Raum faſſen kann, liegen drin auf den Knieen; die Thüren ſind weit aufgethan, der Moſenkopf mit ſeinem Kratergipfel und die Waldbäume lugen hinein.

Buchholz iſt längſt kein Kloſter mehr, nur wenige Benediktinerbrüder ſind zurückgeblieben; ein Schimmer von Heiligkeit webt ſich um ſie, die jetzt in langen ſchwarzen Soutanen mit überwachſener Tonſur auf den halbkreisförmigen Bänken das Brevier beten oder im Sonnenſchein ihre Kranken leiten. Die geiſtlichen Herren zu Buchholz ſind berühmte Pfleger weit und breit; wer mit Gebrechen belaſtet iſt und die Koſten zahlen kann, ſtrebt zu ihnen.

Sieben Stationen führen hinauf, die heißen die ſieben Schmerzen.

„O heil'ge Moddergotts, Gebenedeite unner den Weibern, um deines Sohnes Jeſes Chriſtes willen,“ ſprach das Weib und knixte an der erſten Station vor

der ſteinernen Tafel, darauf in rohem Relief die Geſtalt des Heilands gemeißelt iſt — die Kriegsknechte drücken ihm die Dornenkrone auf's Haupt. Sich bekreuzend ging ſie weiter. Jede Tafel weiſt ein neues Bild — da laden ſie ihm das Kreuz auf, da bohren ſie ihm Nägel durch Hände und Füße, da tränken ſie ihn mit Eſſig, da ſtoßen ſie den Speer in ſeine Seite — immer ſchleppender ward des Weibes Schritt; ihr verhärmtes Geſicht erbleichte tief — es hatte hübſche Züge, feiner, als die andrer Bauernweiber — ihre dunklen Augen öffneten ſich angſtvoll. Am ſiebenten Schmerz ſank ſie in die Kniee. — „Es iſt vollbracht" ſtand da zu leſen; — der Roſenkranz entglitt ihren Fingern, hart ſchlug ſie die Stirn an den Pfahl der Tafel.

„Jeſes Chriſtes, erbarm dich, erbarm dich meiner — Jeſes Chriſtes, erbarm dich," — ſie wiederholte wieder und wieder, weiter kam ſie nicht; ihre Stimme erſtickte, dazu hob ſie die gefalteten Hände und preßte ſie krampfhaft gegen die Bruſt. Das Kind ſtand teilnahmslos daneben, ſeine Hand ließ den Rock der Mutter nicht los, mit der andern hielt es den roten Regenſchirm. —

„Katrein — Katrein!"

Die Frau fuhr zuſammen und richtete ſich haſtig auf; ihr Mann rief: „Äwer, Katrein, wat michſte, wuh bleiwſte e ſu lang? Maach doach!" Er ſtand wartend ſtill und klopfte ungeduldig mit dem Stock auf den Boden.

„Jao, jao, ech kommen!“ Sie ſetzte ſich in Trab, unter'm Keuchen des Atems murmelte ſie: „O Jeſes Chriſtes, ech ſein eſu angſt — erbarm dich — eſu angſt!“

Jetzt that ſich hoher Buchenwald auf, die Schritte raſchelten im braunen Laub, ein modriger Geruch ſtieg empor, dazwiſchen ein Duft nach treibender Erde und ſchwellenden Blattknoſpen.

„Gel, Juſeppche, lao es et ſu ſchien; hei bleiwſte eſu gären?“ ſprach der Vater und tippte den Jungen mit der ſchwieligen Bauernhand kräftig auf die Schulter, daß der in den ſchwachen Knieen zuſammenknickte und taumelte.

„Ä!“ Der Mann wandte ſich ab, halb unwillig, halb ſchmerzlich. „Es dat en Elend met dem Könd!“ Er ſchob die Mütze nach hinten und kratzte ſich ſeufzend den Kopf.

Der Frau ſchoſſen die Thränen in die Augen, mit einem wehen Blick zog ſie den Buben an ſich und hielt ihn feſt umſchlungen. „Kreiſch net, Katrein,“ ſagte der Mann und wiſchte ihr mit der rauhen Hand über die Backen, „mer holen Oſterwaſſer, on dat Juſeppche bleibt owen, dann es de Saach gemaach!“ — Die Tropfen liefen ihr über's Geſich — ſo traten ſie in Buchholz ein.

Kein Menſch zu ſehen, die Thür des Wohngebäudes geſchloſſen, die ſchmalen, rundbogigen Fenſter verhängt. Mathias Steffes klopfte am Eingang; der Klingelzug mit dem Kreuzchen als Griff gab einen undeutlich heiſeren Klang. Niemand öffnete.

„Ke Menſch derhäm? Kotzdonner!“ Verdrießlich ſchritt der Mann längs der hohen Mauer weiter zur Kapelle; ſchüchtern folgte das Weib, den Knaben noch immer an ſich drückend.

Wie ſtill iſt es hier! Bis dicht an die Kirche reichen die ſchlanken Waldſtämme, Zweige klopfen an die bleigefaßten Scheiben, das heilige Brünnlein rinnt murmelnd und ſickert zwiſchen die Grabhügel des kleinen Friedhofes, des Gartens von Buchholz. Hier muß es ſich gut ruhen, wo Baumwipfel Schlummerlieder rauſchen und durch den Aushau im Wald eine wunderbare Ferne herüber blaut. Hier muß es gut auferſtehen ſein, wenn die Sonne des jüngſten Tages ſtrahlend über den Moſenkopf ſteigt, und der ewige Oſtermorgen anbricht!

„Holla — hoa — niemand derhäm?“ rief der Bauer und hielt die hohlen Hände an den Mund. „Hoa — ech ſein dän Mathias Steffes aus Mehren — ech ſein dän Bruder von em gaaſtlichen Hähr, vom Pater Joſef — hoa, holla — ech kommen for Oſterwaſſer on ech maanen mein Jong daor ze laoßen for geſond ze gänn — hoa, hä!“

„Wer ruft?!“ Die Kapellenthür hatte ſich lautlos geöffnet, auf der Schwelle ſtand eine große Mannsgeſtalt im Prieſterkleid; von dem ſtumpf ſchwarzen Rock hob ſich das Geſicht, fahl und ſtarr, der kräftige Nacken gebeugt wie unter einer ſchweren Laſt. Er war noch jung.

„Joſef!“ Mathias Steffes ſtürzte vor und ſtreckte

die Hand aus, aber ſich beſinnend, zog er ſie zurück, riß ehrfurchtsvoll die Mütze vom Kopf und ſcharrte einen Kratzfuß: „Hähr Bruder, exkuſieren Se — ech ſein dän Mathes, kennen Se mech noach? — On hei es et Katrein, Hähr Bruder!“

Der andere zuckte zuſammen; aus ſeinen tiefliegenden Augen flog ein ſcheuer Strahl zu dem Weib hinüber, dann ſenkten ſich die Lider, die Arme fielen ihm ſchlaff am Leib herunter. „Seid gegrüßt!“ ſprach er eintönig.

* * *

Sieben Jahre waren es, ſeit Joſef Steffes die Weihen empfangen, das Gelübde der Gottſeligkeit und Keuſchheit abgelegt hatte; ſein Prieſterkleid war unbefleckt, aber ſein Herz nicht rein. Alles Beten half nichts; er hatte zu viel an die Katrein denken müſſen, die einſtmals an ſeinem Hals gehangen und geſchluchzt hatte: „Ich muß ja den Mathes heiraten, aber dich vergeß ich net, Joſef, kannſt ſicher ſein — und wann du zehnmal bei die geiſtlichen Herren biſt — ſie ſein ſehr heilig, aber — mein Joſef, o hätt' dich doch deine Mutter ſelig nie der Kirch' verſprochen; wärſt du net der Jüngſte — wie froh könnten wir ſein! Paß auf, Joſef, wir ſein nun alle beid' wie begraben, du in deinem Kloſter, und ich in meiner Eh'!“ — —

Sie hatte recht gehabt, er lag wie im Grab.

Immer beten, immer fromm ſein, wenn das Jugendblut in den Adern hämmert und die Manneskraft ſich aufbäumt — da wird man zuletzt ſtarr und kalt, wie ein Toter. Dem Mathes gehörte alles — er war der Älteſte — Haus und Hof und die Braut. Der Joſef gehörte der Kirche; der hatte die Heiligkeit und den Himmel. —

„Katrein!“ murmelt der Joſef im ſchwarzen Prieſterrock, als ſie in der Kapelle einander gegenüberſtehen; nach ſieben Jahren zum erſtenmal.

Langſam weicht er zurück bis zum Altar, langſam folgt ſie bis zum Altar — ſie ſind allein. Draußen jagt das blöde Kind eine Eichkatze und der Mathes ſchaut dem zu. Dämmerung iſt's, ſo eine Dämmerung, in der die Wangen fahler ſcheinen und die Augen geſpenſtiſcher.

„Katrein!“

„Joſef!“

Sie ſtreckt flehend die Hände gegen ihn aus — „Joſef, de Ruh — de Ruh!“

Ihre Augen haben einen bittenden, ängſtlichen Ausdruck, für Minuten ſtarren ſie ihn an, dann gleiten ſie ſcheu an ihm vorbei zum Bild über'm Altar; mechaniſch fällt ſie auf die Kniee: „Maria, Gebenedeite, bitt for ons arme Sünder!“

Die murmelnden Lippen ſchweigen wieder, man hört jetzt nichts, als bange, zitternde Atemzüge — und dann —

„Ech ſein geſtraoft for mein Sünd, ech haon alle-

weil an dän Joſef gedenkt, vill zu vill! Ech haon mech e ſu gegrämt, ech wollt net Modder werden von em Könd, dat net dem Joſef ſein't ſein konnt — die Sünd! Dafor es dat Juſeppche ſchwach im Kopp gäwen. — Jeß, o Jeß, mein Sünd!“

Die Thränen ſtürzen ihr ſtromweis über die Backen, ſie wendet den Kopf und faßt mit zitternden Fingern das Gewand des Prieſters: „Gaaſtlicher Hähr, dän Mathes es ſu gud, hän ſchlät net, hän ſchimpft net — nor dat Juſeppche es ons Kreiz, dat Juſeppche! Gaaſtlicher Hähr, halden Sie et ze Buchholz, maachen Se et geſond, Se ſein ſtudört — helfen Se mer — mein arm Juſeppche!“ Sie weint.

Pater Joſef ſteht dabei, er kann nicht ſprechen — wie ſich das Weib auf den Flieſen windet und krümmt!

Das iſt nicht mehr die Katrein, die er ſo ſehr geliebt hat — dies bleiche, wimmernde Weib mit der entſtellten Geſtalt iſt die ganze beladene Menſchheit. Über ſein kantiges Geſicht, dem ſieben Jahre das Mönchsgepräge verliehen, zuckt es; er denkt nicht mehr an ſich — im Augenblick iſt der eigene lange Kampf verwiſcht — ein unſägliches Mitleid mit der da, mit der leidenden Welt, ſchnürt ihm die Kehle zuſammen. Die Hand fährt unter die ſchwarze Soutane und preßt ſich auf die klopfende Bruſt — „Ein Zeichen, Herrgott, ein Zeichen in meiner Nacht!“

Das Weib windet ſich auf den Flieſen. „Mein Sünd' — mein arm' Juſeppche — Jeſes Chriſtes, erbarm' dech onſer!“

Der Prieſter ſteht wie verſteinert und beißt ſich die Lippen — da — in die verdunkelte Kirche tritt der Mathes mit knarrenden Stiefeln; zur Thür kommt der letzte Abendſchein herein und beleuchtet die roh gutmütigen Bauernzüge.

„Hähr Bruder," ſagt er und legt dem Prieſter die Hand auf die Schulter, „ſein Se als eſu gud on halden Se ons Juſeppche hei, et Katrein kennt ſech en Schaoden buhn, ſe kennt ſech am Juſeppche verſtehn. Gelten Se, Hähr Bruder, Se ſein eſu freindlich? Zaohlen kann ech!"

Pater Joſef nickt ſtumm.

* * *

Über Buchholz war's Nacht, der Himmel dunkel wie die Erde drunter. Leiſe rauſchte ein Regen nieder, trommelte auf das Kirchendach und tröpfelte von den Zweigen. Drinnen in der Kapelle brannte die ewige Lampe, wie ein Glühwürmchen blinkte ſie. Die Heiligenbilder von den getünchten Wänden blickten altersgeſchwärzt wehmütig herab, durch eine Luke im großen Fenſter fuhr der Nachtwind und raſchelte in den Guirlanden von weißen Papierroſen, die ſich kreuzweis über den Altarraum ſpannen. Drunter, zitternd beleuchtet vom Licht der ſchwankenden Ampel, lag Pater Joſef auf den Knieen.

Wie lange er hier gelegen, wußte er nicht; dumpf, wie in einem Traum, wirrten ihm die Gedanken im

Kopf — die Katrein von früher, die Katrein von jetzt, das blöde Kind, alles Leid, alle Sünde und die Nacht ringsum. Er blickte zum Gekreuzigten in der Altarnische. — „Ein Zeichen, Herrgott, ein Zeichen!“

Todmüde taumelte er auf und strich sich über die schweißbedeckte Stirn; die Lider waren ihm bleischwer, kaum daß er den matten Schimmer hinter'm Fenster erkannte, der Tag graute. Der Regen draußen rieselte nicht mehr, an der Thür strömte ihm eine weiche und doch frische Luft entgegen.

In der Ferne nichts zu sehen, weißlich wogende Nebel rundum, graue Schleierfetzen zwischen den Bäumen; kein Schall, kein Ruf, keine Berge, kein Thal. Alles verschlossen mit undurchdringlichem Vorhang, am Horizont nur, im Osten, feurige Streifen, wie goldene Bänder, und in der Mitte ein festes glühendes Rot.

Er wankte zur Quelle aus alter Gewohnheit, sacht plätscherte sie zwischen den rohen Steinen; er schöpfte mit der hohlen Hand und trank in gierigen Zügen — wie das labte! Er bückte sich vollends und tauchte seine Hände ein, daß die schwarzen Ärmel feucht wurden und drückte die nassen Finger gegen die brennenden Augen — wie das kühlte! —

Leise begann im Turm das Glöcklein zu bimmeln, gedämpft drang sein Schall zu dem Gebeugten nieder; er hielt noch immer die Hände vor'm Gesicht, lange, eine köstliche Erquickung strömte ihm von da durch den ganzen Leib. Seine Lider wurden leicht und frei,

jetzt ſchlug er ſie auf — er ſchaute, verwirrt, geblendet — er ſchwankte faſt — — o Wunder, o heilige Oſterſonne!

Frei, groß, leuchtend ſteht ſie über'm Moſenkopf, eine Welt von Licht geht von ihr aus. Zerriſſen die Nebel, verſchwunden das Gewoge! Lächelnd, im Glanz, liegen Berge und Thäler; die Häuſer der Menſchen gleich weißen Punkten auf dem erſten lenzfriſchen Grün. Und über allem, der Nähe und der Ferne, über dem Kirchlein, über den Buchen mit den ſchwellenden Knospen, über den Hügeln des kleinen Friedhofs, über der ganzen großen Natur ein heimliches Jauchzen: „Oſtern — Frühling — Auferſtehen!“

Ein Vogel hebt ſich trillernd vom Grasrain — iſt es eine Lerche? Ja, mit langem, jauchzendem Geſchmetter ſchießt ſie auf in den Äther.

Was iſt das?! Bruder Joſef breitet die Arme weit aus. Er ſieht ſich ſtaunend ringsum, er fährt ſich über die Augen wie einer, der ſeinen Blicken nicht traut, ſeine breite Bruſt dehnt ſich zum Zerſpringen unter mächtigem Atemzug, er reckt die ſtarke Geſtalt; iſt er denn blind geweſen? Geht die Sonne nicht alltäglich ſo auf? Iſt die Natur nicht immer groß und herrlich auch für den im Prieſterrock? — Freilich! Warum ſieht er's nur heute?

Der Prieſter faltet die Hände und ſchlägt ein Kreuz: „Das iſt das heilige Oſterwaſſer — gelobt ſei der Auferſtandene!“

Er weiß es nicht, der Mann im schwarzen Rock, 's ist nicht das Osterwasser, das ihn sehend macht; es ist das köstliche Naß, das jetzt seinen Augen entquillt — Thränen heiliger, allbarmherziger Liebe!

Die Glocke im Turm bimmelt immer noch, von weitem hallt Gesang, es schimmert bunt in der Ferne. „Sie kommen," spricht er und geht ihnen entgegen. Schwarz weht sein langer Rock, aber die Sonne webt drum ein helles Geflimmer; das Weib, das zwischen den Gräbern daher kommt, den Knaben an der Hand, wird schier geblendet. Mit demütigem Gruß weicht sie zur Seite, ihr Wasserkrüglein fest an die Brust drückend. Sie wagt nicht zu ihm aufzusehen, sein Gesicht ist freundlich, und doch hoch und ein Glanz darauf, den sie nicht kennt.

„Heiliger Hähr," stammelt sie scheu und hascht nach dem flatternden Ärmel der Soutane.

Er nickt, dann hebt er rasch den Knaben auf den Arm und drückt sein Gesicht an das blöd grinsende. — „Katrein," spricht er sanft, „Katrein, geh heim in Frieden!" Er macht ihr das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust. „Gesegnet seist du, und wann du ein gesundes Kind hast, dann freue dich und preise den Auferstandenen. Wir beide, der Jusep und ich — gelt du, Juseppchen? — wir thun miteinander auferstehn; der da oben" — er berührt die Stirn des Kindes — „ich hier inne.i!" Er schlägt sich auf die Brust. „Wir brauchen einander!"

Sie versteht ihn nicht, aber sie fühlt, daß er ihrem

Juſeppchen gut iſt; ſie ſieht, daß er lächelt, und ſie lächelt auch. Mit tiefem Knix greift ſie ſchüchtern nach ſeiner Hand und drückt ihre Lippen darauf; dann geht ſie, ohne ſich noch einmal umzuſchauen, den blonden Kopf fromm geſenkt.

Unter den Bäumen kommt die Schar der Wallfahrer näher und näher. Die ſonntäglichen Gewänder flattern im Morgenwind, bunte Tücher ſchimmern; blonde, dunkle Köpfe und ſilberhaarige, Alte und Junge, braune Geſichter, wie aus Holz geſchnitzt, und rotwangige, weiche, mit luſtigen Augen, ſie alle eilen zum Quell des Lebens mit Krügen und Schalen; hell tönt ihr geiſtlicher Geſang.

Der Prieſter tritt mitten unter ſie — er überragt die Größeſten um Spannenlänge — ehrfurchtsvoll knixen die Weiber, die Männer ziehen die Hüte bis zur Erde, ſie murmeln den frommen Oſtergruß: „Jeſes Chriſtes is auferſtanden!“

Und Bruder Joſef antwortet laut und feſt: „Er iſt gewiß und wahrhaftig auferſtanden!“

Die Schuldige

Abſeits vom Dorf liegt der Hof des Simeon Pfalzel.

Wo die Berglehne eine Waldblöße zeigt und ſanft abfällt in ein ſchönes Thal, hängt das Haus und ſchau aus niedrigen, gedrückten Scheiben in die liebliche Enge nieder, durch welche das muntere Kind der Moſel, die kleine Kyll, jetzt ſchäumt und rauſcht wie ein Gebirgsbach, jetzt ſtill und ſittig dahinflutet.

Der Simeon Pfalzel iſt kein reicher Mann. Das Dach über ſeinem Kopf iſt nur von Stroh, die Mauer um ſein Gehöft bröcklicht; im Stall brüllen nur wenige Kühe, ein dürrer Hahn kräht auf dem Miſthaufen, und die zwei Ackergäule ſind richtige Schindmähren. Kein Wunder, daß der Bauer mißvergnügt iſt und ſein Weib auch; dem hängt zu allem noch ein Kropf am Halſe, eine recht überflüſſige Aufgeblaſenheit.

Heut wehen die erſten Frühlingswinde um den Pfalzelhof und rütteln mit jugendlichem Ungeſtüm an den ſchiefen Fenſterläden, daß ſie hin und her klappern

und das ſchwere Hofthor in den verroſteten Angeln kreiſcht.

Es iſt April.

Wie ein lachendes Kind in ſchneeigen Windeln liegt Ehrang, das Dorf, zwiſchen Blütenbäumen; mit ſchimmerndem Weiß ſind die Gärten überſchüttet. Das iſt ein Glänzen und Prangen.

Vor dem Hof des Pfalzelbauern ſtanden ihrer drei, zwei Männer und ein Weib, und lugten ſcheu durch eine Spalte im Thor. Die Männer hatten langes, ſtraffes Haar, trugen runde Filzhüte, blaue Hemden, dazu allerhand Drahtwaren über der Schulter — armes Slowakengeſindel — das Weib war gelb, ſchwarzäugig, früh verblüht und ſchleppte ein Kind, in eine Plane gebunden, auf dem Buckel. Sie ſahen alle müde, hungrig und verkommen aus; man hatte ſie aus dem Dorf gejagt, nun verſuchten ſie's hier an dem einſamen Gehöft.

Sie ſtießen das Thor auf, ein rauhhaariger Hund ſprang ihnen mit wütendem Gekläff entgegen, und hinter'm Stall ſchlug der zweite an.

„Schnorranten! Schnorranten!“ kreiſchte jetzt eine gellende Weiberſtimme vom Fenſter her, und aus dem Haus ſtürzte der Bauer, einen derben Knotenſtock ſchwingend.

„Häh, ihr doa, packt eich! Ludervolk, Zigeiner! — Watt? Honger! Brud! Eloa kommen ech — han ſälwſt neiſt ze freſſen — ſchärt eich zom Deiwel.“

Ohne ein Wort wichen die drei zurück, gewandt

ſchlüpften ſie zum Hofthor hinaus; die Männer liefen den Waldweg zur Kyll hinunter, nur das Weib folgte langſamer, ſchleppte müde die Füße und ſchaute oft verlangend um. Das kleine Geſchöpf in der Plane erhub ein jämmerliches Winſeln. Nun hockte die Mutter nieder am Weg, langte das Bündel vom Rücken, ſchlug ihren Rock um dasſelbe und wiegte es ſacht hin und her. Ihre Augen blickten mit einer ſtumpfen Gleichgiltigkeit vor ſich nieder, der Wind blies ihr die dünnen Kleider durch und durch und zerrte das fahlrote Kopftuch in den Nacken.

„Pſt! pſt!“

Sie hörte nicht.

„Pſt! pſt!“

Droben an der Mauer ſtand eine Geſtalt und winkte. Das Weib fuhr auf und blickte ſich ſcheu um, dann ſchlich es behend näher. Am Thor die Winkende, eine große Dirne in bäueriſcher Tracht, ſah ſich erſt nach allen Seiten um, zog dann ſchnell ein derbes Stück Brot aus der Taſche und hielt es dem Weib entgegen.

„Dao, for Eich!“

„Diekuji, diekuji, danke,“ murmelte die Fremde und grub heißhungrig ihr blitzendes Gebiß in den Kanten. Ein Windſtoß wehte ihr dabei die wilden Haare zwiſchen die Zähne. „Hu, kalt, friert ſich arme Kind, chudak!“

Mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck blieb der Blick der Dirne auf dem kleinen, elenden Geſicht

haften. Sie erbleichte jäh, riß dann mit einer heftigen Gebärde das verhüllende große Tuch von ihrem Oberkörper und warf es über das Kind.

„Ah!“ Die Fremde grinste und haschte nach der Hand des Mädchens. „Gute Frau, sehr gute Frau!“ wies dann erst auf sich, dann auf die andere, dabei verständnisinnig mit dem Kopfe nickend. „Ah, gute Frau, so jung, wird haben auch bald kleine Kind — saplatsch pan, vergelt's Gott!“

Ein unwillkürliches Zittern überflog die Glieder der jungen Person, sie nickte stumm und schaute dann unbeweglich dem Weibe nach, das nun hastig dem Wald zulief und bald im abendlichen Dämmer hinter den Büschen verschwand. Nur das rote Kopftuch leuchtete noch einmal auf, das Wimmern der dünnen Kinderstimme klang zurück.

„Jesses Maria!“ Das Mädchen am Thor schüttelte sich wie in innerem Schauer und biß die Zähne zusammen. —

Das war die Barbara Holtzer, des Pfalzelbauern Magd, die im Frühlingsbrausen am Thor stand und mit einem leeren Ausdruck in die Ferne starrte. Ihr junges Gesicht sah schmal und herb aus, keine Spur von Farbe auf den mattgebräunten Wangen, um den Mund ein Zug von Trauer und Trotz, in den tiefdunklen, gespenstisch großen Augen ein düsteres, ängstliches Fragen.

Vor einem Jahr hatte die Barbe anders ausgesehen, als sie in des Simeon Pfalzel Dienst trat.

Da war ſie rotbackig hinter den Hühnern dreingeſprungen, hatte ſingend die Kühe zur Weide getrieben, war hurtig mit ihren bloßen Füßen den ſteilen Pfad zur Kyll hinauf und hinuntergehüpft, den ſchweren Waſſerbottich auf dem Kopf oder die vollgepackte Hotte auf dem Rücken. Ernſthaft hatte ſie zwar immer dreinſchauen können für ihre zwanzig Jahre, und verſtockt war ſie ſchon als Kind; aber wenn eins nicht Vater noch Mutter mehr hat und von klein auf zwiſchen fremden Leuten herumgeſtoßen wird, kann der Ernſt ſchon kommen. Lachen hatte ſie nebenbei ja doch gekonnt.

Aber nun war's aus — alles aus!

Barbara ſchauderte und ſah ſich um — alles aus! Sie preßte die Hände gegen die Bruſt und ſeufzte tief. War's nicht am beſten, ſie lief hinunter und ſprang in die Kyll? Die brauſte und ſchäumte heut. — Wenn eins die Augen zumachte und warf ſich auf den Grund, dann war das Waſſer tief genug, um drinnen zu ertrinken mit aller Not. Aber nein, nein, das wär eine grauſame Sünd'! „Du ſollſt nicht töten!" ſagte der Herr Kaplan — und das iſt gleich, ob man's ſelber iſt oder noch was Ungeborenes. —

„Bah, wat dän ſpricht!"

Der trotzige Zug um Barbaras Mund trat ſtärker hervor, mit einer ungeduldigen Bewegung ſchleuderte ſie die widerſpenſtige, ſchimmernd blonde Haarſträhne aus der niedern Stirn.

„Wann ech ſterben wollt', däht dän mich net dran

hinnern on kein Gebetbuch on kein Kirch. Wat ſpäter kömmt, dat waaß mer net, on wann ech in et ewig Fegfeuer muß, duht et lang net e ſu brennen als dat Quälen hei!“

Sie ſchlug ſich mit der flachen Hand auf die Bruſt. „Jao, hei — hei!“

Große Thränen traten ihr in die Augen, ſie ſtarrte wieder eine Weile vor ſich hin, dann rieſelten die Tropfen langſam über ihre Wangen, und um ihre Lippen irrte es faſt wie ein Lächeln. Sie faltete die Hände.

„Maria, Modder Gotts! Gebenedeite unner den Weibern, verzeih mer de Sünd'! Ech duhn üwel; mitten in meiner Angſt es mer't e ſu, als ſpürten ech en groß Freid; ech werden net mieh e ſu allein ſein, e ſu einſam, ech werden wat Lebigs am Herz halen, wat mein es, mier zugehert — wan hän mech net heiraoden kann, net will,“ — ſie knirſchte mit den Zähnen, und ihre Augen funkelten drohend — „ſoll hän et bleiwe laoſſen. Ech han mei Könd, dat han ech, dat kann mer keiner holen — on ech frein mich!“

Sie warf den Kopf in den Nacken, trat in's Thor zurück und ſchleuderte es kräftig hinter ſich ins Schloß. Mit langſamem, ſchwerfälligem Schritt ging ſie dem Hauſe zu. Dort war's im Flur ſchon dunkel, ſchwach tönte vom Dorf das Bimmeln des Abendglöckleins herüber. Das Mädchen bekreuzte ſich und ſtieß die niedrige Stubenthür auf.

„Gelobt ſei Jeſes Chriſtes!“

Simeon Pfalzel und ſein Weib murmelten kam

hörbar den Gegengruß. Nur der junge Menſch am oberen Tiſchende antwortete mit klingender Stimme „In Ewigkeit Amen!“ Aber er ſah die Barbara dabei nicht an, und auch ſie heftete den Blick unverwandt auf den Boden. Schweigend ließ ſie ſich nieder und tauchte den Zinnlöffel in die irdene Schüſſel mit ſaurer Milch; ſie aß mit Heißhunger, und die Schalenkartoffeln, die vor ihrem Platz, auf den blanken Tiſch geſchüttet, lagen, verſchwanden im Umſehen.

Die vier Menſchen redeten kein Wort.

Die zwei Alten ſchauten verdroſſen drein; faſt widerwillig ſah der Bauer zu, wie raſch die weißen Zähne der Barbe die Biſſen zermalmten, und die Bäuerin ließ mit deutlich erkennbarem Mißtrauen ihre ſtechenden Blicke über die Geſtalt der Dienſtmagd gleiten.

Der Sohn des Hauſes, der ſchöne Lorenz, rückte bei jedem ſolchen Blick unruhig auf der Bank hin und her. Röte und Bläſſe wechſelten auf ſeinem Geſicht. Die Hand, die den Löffel führte, zitterte, daß die Milch auf dem Weg zum Mund verſchüttet ward. Er räuſperte ſich, und ſein Löffel ſtieß in der Schüſſel mit dem der Magd zuſammen. Was fiel der Barbe ein? Sie ſaß hier ſo dreiſt, ſo — wo hatte ſie nur ihr Tuch? Das that ſie ſonſt nie ab, wegen ihrer argen Verkältung; heut fehlte es! Sein Fuß ſuchte unter'm Tiſch den ihren, ſein derber Lederſchuh ſetzte ſich mit warnendem Druck auf ihren Holzpantoffel.

Sie hob den Kopf und ſah ihn ſtarr an, ohne mit

der Wimper zu zucken. Ihr bleiches Geſicht leuchtete ordentlich fahl in der Dämmerung, unter ihren Augen gruben ſich blauſchwarze Ringe ein.

Herr Jeſſes, wie ſah ſie aus! In der Bruſt des jungen Mannes pochte das Herz mit Ungeſtüm — wenn ſie nur ſchwieg! Mit dem Vater war kein Spaßen, und wenn's gar die Anna, des reichen Pächters Tochter auf dem Ramſtein, erfuhr — die war zu Trier bei den lieben Nönnchen in „Pennsjohn“ geweſen und erſt vor kurzem heimgekehrt, die war ſo zimperlich, die wollte dann vielleicht nichts mehr von ihm wiſſen — und er brauchte doch Geld, viel Geld, er war die Kujoniererei ſatt; wofür war er denn der ſchöne Lorenz? — Verflucht! Scheu glitt ſein Blick zu der Mutter hinüber und von dort auf das Mädchen. Es lag ein wunderbares Gemiſch von Beſorgnis und Haß, Furcht und Leidenſchaft in ſeinem hellen, begehrlichen Auge. Wenn die Barbe nur fort wäre, fort um jeden Preis — aber wohin? Geld hatte er keins, ſie wegzuſchaffen; hielt ihn doch der Vater ſo knapp, er mußte arbeiten wie ein Knecht und beſaß doch keinen Pfennig. Daß mußte anders werden. Unwirſch riß ſich der hübſche Menſch an dem ſtarken Schnurrbart und wühlte mit der Linken in ſeinen krauſen Haaren. Wär' ſie nur weg! Und doch, wenn er ſie ſo daſitzen ſah, den blonden Kopf tief geneigt, die dunklen Wimpern wie ein Geheimnis auf den blaſſen Wangen, dann zerrte es an ſeinem Innern und ſtieg ihm verdunkelnd in den Blick. Er hätte ſie in die Arme preſſen mögen,

bis ihr der Atem verging, ihr den festgeschlossenen, trotzigen Mund mit Küssen aufreißen, sie küssen, küssen in Lust und Pein, und dann — sie wegstoßen. „Ä!“ Sie war der Stein des Anstoßes, der Fleck auf seinem Weg. Sie mußte fort.

Mit einem unwilligen „Kotz Donner“ sprang der Bursche auf und warf den Löffel auf den Tisch.

„Häh,“ fragte die Mutter, „woar giehste? Has de fertig gäß?“

„Woar soll dän Lorenz giehn?“ lachte der alte Simeon und verzog dabei das lederfarbene Gesicht in unzählige Fältchen, „sich verlusteren uf den Ramstein, hän wird de Anna karesseren; Zeit es et, dat hän voran micht, mer brauchen Geld in de Wirtschaft — wat? — Häh? — Has de wat ze saon, Barbe?“

Das Mädchen hatte sich mit einem dumpfen Laut erhoben und schritt zur Thür; nun wendete es sich halb um.

„Ne, Bauer — de Küh brüllen, et es Fudderzeit!“ Ihre Stimme klang tonlos, und doch saß ein verborgenes Grollen darin. „Et es Zeit, dat ech giehn!“

„Jao, dat glauwen ech aach.“ Der Bauer lachte höhnisch und stieß sein Weib in die Seite. „Sag emaol, Mädchen, wie stieht et dann eweil met deiner Verkäldung, has jao heit kein Tuch om? Thät's besser eins omzubinnen — ech sagen der, zom ersten Mai kannste giehn, ech laaden ke lidderlich Framensch in meim Haus. Hafte verstann?“

Barbara gab keine Antwort; ſie ſtand wie gelähmt, die Arme hingen ihr ſchlaff zur Seite. Es war ſo ſtill in der düſtern Stube, daß das leiſe Ticken der grellbemalten Standuhr in der Ecke wie Getöſe klang.

Keiner regte ſich.

Der Bauer ſtand am Tiſch, die ſchwielige Fauſt auf die Platte geſtützt; das Weib ſaß und ſtrich halb verlegen die faltige Schürze glatt; der Burſche zwirbelte ſeinen Schnurrbart und trat von einem Fuß auf den andern. Die Menſchen konnten ſich kaum mehr ſehen; ein trauriges graues Abendlicht machte ſich in dem niedern Raum breit. Nur die Geſichter tauchten wie hellere Flecken aus dem Dunkel. Von der Thür her kam ein zitternder Atemzug, dann ſagte die Stimme des Mädchens ruhig:

„Ech ziehn net zom erſchden, Bauer, ech ziehn zom fünfzehnden Mai, vierwöchentliche Kündigung es afgemach. Dir därft mech net vorher rausſchmeißen. Ech bleiwen bis zom fünfzehnden; äwer ziehn ech ehnder, müßt dir mer Koſt on Lohn gäwen; dat es mei Recht.“

„Wat, wat?“ Der Bauer ſchlug auf den Tiſch, daß die Schüſſel tanzte. „Seid dir gäckig?! Sich einer dat Framenſch an, et will mer Vorſchriften gäwen! Halde Maul, ſei du e ſu froh, dat ech dech net morgen erausſchmeißen!“

„Verſucht et!“ Das Mädchen kreuzte die Arme über der Bruſt und trat einen Schritt näher. „Wat haon ech gedahn, dat dir mech ſchimpft?“

„Dau — dau —“ Der Bauer ſchnappte nach Luft, und nun miſchte ſich das Weib mit gellenden Tönen ein.

„Freſſen on ſaufen on net ſatt ze kriehn on neiſt mieh arweiten können on eim en Bankert uf den Hals ſetzen — e ne, e ſu ebbes ſchreiwt Sankt Paulus net; ſchämen muß mer ſich vor de Leut, mit de Fingren weiſen ſe uf ons Magd — e ne, e ne, dat es net anners, eraus muß ſe!“

„Ehrlich on unſchullig ſein ech ze eich kommen,“ ſtieß das Mädchen jetzt zwiſchen den Zähnen hervor, „on nau, nau — waor ſollen ech giehn, dreiwt dir mech in't Waaſſer?“

„O dau mein Heiland,“ die Bäuerin kreiſchte laut auf und bekreuzte ſich dann, „e ſu en frech Menſch, hör aner, e ſu en frech Menſch!“

Und der Mann rief mit dröhnender Stimme: „Ehrlich on unſchullig? — Haha! Willſte vielleicht gor ſaon, in onſem Haus haſte dein Ehr on Unſchuld verloren? Duh kriehn ech et äwer ſaat — wän von uns hat ſe der geholt, ſag, wän?“ Er ſchrie ſie an, und dabei flog ſein Blick wie ein ſcharfes Meſſer zu dem Sohn hinüber, der den Kopf geſenkt hielt und unverwandt auf ſeine Schuhſpitzen ſtarrte.

Des Burſchen Wangen brannten, ſein Herz klopfte ungeſtüm. — Wenn ſie ſprach, wenn — aber nein, ſie fuhr ſich jetzt mit dem flachen Handrücken über die Augen, als wiſche ſie dort etwas fort und ſah den Bauern feſt an:

„Ech han net geſaot, dat mer jemand von eich de Ehr geholt haot.“

„No, wän dann? Red!“

„Ech ſein eich dao drüwer kein Rechenſchaft ſchullig, mein Ehr es emal weg on kemmt net widder. Bauer, dir braucht net e ſu ze ſchrein, ech ziehn am erſchden Mai — guden Awend.“

Tonlos verklang ihre Stimme; die Thür fiel hinter ihr in's Schloß, fort war ſie. Langſam ſchlorrten draußen ihre Holzpantoffeln über das Steinpflaſter.

* * *

Wie ein armer Sünder ſchlich Lorenz Pfalzel am ſpäten Abend desſelben Tages den ſchmalen Pfad zu ſeiten der Kyll entlang. Er kehrte von Ramſtein heim.

Der Ramſtein iſt eine alte Burgruine, die ſich auf vereinzeltem Hügel, unweit Ehrang, im lieblichen Kyllthal erhebt. Neben dem verwitterten Gemäuer mit ſeinen hohen Fenſterbogen und begrünten Zinnen liegt das weiße Haus, in dem Pächter Cläſſen wohnt, der Vater der hübſchen Anna. Er iſt ein wohlhabender Mann, hat fette Äcker und Weiden; die Gaſtwirtſchaft, die er betreibt, bringt reichlich ein, die Städter von Trier kommen im Sommer in Scharen. Die hübſche Anna mit den Grübchen in den Wangen und den ſanften Augen iſt eine begehrte Partie. Der ſchöne Lorenz und die hübſche Anna machten ein anſehnliches

Paar, wenn ſie neben einander ſtanden; warum ſollten ſie nicht eins für's Leben werden? Wenn der Lorenz auch kein Geld hatte, er war fleißig und ſtattlich, kein Menſch konnte was gegen ihn ſagen; ſein Ruf war goldklar, das war die Hauptſache auf dem Ramſtein. Der Pächter und ſeine Frau waren arg fromm, und die Anna noch viel frömmer; die hielt was auf ſich. Sie ſchlug die Augen nieder, wenn der Lorenz kam, und reichte ihm kaum die Fingerſpitzen; ſie trug ſich ſtädtiſch und war ſo fein, ſo fein — 's war ein Mädchen wie eine Heilige. Seit ein paar Wochen ſchien der Lorenz Pfalzel auch gern des Heiligenſcheins teilhaftig werden zu wollen; faſt alle Abend ſtieg er zum Ramſtein hinüber, ſaß dort in der Gaſtſtube auf der braungebeizten Bank, ſchwatzte klug mit dem Pächter, machte ſich bei der Mutter angenehm und ſah ſich die Tochter mit beredten, ſchwimmenden Augen an. Die hübſche Anna ſagte meiſt nicht viel. Sie ſtickte, wie ſie's bei den Nonnen gelernt, an einem Röckchen für unſere liebe Frau in der Kirche zu Ehrang; das war ein Gott wohlgefälliges Werk, und ſie hob die Augen nur, wenn der Blick des Burſchen gar ſo brennend auf ihr ruhte. Dann lächelte ſie verſchämt, und ein tiefes Rot ſtieg bis in ihre reine Stirn. Heut abend hatte der Lorenz ſie wenig angeſchaut, er hatte zerſtreut vor ſich hingebrütet und war bei jeder Anrede zuſammengefahren. Die hübſche Kleine wunderte ſich, als ſie den Verehrer zur Hausthür geleitete; ſonſt benutzte er immer die Gelegenheit,

ihr ein paar Schmeicheleien zuzuflüstern, die er so extrafein bei den Soldaten gelernt; heut nichts von alledem. Er sagte hastig „gute Nacht“ und stürmte davon wie ein Besessener.

Lorenz Pfalzel rannte durch die Nacht neben der rauschenden Kyll daher, als wollte er mit der um die Wette laufen; dann stand er plötzlich wieder still oder setzte einen Fuß zögernd vor den andern. Es war sehr dunkel, am Himmel kein Stern; man konnte kaum den Weg erkennen. Feucht ging's nieder, von den Zweigen fiel es wie Thränen. Man hörte es tropfen. In den Büschen zur Seite rauschte es, der Bursche fuhr zusammen und sah sich scheu um — nichts — niemand! Wie drohende Riesen streckten sich die Bäume des Hochwaldes, die Eichen noch kahl, aber an den Buchen trieb's und schwoll in den Knospen; hie und da schon Keim und Blatt.

Hier, hier hatte er mit der Barbara gesessen — und hier bei dem Steinbruch zweigte der Pfad ab in die enge Schlucht, durch die es einsam und verborgen hinauf ging zur Genofevahöhle, wo er mit ihr geweilt in schwüler, wetterdurchleuchteter Nacht, vergessen von Gott und der Welt. Der schöne Lorenz stöhnte und schlug sich vor die Stirn. Das war heut abend wie ein Verhör beim Vater gewesen. — Jesus Maria, wenn sie nicht schwieg und im Dorf unten zeterte! — Dann war's vorbei mit der Anna und der Hochzeit und dem Geld. Der Bursche knirschte mit den Zähnen und beschleunigte seine Schritte — heut noch mußte

er ſie ſprechen, ſich ihr Schweigen ſichern um jeden Preis!

Dem Marder gleich, ſo leiſe und vorſichtig, ſtrich der Lorenz an der bröcklichten Mauer des Pfalzelhofes entlang, er ſchob ſich durch's Thor und beſchwichtigte mit geflüſterten Worten den Hund. Im Haus brannte kein Licht mehr, kein Laut zu hören; ſie ſchliefen alle. Wie ein Dieb ſchlich er dem Stallgebäude zu; neben dem Kuhſtall, in dem kleinen Verſchlag, ſchlief die Barbara. Tap — tap — verſtohlen hallte des Lorenz Tritt auf dem Pflaſter, die Stallthür knarrte leiſe, er zog ſie behutſam hinter ſich in's Schloß; eine warm dunſtige Luft ſchlug ihm entgegen. Die Kühe ſchnauften, die eine brüllte dumpf im Traum. Stockdunkel war's, durch das ſpinnverwebte Fenſterchen fiel kein Schein zitternden Mondlichts.

Der Burſche lauſchte — nebenan alles ſtill — kein Atemzug!

Er taſtete zu dem Bretterverſchlag. Er ſtolperte, er ſtieß ſich den Kopf, nun faßte ſeine Hand nach dem Griff des niedrigen Thürchens, er drückte ihn nieder — es ging nicht, drinnen ein Widerſtand.

„Barbe, Barbara!" Heiſer klang das Raunen durch die Dunkelheit. — „Barbe, maach uf, ech ſein et!"

Keine Antwort.

Stärkeres Flüſtern, Rütteln an den ſchwachen Brettern.

„Uf, Barbara, maach uf, ech ſein et, dän Lorenz

— maach —.“ Kotz Donner, ſie verſtellte ſich. — „Dau mußt mech heren, ech muß met der ſprechen — gif Antwort, Barbe, Barbe — Barbara!“

Drinnen raſchelte der Strohſack, die Bettſtatt krachte, ſchwacher Lichtſchein glomm auf, eine verweinte Stimme entgegnete:

„Jao, wat lärmſte e ſu?“

„Barbe, maach uf, en einzig Word, ech giehn gleich widder — ech muß dech ſprechen.“

„E ſu wart!“

An der Thür ward gebaſtelt, ſie gab nach, der Burſche drängte haſtig hinein. Die trüb brennende Stalllaterne auf dem Schemel neben dem Bett warf ihren Schein über die Geſtalt des Mädchens, das im kurzen Unterrock mit nackten Füßen auf dem Eſtrich ſtand. Die Hand hielt den Strick, mit dem das Thürſchloß feſtgebunden geweſen, die blonden Haare hingen zerzauſt um das blaſſe Geſicht und fielen lang über die bloßen, ſchön gewölbten Schultern. Barbaras Augen ſtarrten den Eintretenden groß und düſter an:

„Wat willſte von mir?“

„Barbe,“ der Burſche griff nach ihrer Hand, ſie riß ſich los, „Barbe, et muß ſein, dän Vadder merkt ebbes — du mußt weg.“

„Ech giehn jao.“

„Jao, äwer ganz weg mußte — bleiwſte im Dorf, kömmt alles an den Dag, on et darf net eraus kommen, et darf net! Barbe, ech han

kein ruh'ge Stund mieh, duh mer't ze lief, maach weg!"

„Waor?"

„O Jeß, waaß ech et — Jeſſes, Jeſſes!"

Der Lorenz faßte ſeinen Kopf in beide Hände; ſie trat dicht an ihn heran und ziſchelte ihm in die Ohren:

„Sollen ech in't Waaſſer, in de Kyll?"

Er fuhr auf und ſtarrte ſie entſetzt an, er ſtammelte:

„Ne, e ne, net e ſu, net e ſu — dat maanen ech net."

Sie lachte grell: „Häh, gelt? Duhſte dech ferchten, ech däht der erſcheinen im Schlaof on dech verfolgen in de Ewigkeit?! Sei ohne Sorg, ech giehn net in't Waaſſer — dem annern ze lief!" Ein unbeſchreiblicher Zug von Schmerz und Hohn zitterte um ihre Lippen. „Fürcht dech net, ech maachen der kein Onverlägenhat — Dau bis dän Vadder von meim Kind, on dat liewen ech, daobrein es mer ales gäwen, wat Seligkeit haaßt — on ſein ech drum verdammt! Ech giehn, Lorenz, ſei ruhig!"

„O du mein Heiland!" Der Burſche ſtöhnte laut. „Barbe, dau duhſt mer e ſu laad, ech ſein der e ſu gud, äwer ech kann dech doch net heiraoden, de weißt, dän Vadder brächt' mech om — on kein Geld im Sack, neiſt, gaor neiſt — o je, o je!"

„Jao, wat ech ſaon wollt" — des Mädchens Augen bohrten ſich plötzlich eindringlich in das Geſicht

des Mannes — „dat de mech net heiraoben kanns, waaß ech, han ech gewußt, ehnder ech — äwer, wat ſaot dein Vadder heut? Dau kareſſerſt met dem Anna? Laoß dat bleiwen, ech raoden der! Mech heiraodſte net, dau kanns net, äwer en annere — ne!“

In wahnſinnig ausbrechender Heftigkeit ſtieß ſie das „Ne“ faſt ſchreiend heraus, ſprang vor und krallte ihre Finger in den Rock des Burſchen. Sie rüttelte ihn hin und her, daß er zitterte wie ein ſchwankes Rohr.

„Alles, alles han ech for dech gedahn, duhn ech; ech giehn, ech reden net, ech — äwer heiraoden en annre — ne, dat därfſte net, dat därfſte net, ech —“ Sie ſchüttelte ihn wild und ballte dann die Fäuſte. „Liewer ſehn ech dech dud vor mer, als dat ech dech ener annern laoß — hörſte, Lorenz — Lorenz!“

Die Stimme erſtickte ihr, dumpf ſtöhnend ließ ſie ſich auf den Bettrand fallen und verbarg das Geſicht in dem groben Kiſſen.

Regungslos ſtand der Lorenz, er war totenbleich geworden und ſah ſich ängſtlich um — er öffnete den Mund und ſchloß ihn wieder, nun kam es ſtammelnd über ſeine Lippen:

„Barbe, um Gotts willen ſchrei net e ſu, mer könnt et auswennig heren! Dat de mein Schatz bis, waaßte doch — ech — ech —“

„Stotter net, ſavg kurz on bünnig: ‚ech heiraoden kein annre‘, ſonſt —“

Das Kiſſen war zu Boden geſchleudert, wie eine zum Sprung bereite Katze ſtand ihm die Barbe gegenüber und ſtarrte ihm mit den großen, wilden Augen unheimlich in's Geſicht. Der ſtarke Burſche ſtand wie gebannt, ohne Regung, er wagte nicht, den Blick von ihr zu wenden.

Es grauſte ihn.

Er hätte ſie fortſtoßen mögen, davonlaufen, wer weiß wie weit — er konnte nicht. Die Arme hingen ihm wie gelähmt am Leib, der Atem ging ihm zitternd, Schweiß trat auf ſeine Stirn.

„Kuck mech net e ſu an — kuck mech net e ſu an!“ Er preßte die Augen krampfhaft zu und hielt ſich noch ſchützend die Hand vor. „Ech halen et net aus, dau bis e ſu graulich!“

„Jao, gelt?“ Sie lachte wie eine Wilde in höhnendem Triumph, ſie lachte, daß das grobe Hemd von ihren Schultern glitt und das lange Haar über ihre Bruſt fiel. Mit einer heftigen Bewegung ſchlenkerte ſie die Strähnen zur Seite und riß das Hemd herauf; ihre Zähne blitzten in dem graugelben Laternenſchein. Sie lachte, lachte, dabei liefen ihr die Thränen über's Geſicht.

„Lorenz!“

Der Burſche fuhr zuſammen. Sie ergriff ſeine Hand und riß ihn mit ſich in die Ecke an ihr Bett, darüber ein buntes Marienbild und ein porzellanenes Weihwaſſerkeſſelchen hingen. Sie wies mit dem Finger hinauf.

„Bei der Alerheiligſten ſchwör mer't, dat de dat Anna net heiraods on aach kein annere net — ſchwör mer't!"

„Barbe, ech kann net, laoß mech!" Er ſuchte ſich loszumachen und nach der Thür zu entweichen, ſie hing ſich an ihn mit ihrer ganzen Schwere, eine eiſerne Gewalt ſchien in ihren Armen zu ruhen.

„Ech laoſſen dech net, ſchwör!"

„Barbe, laoß mech!" Der Burſche krümmte ſich.

„Dau ſchwörſt, dau ſaoſt: ‚Ech ſchwören bei der Alerheiligſten, bei meiner ewigen Seligkat, ech heiraoden dat Anna net on aach kein annre' — nau ſaag't!" Ihre Stimme klang leiſe, raunend, und doch wie Erz; wie Hammerſchlag fiel jedes Wort. Ihre Hand hob die des Mannes in die Höhe: „Bei der Alerheiligſten, ech ſchwören —"

„Barbe, Barbe!"

„Bei der Alerheiligſten, ech ſchwören —." Unbeirrt, mit eiſerner Feſtigkeit klang die Stimme der Barbara, mit verzehrendem, ſich einbohrendem Feuer hingen ihre weitgeöffneten Augen an den Zügen des Burſchen. „Nau, ſaog et! Ech ſchwören bei der Alerheiligſten —"

„Ech ſchwören bei — der Alerheiligſten — bei meiner ewigen Seligkat" — der Lorenz lallte nur ſo — „ech heiraoden dat —" Er ſtockte.

„Ech heiraoden dat Anna net on aach —"

„Ech heiraoden dat Anna net on aach —"

„Kein annre —"

„Kein annre!“

„Dau has geſchwor!“ Dumpf fiel es von des Mädchens Lippen.

Der Mann ſchreckte zuſammen wie ein Nachtwandler, den ein jäher Ruf erweckt; er ſtarrte Barbara an und ſtreckte dann plötzlich mit einem Laut, halb Wut, halb Begehren, die Arme nach ihr aus:

„Eweil es ales hin, zur Höll dermit, komm, küß mech!“ Er riß ſie an ſich wie ein Trunkener und preßte in ſtammelnder Raſerei die Lippen auf ihr Geſicht, ihren Hals, ihre Schultern, daß es ſchmerzte. — „Dau — Dau!“

Erſt wehrte ſie ſich, ſtemmte die Fauſt gegen ſeine Bruſt und ſtieß ihn zurück; er umfaßte ſie wieder mit wilderem Druck: „Jetz mußſte!“ Er bebte, ſein Atem keuchte. „Ales hin!“

Klang es nicht faſt wie ein Schrei? Wer ihn gethan, man wußte es nicht; mit plötzlichem Ruck warf ſie die Arme um ſeinen Hals, ſengend brannten ihre Küſſe auf ſeinen Wangen, ihr Herz ſchlug heftig wogend an ſeine Bruſt. Sie umklammerte ihn, er umklammerte ſie.

„Lorenz, ech haß dech!“

„Barbe, ech haß dech!“

„Ne — ne — dau — dau —“

„Et es doch ales aus — ales hin!“ —

Am nächtlich dunklen Himmel jagten die Wolken, unten im Thal rauſchte die Kyll. Über den einſamen

Hof gingen feuchte Winde, Frühlingswinde, und drinnen in dem Bretterverſchlag, in dem düſtern Winkel, ein Sturm von Leidenſchaft. Mit heißem Kopf, mit benommenen Sinnen taumelte der Lorenz im Morgengrauen aus der Stallthür. Horch, der Hahn krähte ſchon!

* * *

Der Vorabend des erſten Mai war da.

In den dunklen Büſchen zur Seite der Kyll ſchlugen die Nachtigallen, ſchmelzend und lockend, faſt zu laut und triumphierend für die ſtille Nacht. Der Wald lag unbeweglich, kein Wind rauſchte in den hohen Wipfeln. Das Dorf Ehrang ſchlief, ſelten noch in einer Gaſſe matter Lichtſchein; da wachte jemand in Krankheit oder Kümmernis. Lautlos ſtrichen die Fledermäuſe in unſicherem Geflatter um Dächer und Schlote. Hie und da im Schatten eines Hauſes, in einer tiefen Thürniſche, ein eng an einander geſchmiegtes Paar; ſie küßten ſich, ſie flüſterten — ſonſt kein Laut.

Es ging auf Mitternacht.

Der Pfalzelhof lag wie ein regungsloſer ſchwarzer Klumpen im matten Sternenlicht, da knurrte leiſe der Hund an der Kette; eine flüſternde Stimme beſchwichtigte ihn, er verkroch ſich winſelnd. Das Hofthor ward vorſichtig geöffnet, zwei Geſtalten traten heraus. Der Mann trug einen Packen unter'm Arm,

das Weib ſchleppte ſich mühſelig allein vorwärts. Sie ſchritten langſam, ohne zu ſprechen, dem Dorf zu; hinter den letzten ſchützenden Büſchen ſtanden ſie ſtill.

„Gottlob, eraus ſein mer!“ klang es tief aufatmend; es war des Lorenz Stimme. „Elhei, Barbe, hol dein Packaſch, ech giehn nau zerick, et könnt ons wän attraperen!“

„Gif här.“ Die Barbara ſtreckte die Hand aus und riß den Packen an ſich. „Maach eweil, dat de häm kömmſt, ech brauchen dech net!“

„Barbe,“ der Burſche ergriff des Mädchens Hand, ſie fühlte ſich an wie Eis, „waaß Gott, Barbe, et duht mer e ſu grauſam lad. Biſte mer bös?“

„Ne.“

„Maach eweil, Barbe, dat de ze deiner Tant kömmſt, ech ſein geſtern awend bei der alden Katrein geweſt, ſe wird dech ufnehmen,“ fuhr der Lorenz dringlicher fort, „on e ſu bal als de kanns, maach dat de ruf kommen duhſt in de Genofevahöhl, dao kommen ech zu der. Ech ſchaffen der wat de brauchſt, on e ſu bal ech Geld haon, bringen ech et der, dann machſte nach Trier; eloa ſuchſte for dat Kind en Unnerkonft on giehſt in Dienſt. Ech kommen e ſu oft ech kann on beſuchen dech.“

„On dann?“ Sie hob das totenblaſſe Geſicht zu ihm auf und blickte ihn fragend an.

„Noa, dann — dann — noa dat find ſech jao! Gieh jetz, gieh jetz nor!“ Er ſchaute ſich ängſtlich und unruhig um.

„Gieh dau nor!“ Ihre Stimme klang trotzig, und ihr Fuß trat heftig auf die Erde. „Gieh!“

„Noa, dann gub Zeit!“ Er ging, erſt zögernd, unſchlüſſig, dann rannte er wie gepeitſcht; bald ſah ſie nichts mehr von ihm, nur Dunkel ringsum.

Mit einem tiefen Seufzer ließ ſie ſich auf einen Meilenſtein am Wege fallen; ſie konnte nicht mehr, ihr war, als trüge ſie Bergeslaſten, ihre Kniee wankten. Sie faltete die Hände über dem Bündel in ihrem Schoß, der Kopf ſank ihr darauf. So kauerte ſie in der Nacht, einſam, regungslos. Wohl eine Stunde verging, plötzlich hob ſie den Kopf und ſtarrte wild um ſich. Droben am Himmel wanderten die Sterne, mit unſicherem Licht gleißten ſie nieder zur Erde; wie formloſe Ungeheuer reckten ſich Buſch und Baum empor, geſpenſtiſch fahl ſchimmerten die weiß getünchten Häuſer von Ehrang.

Niemand da — alles ſtill — alles leer — keine Hülfe, kein Beiſtand!

Mit dumpfem Stöhnen ſtellte ſich Barbara auf die Füße, ein ungeheurer Schmerz durchfuhr ſie jäh vom Kopf bis zu den Füßen und drohte ihren Leib in Stücke zu reißen. Eine namenloſe Angſt trieb ihr Herz zu raſendem Pochen und ſchnürte ihre Kehle zuſammen; ſie preßte die blutloſen Lippen feſt auf einander, es hätte ſich ihnen ſonſt ein Schrei der Verzweiflung und Qual entrungen. Langſam, Schritt für Schritt wankte ſie weiter.

Nun war die Dorfſtraße erreicht. Der Schweiß

lief ihr über's Geſicht. Mit zitternder Hand taſtete ſie ſich an den Wänden der Häuſer entlang — wie endlos die Straße, wie ewig weit das Armenhaus, drin die Katrein hauſte!

Der Atem der wankenden Geſtalt keuchte, es klang wie ein Aechzen durch die Stille; nun blieb ſie ſtehen — wieder dieſer ungeheure jähe Schmerz und nun wieder und wieder, Barbara lehnte ſich an die Mauer und ſtöhnte. Jetzt raffte ſie die letzte Kraft zuſammen — noch dieſe Gaſſe — noch dieſe Ecke — dort am äußerſten Ende des Dorfes das kleine, halb zuſammengeſunkene Haus, abſeits von den übrigen, das war's!

Mit einem Laut, halb Wimmern, halb Erlöſung, brach ſie vor den Stufen nieder, auf Händen und Füßen kroch ſie hinan. Sie ſtieß mit der Fauſt gegen die Hüttenthür:

„Tant, maacht uf, Tant Katrein, um Chriſti willen, maacht uf!"

Bange Minuten verſtrichen, dann tönte von innen eine zittrige Stimme:

„Wän es eloa, bis dau et, Barbe?"

„Jao, jao," das Mädchen ächzte, „maacht — Jeſſes, maacht — raſch!"

Die Thür ward vorſichtig geöffnet, ein runzliges, gebücktes Weib mit Trieſaugen und Kropf leuchtete mit einem flackernden Öllämpchen heraus.

„Jeß Marie Juſep, Jeß Marie Juſep!" Faſt ließ

die Alte das Lämpchen fallen. „Barbe, es et e ſu weid — Könner, Könner!“

„Laoßt mech rin!“ Barbara ſchob ſich über die Schwelle; halb kroch ſie, halb zog die Alte ſie.

Die Thür fiel in's Schloß, der Riegel ward vorgeſchoben.

Aber hinter dem verhängten Fenſterchen der Hütte glomm matter Lichtſchein die ganze Nacht, und als das Frührot am Himmel flammte und unter Vogelgeſchmetter der junge Tag über die Berge lugte, erklang drinnen in der elenden Stube der Armenhäuslerin der erſte wimmernde Schrei eines Kindes.

* * *

Droben im Wald bei der Genofevahöhle ſpukte es. Das ganze Dorf wußte es, ſeit Wochen ging's dorten um. Die Kinder, die nach Kräutern und Veilchen ſich tief im Dickicht verloren hatten, waren entſetzt heimgekehrt. Es war nie recht geheuer um die einſame Stätte geweſen, ſelten betrat ein Menſchenfuß den ſchmalen, ſchwer erkennbaren Pfad, der zwiſchen Geröll und kaum durchdringlichen Büſchen den ſteilen Berghang hinaufführte. Nur der zierliche Huf des Rehs drückte ſich in das weiche Moos, und in den zitternden Sonnenſtrahlen, die den grünen Raſenfleck vor der Höhle vergoldeten, wärmten ſich ſchillernde Eidechſen. Heuer aber hatten die Dorfbuben, die den

Wald durchſtreiften, droben ein ſeltſames Singen gehört; dazwiſchen klang's wie Weinen einer Kinderſtimme. Die ſtille Sommerluft trug die wunderbaren Laute an ihr Ohr, lauſchend ſtanden ſie. Horch, wieder das Singen! Oder rauſchten die Büſche nur ſo, oder murmelte der Quell, der den Hang hinunter plätſcherte? Leiſe, gedämpft, wie aus der Tiefe der Erde kamen die Klänge! Mit aufgeriſſenen Augen, mit offenem Mund ſchlichen die Kinder näher, ſich ſchieben und drängend und einander beim Jackenärmel haltend.

Was war's? — Alles ſtill.

In den Büſchen wiſperte der Wind, im Kraut raſchelte eine Eidechſe — huh, ſie fuhren zuſammen. Mit dornigem Arm langte der Brombeerſtrauch nach dem Kittel des vorderſten, der Fuß glitſchte auf dem feuchten Moos; zögernd ſtanden ſie.

Horch, horch, nun wieder Singen! Lallen eines feinen Stimmchens! — Die heilige Genofeva wiegte ihr Kind!

Zitternd vor Angſt und Neugier ſchlichen die Buben näher — da — da — hinter dem Buſchwerk, das wie ein ſchützender Wall den kleinen Plan umfing, an der Quelle, die dem Sandſteingeklüft entſprang, ſah man ſie ſtehen, die Genofeva! Die Heilige! Den Lauſchern ſträubte ſich das Haar. Sie ſtand im Eingang der Höhle, hinter ihr gähnte das Dunkel, um ihr Haupt woben ſich Sonnenſtrahlen; gleich einem Mantel von geſponnenem Gold floß das Haar um

ihre Schultern — und nun hob ſie das Geſicht, ein überirdiſcher Glanz ging von ihm aus, das Gras zu Füßen neigte ſich, himmliſches Wehen ſäuſelte durch die Bäume, ein Hallen und Tönen ging durch die Luft — die Kinder ſahen nichts mehr.

Gleitend, ſtolpernd, ſich überkugelnd, ſtürmten ſie den Hang hinunter. Dornenzweige ſchlugen ihnen in's Geſicht, Jacke und Hoſe riſſen in Fetzen; bleich, atemlos, außer ſich vor Entſetzen und Wichtigkeit kamen ſie heim.

„Mer haon ſe geſiehn, mer haon ſe geſiehn, de heilig Genofeva! Se ſtand owen vor ihrer Höhl, en Heiligenſchein uf em Kopp, de Hirſchkuh lag er ze Füßen, on Engelcher wiegten dat Könd; mer konnt de himmliſche Muhſik heren — mer haon ſe geſiehn!“

„Se haon ſe geſiehn! De heilig Genofeva gieht om!“

Wie ein Lauffeuer durchflog's das Dorf; die Kinder wurden befragt und ausgehorcht, ſelbſt der Herr Pfarrer ließ ſich herbei, die Erzählung mit anzuhören. Da war kein Haus, in dem nicht von der wunderbaren Begebenheit die Rede war; zwei, drei Leute ſaßen nicht bei einander, ohne ſich in die Ohren zu tuſcheln: „Se gieht om, ſe haon ſe geſiehn!“

Die alte Sage vom Ritter Siegfried auf Burg Ramſtein ward wieder lebendig, der dem falſchen Knecht ſein Ohr lieh, ſein unſchuldiges Weib der Untreue zieh und von ſich ſtieß, daß die arme Genofeva in der Höhle, tief im Wald, Zuflucht ſuchen mußte,

dort ihr Kind mit Thränen herzte und mit der Milch der Hirschkuh ernährte. Sie saß viele Jahre in dem dunklen Felsenloch. Ihr Gewand zerriß, sie hatte nichts zum Mantel als ihr goldnes Haar; aber zuletzt ward sie heilig, und die Engel setzten ihr eine Strahlenkrone auf's Haupt. Und nun hatten die Kinder sie gesehen.

„Jao, jao, ech glauwen et wohl," sprach die Katrein Holtzer, die derweilen als einzige Pfründerin im halbverfallenen Armenhaus hockte, und nickte geheimnisvoll, daß ihr Kropf wackelte, „lao haon ech se schuns mannigmaol singen heren, wann ech erum gekraucht bin nach Holz on Beeren; äwer, äwer ech haon mech dao dervon gemaach on niemand neist verzählt. Et es net wohlgedahn, et es net wohlgedahn, wann mer doadrüwer reden duht, on gaor de Heilige siehn — dat ons Gott bewaohr!" Sie schlug fromm ein Kreuz, und die Umstehenden schlugen rasch eins mit.

„Mech soll et wunnern," die Alte blinzelte scheu herum und ihr zahnloser Mund flüsterte, „paßt uf, ech duhn net daofür kurantören, ob de Könner net verspillt haon; de Heilige läßt sech net ongestraft beluren — et es net wohlgedahn, et es net wohlgedahn!"

Die Katrein hatte so unrecht nicht. Fischer Matthes sein Pitter, der erste, der die Genofeva geschaut, der auch nachher im Dorf den größten Mund gehabt, ward wenige Tage darnach krank. Was ihm fehlte, wußte man nicht; er hatte es arg im Leib, und kein Essen war ihm bekömmlich. So sehr schlimm war es

eigentlich nicht, aber der Bube hatte eine Höllenangſt und ſchrie immer:

„Modder, Modder, et ſein net de onreifen Kerſchen, et es de Genofeva! Ech gänn geſtroft, ech haon mit de Fingren uf er gezeigt!“

Und die Mutter heulte und rief die Gebenedeite und alle Nothelfer; nur keinen Doktor.

„Wat ſoll hän aach hei? Dao hilft kein Medezin einholen, ons Pittchen muß doch ſtärwen!“

Da war kein Menſch in ganz Ehrang, der zur Genofevahöhle geſtiegen wäre. Einſam und gemieden lag ſie inmitten dichten Waldes; der Kühne, der ſich von Neugier getrieben ein Stück den Berghang hinaufwagte, hörte kein Singen mehr; es war verſtummt. Die Kinder durchſtreiften andere Gegenden, nur die alte Katrein, die Armenhäuslerin, trollte tagtäglich den Weg durch die enge Schlucht, von der es zur Höhe hinaufging. Sie brauchte ſich nicht zu fürchten, ſie war alt und lebensmüde, hatte nichts mehr auf dieſer Welt zu verlieren. Seit ihres Bruders Sohnes Tochter, die blonde Barbara, die beim Pfalzelbauern in Dienſt geſtanden, ſich ſo plötzlich und über Nacht davon gemacht, hatte ſie keine verwandte Seele im Dorf. Wo die Barbara nur hin war? Man hatte freilich beim Pfalzelbauern auch nicht viel von der Magd geſehen, der Hof lag abſeits, ſie war nicht in's Dorf gekommen, aber wiſſen wollte man doch gern, wohin ſie gegangen.

„Lao ronner haot ſe gemaach,“ ſagte die Katrein

auf alles Fragen, hob den runzligen Steckenarm und wies nach irgend einer Himmelsrichtung. „Se haot et saat gehatt, dat Hongerlieden beim Pfalzelbauer. Wat wissen ech?! Wird schon emal schreiwe laossen, dann duhn ech et eich verzählen — o—a—ha, es dat en Läwen!“

* * *

Es ging auf die Erdbeerzeit. Am Sonntag nachmittag auf dem Ramstein war reges Treiben. Die Sonne schien strahlend hell, fast zu heiß, aber die schattigen Waldwege waren doch erquickend. Überall schaukelten sich unter Busch und Kraut die unzähligen purpurnen Perlen der Erdbeere, daneben noch die lieblichen weißen Blüten; Hoffnung und Erfüllung an einem Stengel. In Scharen strömten die Städter in's Kyllthal, sie kamen bis Ehrang mit der Eisenbahn oder zu Wagen; nun pilgerten sie zu Fuß hinüber nach dem Ramstein, erfüllten den Wald mit Gesang und Lachen und Jubelruf, warfen Kiesel in den rauschenden Bach und wichen kreischend dem Spritzen der Wellen aus, sammelten Blumen, schlangen grüne Gewinde um Hut und Haar und priesen entzückt den würzigen Duft, die Süße der Erdbeeren. Manch steifer Rücken beugte sich, um die lockende Frucht zu gewinnen; manch helle Sommerhose verunzierte ein saftiger Grasfleck; manch zarte Mädchenhand sammelte die zierlichen Stengel zum Sträußchen und steckte es

lächelnd an die junge Bruſt. Strohköpfige Dorfkinder ſtanden am Weg und ſtarrten den geputzten Fremden nach; auch ſie hatten ihren beſten Staat an, die Kattunſchürzen ſteif vor Stärke, die Haare mit Waſſer aalglatt hinter die Ohren geſtrichen.

Die hübſche Anna auf dem Ramſtein prangte im hellblauen Kattunkleid und blendend weißer Schürze; die braunen, ſchön geflochtenen Zöpfe hielt der ſilberne Pfeil am Hinterkopf zuſammen, eine ſanfte Röte lag auf den runden, noch kindlichen Wangen. Sie hielt beharrlich die Augen geſenkt bei allen Schmeicheleien, die hr zugerufen wurden; nur das Vertiefen der Grübchen rechts und links von dem lieblichen Mund zeigte an, daß ſie einen Scherz verſtanden. Eilig wie eine Bachſtelze trippelte ſie zwiſchen den Tiſchen hin und her, die der Vater aus rohen Brettern droben, inmittten der Ruinen der alten Burg, oder drunten auf ſaftig grüner Wieſe, aufgeſchlagen hatte. Emſig eilte ſie ab und zu; bald war ſie hier, bald dort.

„He, ſchöne Anna, mir Kaffee! Hier Milch! Hier Bier! Einen Schoppen — ſchöne Anna, hören Sie doch! Schöne Anna, wenden Sie mir doch auch mal einen Blick zu!“ — ſo ſchallte es ununterbrochen an ihr Ohr. Nun endlich eine Pauſe! Aufatmend hielt ſie inne und lehnte ſich gegen den Tiſch, der ein wenig abſeits ſtand, und an dem ein einzelner Herr in dunklem Rock und hohem Hut Platz genommen hatte. Es war ein Mann in mittleren Jahren; aus dem klugen Geſicht blickten ein paar tiefliegende, ſinnende

Augen und hefteten ſich freundlich auf das roſige Mädchenantlitz.

Staatsanwalt Karl Milde aus Trier kam ſchon ſeit Jahren auf den Ramſtein. Er plauderte gern mit der hübſchen Anna, die ihm ſchon als Kind im kurzen Röckchen entgegengeſprungen war; manche Zuckerdüte war in die kleinen verlangenden Hände geglitten.

„Nun, Fräulein Anna," ſagte er und hielt ihre Hand hin, „wie ſteht's?"

„O, ich danke, es geht mir gut," ſie knixte und legte ihre warmen Finger vertrauensvoll in die dargebotene Rechte, „und Ihnen, Herr Staatsanwalt?"

„Na, ſolch ein Junggeſelle wie ich, wie ſoll's dem gehen?" Ein leichter Schatten flog über das ernſte Männergeſicht, und die Falte zwiſchen den Brauen vertiefte ſich. „Unſereins hat viel Not unter Händen, viel Elend, viel Schuld. — 's dient nicht gerade zur Erheiterung! Wiſſen Sie was, Fräulein Anna, heiraten Sie keinen vom Gericht, das ſind nicht umgängliche Leute."

„Wären auch viel zu fein for mich!" Sie lachte leiſe, und ein tiefes Rot flog über ihre Wangen; gleich darauf ſchlug ſie zum erſtenmal die ſonſt beharrlich geſenkten Lider auf und ſah den Herrn mit ihren klaren Augen faſt zärtlich an. „Ach, Herr Staatsanwalt, wann all die Herren vom Gericht ſein thäten wie Sie! Wann Sie ei'm angucken, wird's einem ganz warm hier herum" — ſie wies auf's Herz

— „man kriegt gleich e ſo en Vertrauen. Sie thut doch gar keiner anlügen, gelten Se? Ihnen geſtehn die Leut gewiß gleich, was ſie Böſes gethan haben?“

„Das läßt ſich halten.“ Der Staatsanwalt lächelte und zuckte die Schultern.

„Nein — net?“ Das Mädchen war ganz erſtaunt. „Ne, ich muß Ihnen alles ſagen, 's is ja freilich nix e ſo Böſes, aber eigentlich verzählen ſollt ich's net. Ich — ich —“ ſie ſtockte, errötete und wickelte den weißen Schürzenzipfel um die Finger, „ich will mich verändern, ich bin Braut, ſeit geſtern!“

„Was Sie nicht ſagen! Potz Tauſend, kleine Anna, ich gratuliere, gratuliere von Herzen!“

„Pſt, pſt, net e ſo laut! 's is noch heimlich, mein Bräutigam will noch net, daß es unter die Leut kömmt!“

„So, und warum denn nicht? Wer iſt denn der Glückliche?“

Sie hob den Arm und wies über den Wald hin.

„Drüben bei Ehrang auf dem Pfalzelhof wohnt er, 's is dem Pfalzelbauer ſein Lorenz!“

„Was, der Lorenz, der ſchöne Burſche?! Mit dem bin ich erſt neulich ein Stück Wegs gewandert — ein ſchmucker Bräutigam, das muß man ſagen!“

„Gelten Se?“ Die Anna lächelte glückſelig, ein Schimmer freudigen Stolzes verklärte ihr Geſicht. „Und ſo brav! Sehen Se, Herr Staatsanwalt, Geld hat er keins, aber das thut nix, er is e ſo brav und

fleißig! Die Jungfrau Maria hat mer en rechtes Glück beſchert — wann ich's nur verdien'!"

„Liebes Kind," der Mann ergriff die Hand des Mädchens und drückte ſie herzhaft, „gewiß verdienen Sie's, Gott ſegne Sie. Ja, ja, aus Kindern werden Leute, aus Mädchen werden Bräute. Schau einer die kleine Anna an! Was werden die Leute in Ehrang ſagen?"

„O je, die haben jetzt e ſo viel zu ſchwätzen, da acht keiner auf uns! Denken Se nur, Herr Staatsanwalt, was paſſiert is! Die Kinder, die im Wald erumgelaufen ſind, die haben e ſo en wunderbar ſchönes Singen gehört, und wie ſie dem nach ſind, kommen ſie hoch oben vor die Genofevahöhl, und da wird's ihnen e ſo gruſelig und doch e ſo andächtig, und vor der Höhl is en Glanz geweſen, daß ihnen die Augen übergelaufen ſind, und in dem Glanz hat eine drin geſtanden, herrlich, mit langem goldnem Haar bis an die Kniee und —"

„Nun, und?"

„Das war die heilige Genofeva," flüſterte Anna und öffnete ihre Augen weit, „das war ſie!"

„Was Sie nicht ſagen, kleine Anna," dem Herrn Staatsanwalt zuckte es bedenklich um die Mundwinkel, „das iſt in der That eine höchſt aufregende Geſchichte; wenn ſie nur wahr iſt!"

„Gewiß, gewiß, die is ſo wahr wie Amen in der Kirch," eiferte das Mädchen. „Und denken Se nur, dem Fiſcher Matthes ſein Jung, den is e ſo frech,

den hat gesagt, eigentlich hätt' die heilig Genofeva akerat ausgesehn wie andere Frauensleut auch — die Sünd! Aber die Heilige hat ihn gestraft, er liegt schon lang e so krank, er wird wohl sterben. Was sagen Sie da derzu, Herr Staatsanwalt? — Aber Jeß, ich stehn und verschwätzen mich und im Haus is e so viel zu thun. — Adieu, adieu, Herr Staatsanwalt, bis gleich!"

Fort war sie, Milde sah ihr nach.

„Ein liebes, prächtiges Mädchen; wundert mich, daß sie noch so abergläubisch ist. Die heilige Genofeva — lächerlich! Ich will mich doch jetzt einmal aufmachen und zur Höhle klettern, vielleicht erscheint mir das Wunder auch." Mit einem sarkastischen Zwinkern ergriff er Hut und Stock und schlenderte langsam dem Walde zu.

Staatsanwalt Milde war eine bekannte und beliebte Persönlichkeit, von allen Seiten wurde er gegrüßt. Auf der grünen Wiese tummelte sich die Jugend in allerlei Spielen. Bunten Schmetterlingen gleich flatterten farbige Mädchenkleider über den Rasen, heller Zuruf ertönte, Lachen, Scherzen; manch schönes Auge blickte dem Vorübergehenden verstohlen nach. Milde schob sacht die Kinder aus dem Weg, die ihm in der Lust des Spiels vor die Füße taumelten, er grüßte hier, drückte dort eine Hand, ging aber unbeirrt weiter. Bald lag der Lärm, das Getriebe hinter ihm; er trat unter die ersten hohen Stämme. Noch einmal schaute er zurück. Es war ein lieblicher Anblick.

Die Ruinen des Ramstein glänzten im letzten Sonnengold, das Freudenfähnlein im obersten Fensterbogen wehte, sauber und weiß blinkten die Mauern des Pächterhauses. Drunten die Wiese glänzte wie Smaragd, übergossen von buntem Geflimmer, rote, blaue, schwarze, weiße Punkte wirbelten durch einander; das war eine Lust, ein freudiges Gewoge! Die hüpfenden jugendlichen Gestalten, das Lachen heller Kinderstimmen, darüber ein harmlos blauer Himmel, mitten hindurch das silberne Band der Kyll, rund umher sanfte, schön belaubte Berglehnen — alles verschlang sich zu einem Bild der Anmut und des Friedens.

Der Einsame seufzte. Mitten im Freudenschimmer tauchte ihm die Nachtseite des Lebens auf. Zu oft hatte ihn sein Beruf in düstere Zellen geführt, Sonnenlicht und freie Luft blieben draußen; hinter den Gitterstäben hatte er eine Welt voll Pein und Schuld gesehen. Die Daseinsfreudigkeit, der nicht reflektierende Genuß des frohen Augenblicks waren ihm verkümmert.

Hatte er seinen Beruf verfehlt? Oft hatte er sich's gefragt, wenn sein Herz so thöricht pochte, wenn sich ihm Worte der Entschuldigung statt Worten der Anklage auf die Lippen drängen wollten. Er war zu weich, viel zu weich; er sah nicht mit den Augen des Richters. Er sah mit denen des Menschenfreundes. Seine Seele krampfte sich zusammen beim Leiden der Welt, sie bäumte sich auf, sie wollte sich empören gegen

das ‚Schuld iſt Schuld, Geſetz bleibt Geſetz.‘ Er war kein guter Staatsanwalt, er würde keine Carrière machen, und mit Recht; wie weiches Wachs darf der nicht ſein, der da immer zu ſprechen hat: „Ich klage an.“

Der Grübelnde fuhr zuſammen, ein greller, luſtiger Kinderſchrei drüben von der Wieſe her ſchreckte ihn auf. Wie ſie lachten! So viel Frohſinn, ſo viel Heiterkeit; warum ſah er, er allein, immer zuerſt die düſteren Schatten, die das blumigſte Thal verdunkeln?

„Ä!“ Mit unmutigem Kopfſchütteln trat Milde ſeinen Weg an. Der war einſam. Die Bäume ſtanden wie Rieſenwächter, kein Hauch flüſterte in den Blättern; es war ſtill, kein Vogelruf, kein Käferſurren. Er ſchritt weiter. Der Pfad ward ſchmal und ſchmäler; nun ſperrte ein Bach den Weg, ſchäumend und perlend ſprudelte er zwiſchen mooſigen Steinen. Der Wanderer ſprang hinüber, dichtes Gebüſch umfing ihn, ein ſteiler Hang ſtieg vor ihm auf. Stamm an Stamm, ſo dicht wie eine Mauer; drunter üppige Farrenwedel und rankendes Brombeergeſtrüpp. Hier ging's hinauf zur Höhle. Milde wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. Es war ein mühſeliges Steigen, ein Klettern ohne Weg und Steg, ein Anklammern und Forthelfen an vorſtehenden Wurzeln und überhängenden Zweigen.

Tiefatmend hielt er inne und lehnte ſich an einen glatten Buchenſtamm. Goldne Kringel tanzten vor

ihm auf der Moosdecke, hoch oben, wo die dichten Wipfel ein Stückchen Himmel hereinſchauen ließen, ſegelte ein leichtes Abendrot. Grünes dämmerndes Licht umfing einſchläfernd die Sinne; da — horch — ein Ton, ein verirrter Klang!

Es ſang jemand!

Leiſe, wie ein Hauch, wehte es über die Büſche — der Wanderer fuhr zuſammen. Das kam von der Höhle!

Er kletterte weiter, er kroch auf Händen und Füßen — jetzt war er oben, nur dichtes Buſchwerk trennte ihn noch von dem kleinen Wieſenplan. Er blieb auf den Knieen liegen und lugte mit ſcharfem Blick durch's Geſträuch. Die Augen waren ihm wie geblendet, ſie gingen über. So golden, ſo grün war der Raſenfleck, wenige Fuß im Geviert, vor der düſteren Höhlenwand. Tauſend Blumen blühten darauf, ein reiner Quell plätſcherte, auf tiefhängenden Zweigen der umſtehenden Bäume ſaßen Waldvögel in Scharen und bliesen die Federn auf. Süß und ſanft wie im Traum klang ihre Melodie: „Tirili — tüi — tüi“ und dazwiſchen fielen Worte, halb geſungen, halb geſummt:

„Owen uf em Berge —
Gieht e ſu leis dän Wind —
Dao ſitzt Jongfra Maria —
On wieget ihr Kind —
Su — ſu — haija popaija — ſu — ſu“

Tirili — tüi — tüi —

Wer war das? Ein Menſch, die heilige Genofeva ſelber?

Dem Lauſcher ſtieg das Blut zu Kopf, ſein Herz pochte, er war erſchrocken, verwirrt; ſollte er das ſeltſame Weſen anrufen, das da mitten im Sonnengefunkel ſaß, ein Kind in den Armen? Sie wiegte es ſacht hin und her, dabei glänzten ihre langen Haare wie geſponnenes Gold. Sie ſaß auf einem Stein, die nackten Füße ſtanden in lauter Blumen, ihr Geſicht ſchwamm in geheimnisvoll ſchimmerndem Duft.

Nun lächelte ſie, mit unbeſchreiblicher Glückſeligkeit neigte ſie ſich zu dem Kind in ihrem Schoß. — Nein, das war keine Heilige, ſie öffnete den Mund, ſie ſprach, unverfälſcht kam der Moſelbialekt über ihre Lippen.

„Gelt dau, mein Jüngelche, dat Sönnche es e ſu ſchien, dat duht onſem Könd e ſu gud — o dau mei lief, goldig Engelche!“ Sie bedeckte die kleinen Hände des Kindes mit Küſſen. „Jao, wann ech dech net hätt! Kuck, ech möchten vor dech hinknieen on dech anbeten als wie en Wunner; bitt dau for mech an Gottes Thron — o dau mei Herrgöttche! — Erſcht ſein ech e ſu arm geweſt, nau ſein ech e ſu reich, kein Kenigin hat mieh — dau — dau — ſu ſu — haija popaija!“

Sie preßte das Kind lebhaft an ihre Bruſt, dann ſtand ſie auf und ging mit wiegenden Schritten hin und her. Milde wagte nicht zu atmen, mit weit ge-

öffneten Augen ſtarrte er auf die Geſtalt des jungen Weibes. Alle Märchen der Kindheit ſchoſſen ihm durch den Sinn, er kam ſich ſelber vor wie im Märchen. Um ihn her tiefſte Waldeinſamkeit. Wie verzaubert ſangen die Vögel, Grillen zirpten heimlich, und mitten in der Blumenwildnis ein Weſen — nur eine Bäuerin im groben Friesrock und geflicktem Hemd — aber die Füße, die Schultern ſo weiß, die Haare golden, auf dem Antlitz die verklärende Seligkeit himmliſchen Mutterglücks!

Langſam verblaßte das Sonnengold, ein Windhauch ſchauerte durch die Büſche, zuſehends ward es dämmrig und dämmriger; nur ein ſchmaler Streifen Licht fiel noch ſchräg über den Wieſenplan. Milde fühlte nicht, daß ihn die Kniee ſchmerzten, er lugte noch immer durch's Geſträuch — nun machte er eine unvorſichtige Bewegung, ein Zweig kniſterte. Gleich dem geſcheuchten Reh fuhr das junge Weib zuſammen. Zwei große ſchwarze Augen glitten über die Büſche hin, halb furchtſam, halb wild drohend — einen Augenblick nur, dann lächelte das weiße Geſicht wieder.

„Ne, ne, et es dän Wind geweſt, dän Wind on de Heimelcher im Gras — ha ha!“ Sie lachte gedämpft. „Se finnen mech net, mech net on dech net — o dau — dau!“

Sie hob wie im Triumph mit beiden Armen das Kind in die Höhe. Milde ſah über dem Bündel armſeliger Lumpen ein winziges, roſiges Geſichtchen,

dann verzog ſich dasſelbe, ein klägliches Weinen ertönte.

„Jao, jao, mei goldig Engelche, dau has Honger, dau duhſt frieren, waart!“ Eilig kauerte die Mutter nieder, ſchlug ihren Friesrock über die Schultern und legte unter der wärmenden Hülle das kleine Geſchöpf an ihre Bruſt.

Unhörbar zog ſich der Lauſcher zurück. Jetzt war's genug, ihm kam's nicht zu, weiter das Mutterglück zu belauſchen; faſt wollte es ihn ſchon wie Scham beſchleichen, ein unerklärliches Gefühl durchzog ſein Inneres. Wie benommen glitt er den Abhang hinunter. Das Weinen hatte aufgehört, nur „Su, ſu — haija popaija“ klang noch ſchwach hinter ihm drein.

Drunten ſtand er tief atmend ſtill und faßte ſich an die Stirn. War's möglich? War's nicht ein Traum, war er es ſelber noch? Freilich, da ſprang der Bach ſchäumend und perlend über die Steine, und dort führte der Weg zum Ramſtein! Hier unten im Thal war ſchon tiefe Dämmerung, faſt Nacht; Milde hatte kaum der Finſternis acht, ſeine Seele weilte noch oben auf dem ſonnbeglänzten Raſenfleck. Wirre Gedanken jagten durch ſeinen Kopf. Da ſchien wohl kein Zweifel, das junge Weib in der Genofevahöhle war die verſchwundene Barbara Holtzer, des Pfalzelbauern Magd; ſie ſaß oben in der Höhle und verbarg ihre Schande vor der Welt. Ihre Schande — oder ihr Glück? Ja, da war er wieder, der böſe Zwieſpalt, der ſo oft die Seele ängſtet und Recht in

Unrecht kehrt, Unrecht in Recht! War es nicht die reinſte, von Gott ſelbſt erſchaffene Freude, die der Mutter an ihrem Kind? Gab es etwas holdſeligeres als jenes junge Weib, deſſen Geſicht mitten in der Verlaſſenheit den Stempel ſchönſter Verklärung trug? War hier Sünde, Schande?

„Ich weiß es nicht,“ murmelte der Staatsanwalt, „fragt man die Frucht, wenn man ſie genießt: woher ſtammſt du? Die Blume: wo biſt du erblüht? Erſtand die Wurzel auch in Schutt und Moder, in Sumpf und Fäulnis, man kehrt ſich nicht daran, die Frucht, die Blume ſind da. Die Schöpfung iſt eben ſo eingerichtet. Warum ſoll man hier ſagen ‚das Kind der Schande‘ und mit Aber und Pfui das ſchöne Mutterglück in den Staub treten? Warum? — Darum! Das Geſetz ſpricht ſein ‚Ungiltig‘ über die Verbindung, der das junge Menſchenweſen entſproſſen, es drückt mit ſtarker Hand den Stempel des Makels auf die Stirn der Mutter und wirft das Kind zu den Namenloſen; es iſt grauſam, aber — Geſetz bleibt Geſetz, die Sitte muß beſtehen, es ſei denn, die Welt ginge aus den Fugen. Und doch —“

Der Einſame ſchreckte zuſammen, unweit von ihm tappte etwas, unwillkürlich trat er hinter einen Stamm und hielt den Atem an. Es kam näher, aus dem Schatten wuchs eine Männergeſtalt auf, groß und ſchlank, ein Bündel unter'm Arm. Nun ſtand der Ankömmlung ſtill und ſpähte umher — nichts zu hören, nur das Rauſchen des Baches und das Wiſpern des

Abendwindes in den Blättern. Milde rührte ſich nicht, das Gebaren des Menſchen war ſo eigentümlich ſcheu und ängſtlich, er that wie einer, der etwas zu verbergen hat. Nun ſtand er dicht neben dem Baum, deſſen breiter Stamm den Staatsanwalt verdeckte; ein ſchwacher Schein fiel durch's Gezweig mitten auf das Geſicht unter der breitkrämpigen Mütze. Ei, das war ja der Lorenz vom Pfalzelhof! Schon wollte Milde die Hand vorſtrecken und auf die Schulter des Burſchen fallen laſſen, als dieſer noch einmal den Kopf nach allen Seiten drehte, mit einem geräuſchloſen Satz über den Bach ſprang und gewandt den ſteilen Hang zur Höhle hinauf zu klimmen begann. Bald war er im Dunkel verſchwunden; nur das Brechen von Äſten, das Knicken dürren Holzes tönte noch zurück.

„So, ſo!“ Kopfſchüttelnd trat der Staatsanwalt hinter dem Baum hervor. Er ſah ſehr ernſt aus, ein Zug von Beſorgnis lag auf ſeinem Geſicht. Der Lorenz? Was hatte der droben in der Höhle zu ſuchen — und ſo heimlich, um dieſe Zeit? Wenn das nur keine böſe Geſchichte war!

Mit geſenktem Kopf und langſam ſchritt Milde dem Ramſtein zu. Es lag auf ihm wie ein beängſtigender Druck. Immer wieder ſah er das junge Weib mit dem Kind in den Armen auf dem grünen Raſenfleck ſitzen, über ihre Schulter lugte das reine, freundliche Geſicht der kleinen Anna; an beiden vorüber aber, wie ein Schatten, glitt die ſchlanke Geſtalt des Lorenz. Was ging hier vor?

Auf dem Ramſtein in der Gaſtſtube brannte die Lampe, als der einſame Spaziergänger wiederkehrte. Das laute Getriebe war zu Ende, die meiſten hatten den Heimweg angetreten, müde von Sommerluft und Sommerluſt; nur wenige der Seßhaften weilten noch beim Schein der Windlichter draußen in der lauen Nacht und ließen ſich die Erdbeerbowle ſchmecken.

Auf der Thürſchwelle ſtand die hübſche Anna mit lächelndem Geſicht und warmem Rot auf den Wangen.

„Ne, Herr Staatsanwalt,“ rief ſie dem Ankommenden entgegen, „ſein Sie lang ausgeblieben! Wie ſchad, mein Lorenz war vor einer Stund hier, ich hätt'n Ihnen gar ſo gern vorgeſtellt — er is net dageblieben, er hatt gar ſo wichtig zu thun. Auf dem Pfalzelhof is en Kuh aufgetrieben, er mußt nach Cordel rennen und ebbes Medezin beim Viehdoktor nehme gehn; er war ſehr preſſiert. Um Uhrer zehn will er aber wiederkommen, ich hab' ihn ja heut noch kaum geſprochen. Sie können wohl net e ſo lang bableiben, Herr Staatsanwalt, es is gleich e ſo weit?“

Sie hob die klaren Augen bittend zu ihm auf. Milde vermied ihren Blick; es that ihm weh, in dies vertrauende Mädchengeſicht zu blicken.

„Nein, nein,“ ſagte er haſtig, „ich muß jetzt raſch fort, ſonſt geht der letzte Zug in Ehrang ohne mich!“

Er zahlte die Zeche, zerſtreut, ohne weiter zu reden; er drückte dem Mädchen die Hand und machte ſich

eilig auf den Weg. Faſt betroffen ſah ihm die hübſche Anna nach.

„Was hat den Herr Staatsanwalt heut abend nur? Warum war er auf einmal ſo preſſiert? — Der liebe Herr!“

Der Lorenz ſtand auf dem Pfalzelhof im Stall und miſtete aus. Die Hemdärmel hatte er aufgeſtreift, daß die muskulöſen Arme bis über den Ellenbogen entblößt waren; unter den bunten Hoſenträgern wölbte ſich die breite Bruſt, aber ſie atmete ſchwer und beklommen.

Es war heiß, gewitterſchwül.

Er arbeitete hart, der Schweiß troff von der Stirn und klebte ihm die braunen Ringellocken an die Schläfen. Der Lorenz war unwirſch, er ſchmiß den Dung nur ſo von der Schippe zur Thür hinaus, daß er in weitem Bogen auf den Hof flog.

„Dunnerwetter Zackerlot!“

Der Burſche fluchte laut, ein erregtes Zucken lief um ſeinen Mund und er kaute zornig am Schnurrbart. Sein Geſicht war verändert, die lachende Keckheit der hellen Augen einem gewiſſen ſcheuen Ausdruck gewichen. Er war ſtill, er ſah den Leuten nicht mehr gerade in's Geſicht, er lugte von der Seite. Seine Wangen waren ſchmäler als früher, und über der Naſenwurzel grub ſich eine Falte.

„Et es de Lief, die micht hän e ſu duß,“ ſagte der Pfalzelbauer zu ſeinem Weib, doch ruhte ſein Blick oft ſeltſam argwöhniſch auf dem Sohn.

Der Barbara wurde nie mehr erwähnt; de war tot für den Pfalzelhof, und fragte einer im Dorf die Bäuerin nach der verſchwundenen Magd, dann zuckte die mit den Achſeln: „Furt es ſe, jao, jao!“

Heut war es ſtill auf dem Pfalzelhof; ſeit dem Abgang der Barbara hielt man weder Knecht noch Magd. Der Lorenz mußte es allein ſchaffen. Die Alten hielten drinnen im Haus einen Schlaf; die Mittagsſonne ſprühte auf die Pflaſterſteine, zwiſchen denen das Gras wucherte.

Zum Hofthor drückte ſich eine Geſtalt herein — ein bettelhaft ausſehendes altes Weib — guckte ſich erſt nach allen Seiten um und ſchlich dann auf den Stall zu. Sie war ſo leiſe herangekommen, daß der Lorenz erſt aufmerkte, als ſie auf der Thürſchwelle ſtand und ihr eingefallener Mund ein „Häh, Lorenz, guden Dag!“ murmelte.

Erſchrocken fuhr der Burſche zuſammen, dann ſchoß jähe Röte in ſein Geſicht.

„Katrein, wat onnerſtieht dir Eich — wann Eich dän Vatter ſiehn däht!“

„Ech peifen druf,“ machte die Alte geringſchätzig, „ech ſollten Eich fraogen, waorum dir dreier Däg net owen bei dem Barbara geweſt ſeid — verhongern kennt ſe alleweil aach, ech han jälwer neiſt!“

„Jao, jao, ech giehn ſchuns, dieſen Awend noch, ſeid nor zofrieden, ech holen er aach ebbes me — maant dir, bei ons wär Aegyptenland, wuh dat Fleiſch zom Dippen eraus ſtieht?!“

Er wollte der Alten begütigend auf die Schulter klopfen, ſie wich zurück und ſah ihn aus den eingeſunkenen rotgeränderten Augen giftig an.

„Dir brauch mech net ze kloppen, ſchärt Eich liewer ruf on redt der Barbe de Flauſen aus; ſe es falſch, ſeit ſe gehert hat dat dir Eich mit dem Ramſteiner Anna verheiraoden wollt on alleweil uf em Ramſtein romflankört!“

„Wat? — Wän — wän —?!“ Der Burſche ſtotterte, während Angſt und Wut ſein Geſicht verzerrten. „Wao — wän hänt er geſaot?!“

Mit geballten Fäuſten ſtürzte er auf die Katrein zu. Sie grinſte und drückte ſich mit ungeahnter Behendigkeit zur Seite.

„Schreit net e ſu, Lorenz,“ ſagte ſie ruhig. „Dir weckt ſunſt Eiren Vadder — ech han't er geſaot! Maant dir villeicht, ech dähten ruhig zuſiehn, wann meines Broders Sohns aletzige Dogder owen im Loch ſitzt on mitſamt dem Wörmchen bal verhongert? On dir freit en reiche Braut on lacht Eich in et Fäuſtche — — ne, Könner, e ſu hammer nett gewett! Gieh ruf, dau Biwak, on duh dein Schulligkeit, ſunſt —“

„Hal Eier Maul!“ Der Lorenz hob die Hand, doch ſie blieb regungslos in der Luft; unweit der Stallthür ſtand der Vater, die Pfeife im Mund, die Hände in den Hoſentaſchen und ſah unbeweglich zum Sohn herüber.

„Wat es dann dat eloa?“ Der Alte rief es mit

dröhnender Stimme. „En Dunnerknippchen naoch ehs, wat will de alde Schatehl von dir, Lorenz?“

„Neiſt, neiſt!“ Die Katrein kicherte in ſich hinein, krümmte gleich hierauf den gebogenen Rücken noch mehr und winſelte mit kläglicher Stimme: „Bauer, Eier Lorenz es e ſu hardherzig, ech han gebät om en handvull Grumbieren (Kartoffeln), äwer hän däht mer neiſt gäwen. Seid dir e ſu gud!“

„Furt!“ Der Bauer drohte mit der Fauſt. „Ech kennen Eich! Eweil haot dir kein Nicht mieh hei, de for Eich mitgeholt hat, wat ſe kriehn kunnt; maacht, dat dir runner kommt vom Hof, dir Bettelpackaſch!“

„Bettelpackaſch?!“ Das Weib richtete ſich auf wie eine Natter, die man auf den Schwanz tritt. „E ſu ſchlimm es et net, Bauer — äwer, gud Zeit, de Barbara läßt Eich ſchien grießen, Eich on Eiren Lorenz — adjö!“

Mit der runzligen Hand winkend und höhniſch lachend wankte ſie dem Hofthor zu; wie angenagelt ſtanden die beiden Männer und ſtarrten ihr nach. Die Zornesader auf der Stirn des Vaters ſchwoll höher und höher, der Burſche wurde blaß und rot, ſchlug dann die Augen zu Boden wie ein ertappter Schulbube.

„Wat is dat, Lorenz?“ Die Stimme des Alten klang unheimlich, er nahm die Pfeife aus dem Mund und ſchlug damit den Sohn auf die Backen. „Wat haſte mit dem Weib zo ſchaffen, wat lachte ſe e ſu

on redte von dem Barbara? — Jong, Jong!“ Er trat dem Sohn mit zornfunkelnden Augen ganz nahe und bohrte ſeine Blicke in deſſen Geſicht.

„Neiſt, Vadder, et es neiſt bei alden Heiligen, dir könnt Eich druf verlaoß!“

„Will't glauwen!“ Der Bauer lachte mißtönend. „Ech halen dech beim Wort!“ Er ſpuckte aus und ſchob die Pfeife wieder in den rechten Mundwinkel. „Wär aach e ſu domm von dir, e ſu domm, ech däht dän Lorenz Pfalzel net mieh kennen, dän ſech met e ſu ener Vettel einlaoſſen däht! Heut awend giehn ech uf dän Ramſtein, kannſt mitgiehn, wannſt de willſt; will mit dem Anna ſein Vadder reden, wanneh dat erſchte Offgebot ſein ſoll — met e ſu ener langen Zieherei es dat en onüwle Saach. Mariä Geburt brauchen mer Geld, mer haon Zinſen zo zaohlen; zaohlen mer ſe net, hammer kein Dach mieh üwer'm Kopp — Voran, Jong, woafor biſte dann dän ſchienen Lorenz!“

Der Burſche antwortete keine Silbe. Er nickte nur mechaniſch mit dem Kopf, als der Alte ihm mit der ſchweren Fauſt einen ermunternden Puff in die Seite gab. Wie verſteinert ſtand er, auf ſeine Schippe gelehnt, und blickte vor ſich hin in die glanzvolle Mittagshelle. Der Bauer ging mit feſtem Schritt in's Haus; der Lorenz ſtand allein, und ſeine Hände umklammerten faſt krampfhaft den hölzernen Stiel.

„O, die Barbe!“ Der Burſche ſtöhnte laut. Wie glücklich hätte er ſein können, alles konnte gut

und ſchön werden, wenn nur die Barbe nicht war, die Barbe! Eine namenloſe Wut ſtieg in ihm auf. Wenn er ſie jetzt hier gehabt, er hätte ihr in's Geſicht ſchlagen mögen und ſie an den langen Haaren reißen. — Sie, ſie allein war ſchuld an allem Elend, an der Angſt, die ihn des Tags umjagte, des Nachts nicht ſchlafen ließ, ſich bitter in jeden Kuß miſchte, den er der ſchönen Anna auf die toten Lippen drückte.

„O dau, dau!“ Der Lorenz ballte die Fauſt und biß die Zähne auf einander, daß ſie knirſchten. „Wärſte erſcht furt, meinetwegen unnen in —“

Er ſtockte, das dumpfe Schnaufen einer Kuh ließ ihn zuſammenfahren; mit abergläubiſchem Entſetzen blickte er nach der Thür des kleinen Bretterverſchlages, hinter der die Magd einſt geſchlafen. Ihm war, als hörte er dort ihre Stimme, heiſer raunend und doch wie Hammerſchläge: — „Ech ſchwören bei der Allerheiligſten, bei meiner Seelen Seligkeit —“

„Jao, ſtill, ſtill!“ Der Burſche ließ die Schippe fallen, er fühlte, wie ihm kalter Schweiß über den Rücken rieſelte; er ſtemmte die Hände gegen die Ohren, kniff die Augen zu und rannte davon wie ein Verfolgter.

An dieſem Abend ging der Vater allein auf den Ramſtein, der Sohn lag im Heu, ſinnlos betrunken, und ſchlief ſeinen Rauſch aus.

„Hän es onüwel gäwen,“ ſagte der Pfalzelbauer zu ſeiner zukünftigen Schwiegertochter und klopfte ihr

die weichen Wangen. „Ville Grüß on morgen kömmt dän Lorenz.“

Als der Lorenz in der andern Frühe erwachte, mußte er ſich lange beſinnen, was eigentlich geweſen war. Bah, heut in der köſtlichen Morgenfriſche erſchien ihm alles gar nicht mehr ſo verzweifelt wie am geſtrigen Tag. Er ſaß aufrecht im Heu und guckte durch die Fenſterluke hinaus auf die Waldhöhen, und weiter hinüber zu der Ehranger Chauſſee, die ſich obſtbaumbeſetzt neben der Moſel einher ſchlängelte.

Da weit, weit hinunter mußte ſie — ſie war gut zu Fuß, jung, wieder kräftig; — aber das Kind, das Kind?! Der junge Mann rieb ſich die Stirn, ſenkte den Kopf in beide Hände und grübelte. Plötzlich ſprang er auf und ſchlug ſich auf den prallen Schenkel, daß es klatſchte — hei, ſo mußte es gehen! — Ja — und vor der Hand waren doch immer noch ein paar Tage Zeit; geprieſen ſeien die ſieben Nothelfer! Kommt Zeit, kommt Rat — ei, was war er doch für ein Schlaukopf!

* * *

Zu Ehrang war kein Menſch im Haus, ſchreckensbleich ſtanden die Leute auf der Gaſſe bei einander.

Die einzige, die ſich daheim hielt, war die Katrein Holzer. Die lag im Bett, hatte ſich den ſchmierigen,

laubgefüllten Sack, der ihr zur Decke diente, bis über die Ohren gezogen; unten guckten die verkrümmten Fußspitzen vor. Sie schwitzte, ächzte und winselte zum Steinerbarmen, sie hatte Schmerzen — wo denn nur? Überall, überall!

Selbst durch das kleine verhängte Fensterchen des Armenhauses drang das erregte Hinundher der Menge mit seinen jammernden Ausrufen, seinem entsetzten Aufkreischen.

Und während so in Ehrang ein dunkles, geheimnisvolles Etwas die Hütten entlang schlich, Mann und Weib mit knöchernem Finger auf die Schulter klopfte, daß sie die Arbeit verließen, um von Grausen geschüttelt bei einander zu stehen, saß zu Trier der Staatsanwalt Milde vor seinem Schreibtisch und starrte auf ein Telegramm in seiner Hand. Das Fenster war geöffnet, eine köstlich heitere Sommerluft strömte herein; es roch nach Linden, nach Rosen, nach Jasmin. Der Himmel hing über der Erde wie ein leuchtend blaues Gottesauge; von der nahen Domuhr hallten Schläge, langsam, feierlich, von hundert Glöckchen bimmelte es — Mittag!

Der Staatsanwalt fuhr auf, das Blatt in seiner Hand knisterte. Da stand es, deutlich, leserlich, mit den großen Buchstaben des Blaustifts:

„Ehrang, 20. Juli
10 Uhr 50 Minuten.

Sohn des Pfalzelbauern ermordet
Leiche heut gefunden im Ramsteiner Forst unweit Genofeva-
höhle am Bach Kohlhas, Ortsvorsteher."

„Himmel!“ Milde griff ſich nach der Stirn, die Buchſtaben ſchwammen ihm vor den Augen. War's möglich, des Pfalzelbauern Sohn, der ſchöne Lorenz?! Noch vor wenig Wochen war der Burſche in ſeiner ganzen Jugendfriſche des Wegs geſchritten, noch nicht vierzehn Tage waren vergangen, daß ihm die Ramſteiner Anna leuchtenden Auges, mit heißen Wangen, zum erſtenmal von ihrem Liebesglück erzählt! An jenem Sonntag, bei dem einſamen Spaziergang im Wald, hatte er den Lorenz mit geſchmeidigem Satz über den Bach ſpringen ſehen — damals ſtieg er zur Höhle hinauf, und jetzt, jetzt lag er vielleicht tot und ſtarr an demſelben Platz, und ſein Blut rieſelte über die mooſigen Steine. Dem Staatsanwalt grauſte, ein häßlicher Verdacht ſchoß wie ein Blitz durch ſein Gehirn. — „Nicht möglich, nicht möglich!“ Er bewegte abwehrend die Hand. Seine Augen hefteten ſich ſtarr auf einen Punkt. Er ſah nicht mehr die Stubenwände, nicht mehr das Stück Papier auf dem Tiſch — vor ihm lag der ſonnenbeſchienene Plan, und mitten im Glanz ſaß die junge Mutter, wiegte ihr Kind und ſang. Das lange, blonde Haar floß ihr um die Schultern, ſie ſummte: „Su, ſu — heija popaija —“; aber ſie lächelte nicht wie damals. Ihre dunklen Augen blickten finſter drohend; wie ein unheilvoller Faden ſpann es ſich von hier herunter zu dem Ermordeten am Weg.

„Mein Gott!“ Der Staatsanwalt ſeufzte und richtete ſich mit energiſchem Ruck aus ſeiner zuſammen-

gesunkenen Stellung empor. Er klingelte; pantoffelklappernd trat seine Magd, die alte Lisett, ein. Neugierig ließ sie die wasserblauen Äuglein von ihrem Herrn zu dem Telegramm auf dem Tisch gleiten.

„Is wat Besonners passiert, Herr Erster, soll ich en Droschk nehme gehn?“ Die Lisett wußte schon, wenn der Herr so ein Gesicht machte, war die Sache pressiert.

„Lisett, laufen Sie rasch zu Herrn Strupp, er soll sofort herkommen. Dann bestellen Sie drüben bei Klepper einen Wagen, mit den Eisenbahnzügen paßt's nicht; in einer halben Stunde müssen wir fort sein. Es ist eilig!“

Lisett trabte davon; kaum war eine halbe Stunde verflossen, so saßen der Herr Staatsanwalt und Strupp, sein Sekretär, im Wagen. Die Pferde liefen, was sie konnten; im Sonnenflimmer blieb bald die Stadt dahinten, über die staubige Chaussee rollte das Gefährt. Auf der einen Seite die roten Sandsteinfelsen mit ihren überhängenden Perrücken von Grün, auf der andern die in der trockenen Sommerzeit recht schmächtig gewordene Mosel.

Der Sekretär seufzte und rückte unruhig auf seinem Sitz hin und her:

„Verdammt heiß heute, Herr Staatsanwalt — o jemmich!“

„Hm!“ Weiter gab's keine Antwort. Milde lehnte scheinbar schlafend in der Wagenecke, und doch arbeiteten seine Gedanken rastlos. Wie ein Kreisel

drehte es ſich in ſeinem Kopf, immer und immer um den einen Punkt, um das blondhaarige Weib im Sonnenglanz.

Es ſchien neben dem Wagen herzuſchweben, ihm mit den brennenden Augen wild in's Geſicht zu ſtarren, dann drohend und klagend zugleich die Hände zu erheben. Das war eine Qual!

So ging es eine bis zwei Stunden.

„Ehrang!“ Der Kutſcher knallte mit der Peitſche, vor ihnen lag das liebliche Neſt, ſilbern blinkte die Kyll, und vom Wald her ſchien Kühlung zu fächeln. Sie fuhren in die Dorfſtraße, ein Menſchenſchwarm wälzte ſich ihnen entgegen; in dumpfem Schweigen nahm der den Wagen in die Mitte. Langſam konnten die Pferde nur vorwärts; die Leute drängten ſich dicht an die Räder, hinten hingen ſich wie Kletten ein paar Buben an. In bedrückter Stille, in ſchauriger Spannung ſchob ſich die Menge vorwärts. Da war nun der Herr Staatsanwalt aus Trier, was würde der ſagen?!

Der Ortsvorſteher kam aus ſeinem Hauſe geſtürzt, er ſah bleich und bekümmert aus; ſo lange er im Amte, und das zählte ſchon eine Reihe von Jahren, war ſo was Schreckliches noch nicht in Ehrang paſſiert. Er ſtieg zu den Herren in den Wagen, der Kutſcher fuhr nach erhaltener Weiſung raſcher dem Walde zu. Die Dorfhäuſer blieben zurück, nur oben von der Berglehne grüßte mit bröcklichen Mauern und gedrückten Fenſterſcheiben der Hof des Simeon Pfalzel;

auch der war von Neugierigen umlagert. Sie machten Kehrt, als sie den Wagen erblickten, und schlossen sich dem Trupp an, der in einiger Entfernung dem Gefährt folgte.

Der Weg zu seiten der Kyll ward nach und nach schmaler, die Bäume ragten höher; nun hielt der Kutscher die Pferde an. Die Herren verließen ihre Plätze und schritten seitab in die enge Schlucht hinein, die dem Aufstieg der Genofevahöhle zuführt. Milde ging voran, sein Sekretär drängte sich dicht hinter ihn, zuletzt kam der Ortsvorsteher; der brave Mann zitterte ordentlich und bekreuzte sich alle zehn Schritte heimlich. Aus dem Buschwerk trat ihnen jetzt der dicke Lippi, der Gendarm, mit einigen Männern entgegen. Sie hatten hier Wacht gehalten, den Ort der That gegen den Andrang Unberufener geschützt. Der dicke Lippi grüßte militärisch und machte Front.

„Hähr Staatsanwalt, ze Befehl, noch zwanzig Schritt hier dorch'ts Gebüsch geholt, dann rechtsum kehrt on tapper dorchgetroten — dao liegt hän!"

Schweigend drängte sich Milde durch die Büsche, ebenso, ohne Laut, die übrigen hinterdrein. Die Zweige schnellen vor und zurück auf dem verwachsenen Pfad — nun rechts eine Biegung, da fließt der Bach, leise murmelnd — da hockt eine Männergestalt auf bemooftem Stein, den tiefgeneigten Kopf in den Händen vergraben. Ihr zu Füßen am Boden ein lebloses Etwas.

Kein Vogelton, kein Blätterrauschen, kein Windes-

wehen, die Natur hält den Atem an; den Männern ſtockt das Blut, ſie ſchauen ſich in bleiche Geſichter. Der Gendarm rüttelt die zuſammengeſunkene Geſtalt auf dem Stein.

„Pfalzelbauer, dän Hähr Staatsanwalt aus Trier!“

Der Pfalzelbauer ſchreckt zuſammen und hebt das durchfurchte Geſicht aus den Händen, er fährt mechaniſch nach dem Kopf, als wolle er die Mütze ziehen; er hat keine, barhaupt iſt er davongeſtürzt, als die Schreckenskunde in ſeinen Hof gedrungen. Er ſcheint in wenigen Stunden um Jahre gealtert. Das wetterharte Geſicht greiſenhaft welk, die Mundwinkel ſchlaff herunterhängend, die Augen blöde, ohne Glanz. Er iſt wie ein Baum, der trotzig und ſtark noch im Walde geſtanden, nun vom Wetterſtrahl getroffen in ſich zuſammenſinkt und, als Häuflein faulenden Holzes, dem Beſchauer die innere Morſchheit weiſt.

Der Staatsanwalt ſtreckt ihm die Hand entgegen, ihn dauert der Mann.

„Pfalzelbauer, gebt mir die Hand; Ihr habt viel verloren!“

Der andere zuckt zuſammen, er ergreift die Hand nicht. Dicht tritt er an Milde heran, ein Zug wilden Haſſes fliegt über ſein Geſicht, er ziſchelt:

„Hähr Staatsanwalt, finnen Se dän eraus, on ech — ech —“ mit einem unartikulirten Laut wendet er ſich plötzlich zur Seite und ſtürzt neben der Leiche des Sohnes in die Kniee. „Lorenz, Lorenz!“ Mit markerſchütternder Stimme ruft er's. „Lorenz, duh de

Aogen uf — gel, dau ſchläfſt nor e ſu feſt? Nau gieht ales kaput, nau es ale Müh ommeſunſt, nau kann ech betteln giehn — Lorenz, Lorenz!“

Schrecklich hallen die rauhen Töne durch die Stille des Waldes. Der Bauer hat faſt nichts Menſchenähnliches mehr, ſein Geſicht iſt verzogen, ſeine Augen rollen, er ſchlägt ſich mit den geballten Fäuſten gegen die Bruſt und krallt dann die Hände in ſein zerwühltes Haar.

„Lorenz, Lorenz!“

„Hähr Staatsanwalt,“ raunt der Gendarm, „hän hat dän Lorenz immer knjenirt, nau ſollten dän awer de reiche Pardie duhn on dem Vadder aus der Bredullich helfen, nau es't nix dermit, dao es dän Alten doll gäwen —“

„Sei dem, wie es wolle!“ Milde ſchiebt den dicken Lippi zurück und legt dem Bauer die Hand auf die Schulter. „Pfalzelbauer, ſteht auf, geht zur Seite, wir müſſen den Thatbeſtand aufnehmen; Ihr ſtört uns.“

„Hähr Staatsanwalt, ſinnen Se dän, ſinnen Se dän!“ Dumpf murmelnd richtet ſich der Verſtörte auf, thut ein paar wankende Schritte zur Seite und ſinkt auf ſeinem früheren Sitz zuſammen, das Geſicht wie vordem in den Händen bergend.

Milde beugte ſich zu dem Ermordeten nieder.

Er lag auf dem Rücken, die verglaſten Augen weit aufgeriſſen — ſo hatten ihn Holzfäller am Morgen gefunden; noch hatte keine glättende Hand über die

Züge gestrichen, sie waren verzerrt. Der Kopf war hintenüber gesunken, Ameisen und Spinnen rannten durch die braunen Ringellocken; rundum war das Moos aufgewühlt, Gras und Kraut zertrampelt. Bis hinauf in das bleiche Gesicht und weit im Bogen war das Blut gespritzt; der Körper lag in einer dunklen Lache, hinunter zum Bach war der klebrige Saft gelaufen, die grünmoosigen Steine mit roten Flecken besudelnd. In der Brust saß die Todeswunde, ein tiefer Stich, der bis zum Herzen gedrungen. Die Rechte hatte wohl noch mit letzter Kraft nach der Brust gegriffen und den Mordstahl herausgerissen — sie war blutüberströmt — die Linke sich krampfhaft geballt. Nebenbei, halb verborgen im Moos, ein Messer, ein altes verrostetes Küchenmesser, aber lang und spitz, die schartige Klinge rot bis zum Heft.

Es mußte eine kräftige Faust gewesen sein, die den Stoß geführt hatte — oder eine wahnsinnige Energie. Milde dachte unwillkürlich an jenen Blick des Weibes vor der Höhle; es hatte bei dem leisen Geräusch, das er verursacht, die Augen herumfahren lassen, groß, scheu und wild drohend — er dachte der Inbrunst, mit der die Mutter ihr Kind an sich gedrückt, er hörte ihre stammelnden Liebesworte — „o dau, dau — dau mei Herrgöttche —“ Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, er faßte nach der krampfhaft geballten Faust des Toten und löste die starren Finger von einander. Was hielten sie doch? Himmel! Ein Büschel blonder Frauenhaare glänzte ihm entgegen; wie ein goldiges

Geſpinnſt hingen ſie zwiſchen den wächſernen Fingern. Der Staatsanwalt zitterte, er wurde totenblaß, mit lähmendem Schrecken überfiel es ihn. Eine fürchterliche Gewißheit drängte ſich ihm auf — ja, da hielt er ſie in der Hand, lang und ſeidig, wie gefangene Sonnenſtrahlen ſchimmerten die einzelnen Fäden — allbarmherziger Schöpfer, das waren die Haare jenes Weibes! Gewaltſam mit den Wurzeln aus dem Haarboden geriſſen, von der Hand des Lorenz im Todeskampf gepackt — o!

War das eine Halluzination, ein entſetzliches Spiel ſeiner Phantaſie? — Wie ein Geſpenſt ſah er ſie durch die Waldbäume gleiten, langſam — näher und näher kam ſie — mit der einen Hand drückte ſie ihr Kind an's Herz, in der andern hielt ſie ein Meſſer, lang, ſpitz und ſchartig — nun war ſie da — nun hob ſie das Meſſer, es ſchimmerte rot bis zum Heft —

Milde fühlte ſeine Kniee beben, er taſtete wankend um ſich, gleich Nebel ſchwamm's ihm vor den Augen; aus weiter Ferne hörte er den Lippi flüſtern: „Hän es onüwel gäwen, Waſſer!“

„Kein Waſſer!“ Mit einer gewaltſamen Anſtrengung raffte ſich Milde auf. „Mir iſt nichts. Schafft den Toten in's Dorf, im Spritzenhaus legt ihn nieder. Die Herren vom Amtsgericht und der Kreisphyſikus werden inzwiſchen eintreffen und dort die Obduktion vornehmen. Voran, Leute!“

Ein paar Männer traten näher. Sie hatten inzwiſchen aus Stangen und Reiſig eine kunſtloſe Bahre

gefertigt. Man legt den Leichnam darauf nieder, eine Pferdedecke wird über den Körper geworfen, ein buntgewürfeltes Taſchentuch verhüllt das kraſſe Totenantlitz. Schweigend laden die Träger die ſchauerliche Laſt auf, keiner wagt den Blick zu heben; eine bange, furchtbare Schwüle erſtickt jeden Laut. Langſam ſchreiten ſie voran, wie entſetzt ſchnellen die Zweige der Büſche zur Seite; mit dumpfem Stöhnen erhebt ſich der Pfalzelbauer und wankt hinterdrein. Der dicke Lippi ſchickt ſich an, mit martialiſchem Säbelgeraſſel den Zug zu eskortieren, da winkt ihm der Staatsanwalt.

Dieſer hatte während der Vorbereitungen zur Wegſchaffung des Toten ſtumm und ſchwer an einem Baum gelehnt. Sein Blick ſtarrte ſchier teilnahmlos in die Ferne, er hatte die Hände verſchlungen und preßte die die Finger gegen einander, daß ſie knackten; die Bruſt arbeitete wie bei einem, der einen raſenden Lauf gethan. Aber weit mehr noch arbeiteten die Gedanken in ſeinem Kopf, jagten ſich und trieben ein ſinnverwirrendes Spiel. Unzähligemal hatte er in ſeiner Amtspflicht dem Verbrechen gegenüber geſtanden; wie viel Wallungen hatte ſein Herz nicht ſchon durchgemacht! Es war aufgebrauſt in Zorn und Empörung, es hatte geklopft in Mitleid und Erbarmen, aber nie hatte es wie heute gepocht, ſo ungeberdig, ſo angſtvoll, nie war ihm ſein Beruf ſo ſchwer erſchienen! Eine tiefe Bitterkeit quoll in ihm auf; was war er? Ein hilfloſer Menſch, ein Nichts in der Hand des Schickſals. Griffen ſeine Finger auch in die Speichen der Räder,

auf denen finstere Gewalten über die Erde dahinrollen, seine schwachen Hände vermochten nicht Einhalt zu thun. Unaufhaltsam, unabwendbar jagten sie näher, sie stießen um, was im Wege stand — Mitleid, Menschenliebe, Erbarmen — sie gingen darüber hinweg, sie packten die schuldige Mutter und das unschuldige Kind, sie rissen sie in den Staub und zermalmten sie — Unschuld und Schuld, alles zusammen ein unentwirrbares Chaos! — Ein grenzenloses Erbarmen mit der elenden Kreatur überkam den Mann. Er hatte sie gesehen droben auf grünem Plan, arm, verlassen und doch selig, von Sonnengold und Mutterglück wie mit einer Glorie umwoben; er hatte ihre Liebesworte gehört, dazu das Lallen des kleinen Geschöpfes an ihrer Brust — nun sollte er dazwischen treten und die Hand erheben: Im Namen des Gesetzes! — Den Staatsanwalt schauderte, wie ein Erlösungsstrahl durchschoß ihn der Gedanke — wenn sie unschuldig wäre?! Wenn! — „Ja, sie ist unschuldig, sie muß es sein!“ flüsterte eine Stimme in seinem Herzen, und dann sprach eine andere dagegen: „Sie ist schuldig, sie muß es sein!“ Wie giftige Schlangen ringelten sich hier die blonden Haare, sie wuchsen, sie verlängerten sich, sie wanden sich den Abhang hinauf wie ein hänfener Strick, ein Strick, mit dem man den Mörder bindet — und die — Mörderin!

Hatte er es nur gedacht, hatte er es laut gerufen?!

„Ze Befehl, Hähr Staatsanwalt.“ Der dicke Lippi

pflanzte ſich vor ihm auf und zwirbelte unternehmend den Schnurrbart. „Wat nu, Hähr Staatsanwalt?“

„Rufen Sie noch ein paar Leute zuſammen!“ Faſt tonlos fielen die Silben von Mildes Lippen. „Wir ſteigen dann hinauf zur Genofevahöhle, ich — ich —“ er ſtockte, wie Blei wurde die Zunge in ſeinem Mund, faſt erſtickt ſtieß er die letzten Worte hervor: „Ich habe — einen Verdacht!“

Wie im Traum ſchritt Staatsanwalt Milde den Berg hinan; er achtete nicht auf Wurzeln und Geröll. Damals, als er hinaufgeklettert war in wonniger Abendkühle, von leiſem Geſang angelockt, damals war ſein Fuß ausgeglitten, er mußte ſich an Sträucher und Zweige klammern. Jetzt ging er wie ein Trunkener, halb betäubt, jetzt kam er als Ankläger, als Henker, und doch ſchritt ſein Fuß ſo ſicher, als träte er auf ſammetnen Wieſenrain; er ſtrauchelte nicht. Welch ein Hohn!

Milde faltete die Hände wie zum Gebet. — „Und vergieb uns unſere Schuld“ — er konnte nicht beten, nichts weiter, nur: „Vergieb uns unſere Schuld, vergieb uns unſere Schuld!“ Er ſchritt dahin, ſelbſt wie ein Schuldiger, den Kopf tief geneigt, das Auge umflort. Was würde kommen? Was that er?

Hinter ihm drein keuchten die Männer; ſie wagten nicht zu fragen, die finſter zuſammengezogene Stirn, das bleiche Geſicht des Herrn ſchreckten ſie ab. Man hörte nichts als das raſche Atmen der Steigenden, das Knicken der Äſte, das Rauſchen des Laubes.

Nun waren sie oben, das Buschwerk that sich von einander — da lag der grüne Plan, sonnbeglänzt, in unberührter Schönheit; die Quelle murmelte, tausend Blumen blühten, Waldvögel saßen umher, aber sie flatterten auf vor dem Nahen der Tritte. Kein Mensch zu sehen. Alles still, einsam, ein wunderbarer Friede über dem kleinen Platz. Wenn sie entflohen wäre! Ein erlösender Seufzer wollte sich über Mildes Lippen drängen — aber da ragte die Felswand empor, und mitten drin gähnte die Höhle, dunkel, geheimnisvoll, der Eingang halb verborgen von blühendem Rosengesträuch und rankendem Grün.

Der Staatsanwalt hob den Finger: „Dort hinein, Leute — sucht!“

„Aha!“

Sie stampfen durch's Gras, sie treten die Blumen nieder, sie reißen den blühenden Vorhang ungestüm zur Seite und drängen vorwärts. Niemand zu sehen; tiefe Dämmerung erfüllt den Innenraum, nach der warmen Himmelsluft draußen hier schaurige Kühle. Leise fallen Tropfen von der Decke.

Der dicke Lippi streicht ein Zündholz an und bringt einen alten Kerzenstummel zum Vorschein: „Mer müssen Licht anfänken, hän hat sech verstoch.“

Halb geblendet tappen sie umher. Der unsichere Schein fällt auf die Höhlenwände, auf den großen Stein in der Mitte, der fast die Gestalt eines Tisches hat, auf die lange Sandsteinbank an der einen Seite. Da liegen ein paar zerfetzte Decken, eine Schütte

Stroh, Reiſig, ein alter Keſſel, ein umgeſtürzter Korb und wenige Kleidungsſtücke. Die Suchenden fahren drauf los und reißen alles auseinander. — Horch, was iſt das?!

Ein Wimmern! —

Dumpf hallt es wieder, unheimlich verlängert, ein übernatürlicher Klageton; von abergläubiſchem Entſetzen gepackt drängen ſich die Männer auf einen Haufen. Milde ſteht allein, auch er bebt, und die Hand, die in den entfernteſten dunkelſten Winkel weiſt, zittert.

Entſchloſſen hebt der Gendarm ſeine Leuchte — da — ein vielſtimmiger Aufſchrei, donnernd geben ihn die Felſen zurück. Dort — dort — hinter dem Vorſprung, dicht an die Wand geſchmiegt, kauert eine Geſtalt, eine Weibsperſon, bewegungslos, ſtarr, ſelbſt wie Stein!

Verdutzt ſtehen die Männer, ſie ſtarren auf die zuſammengekrümmte Geſtalt; mit einem Schritt ſteht der Staatsanwalt neben ihr und legt die Hand auf ihre Schulter.

„Ich verhafte Sie im Namen des Geſetzes!“

Kein Laut zur Antwort, ohne Regung hockt das ſeltſame Weſen am Boden.

„Barbara Holtzer, ſtehen Sie auf, Sie ſind verdächtig des Mordes an Lorenz Pfalzel, dem Sohn des Simeon Pfalzel zu Ehrang.“

„Wat — wat — de Barbe — dat Barbara Holtzer — de Magd vom Pfalzelbauer — es et

menſchenmielich? Jeſſes Maria, e ſu wat!“ Erregtes Murmeln, das ſich bis zu brauſendem Getöſe ſteigert, erfüllt den Raum. „Packt ſe, packt ſe, ſe es verdächtig!“

Das Weib am Boden iſt wie taub. Derbe Fäuſte reißen die Unglückliche empor, man zerrt ſie, man ſtößt ſie zur Höhle hinaus — da ſteht ſie, im zerlumpten Friesrock, das grobe Hemd mit Blut beſpritzt, die Haare verwildert; am Wirbel iſt ihr ein Buſch ausgerauft. Sie ſteht und hat die Augen auf den Boden geheftet, ihr Geſicht iſt fahler wie das des Toten. Die Rechte hängt ihr ſchlaff herunter, mit der Linken hält ſie ein Bündel Lumpen an ſich gepreßt, drin regt ſich ihr Kind und weint. Scheu weichen die Leute von ihr zurück; der Lippi knotet ein paar Halstücher zuſammen, um ihr die Hände zu binden. Willenlos läßt ſie es geſchehen; nur einmal hat ſie den Blick gehoben, ein herzzerreißender Ausdruck iſt über ihr Geſicht geglitten, als man das Kind von ihrer Bruſt genommen. Einer der Männer trägt jetzt das Bündel. Der hat auch ein Kind daheim, ein kleines, hilfloſes Weſen wie dieſes; es jammert ihn, er hält das Bündel ſorglich im Arm. Milde hat jenen einen verzweifelten, angſtvollen Blick aufgefangen, mit dem die Mutter nach ihrem Kinde ſchaut; er läßt den Mann neben Barbara treten. Und nun gehen ſie, die Verbrecherin in der Mitte, die Hände ſind ihr auf dem Rücken zuſammengeſchnürt; hinterdrein marſchiert der Lippi mit gezogenem Säbel.

Die Büſche ſchlagen wieder zuſammen, weit dahinten bleibt der ſonnige Raſenfleck.

* * *

Die aufgehende Morgenſonne des folgenden Tages lugte durch das winzige, vergitterte Fenſterchen an der Seitenwand des Ehranger Spritzenhauſes. Dort lag die Kammer, in der man ſonſt allerlei Gerät aufbewahrte, in der man jetzt die Verbrecherin für die Nacht eingeſperrt. Nebenan in dem großen Raum hatte man geſtern abend noch die Obduktion des Ermordeten vorgenommen und ihn dann hinauf zum Pfalzelhof, unter das Dach ſeiner Eltern, geſchafft.

Die Bäuerin war mit gellendem Schrei an der Bahre niedergeſtürzt — ſie lag in Krämpfen — der Bauer ſaß wie ein Klotz neben der Leiche des Sohnes; er rührte ſich nicht, tonlos murmelten nur ſeine Lippen in langen Pauſen: „Alles ommeſunſt — ommeſunſt — waach uf, Lorenz! — Lorenz!“

Vor dem Spritzenhaus ſtand der Lippi mit gezogenem Säbel und hielt Wache. Für ein paar Stunden hatte ihn wohl der Nachtwächter abgelöſt, aber nun war er ſelbſt ſchon wieder da. Ja, der Lippi wußte, was ihm gebührte, er war jetzt eine wichtige Perſönlichkeit! Geſtern und heut, das waren Lichtmomente in ſeinem Daſein, die ließ er ſich nicht verkürzen. Raſſelnd ſchritt er auf und ab und drückte

die Bruſt heraus. Was hatte er nicht zu thun gehabt, geſtern beim Transport hierher und bei der Ankunft im Dorf! Die Leute waren kaum abzuwehren geweſen. Einem Lauffeuer gleich hatte ſich's verbreitet, die Barbara Holtzer ſei verdächtig des Mordes an Lorenz Pfalzel, nun werde ſie eingebracht. Mit wütendem Geſchrei, mit geballten Fäuſten hatte man ſie empfangen; ein Hagel von Steinen war gegen Wand und Gitterfenſter des Spritzenhauſes geflogen.

Jetzt war es noch ſtill, ſehr früh am Morgen. Der Lippi pfiff ſich leiſe eins, da knarrte drüben die Thür am Hauſe des Gemeindevorſtehers, der Herr Staatsanwalt kam über die Straße. Er hatte wohl ſchlecht geſchlafen, geſtern noch bis ſpät in die Nacht zu thun gehabt, und ſchon wieder munter?

„Gendarm, ſchließen Sie das Spritzenhaus auf!"

„Ze Befehl, Hähr Staatsanwalt!"

Der Lippi klirrte umſtändlich mit den Schlüſſeln, das Thor knarrte und bewegte ſich ſchwerfällig in den Angeln.

„Gehen Sie nur, ich ſchließe mir allein weiter!"

Der Herr Staatsanwalt nahm dem Lippi den Schlüſſelbund aus der Hand; ſehr unbefriedigt blieb dieſer zurück, er hätte gar zu gern bei der Gefangnen hereingeguckt. Milde ſchloß das Thor hinter ſich, eilte mit raſchem Schritt durch den öden, ſcheunenähnlichen Raum, in deſſen Mitte jetzt einſam die Spritze ſtand, und ſteckte den Schlüſſel in die niedrige Thür zur Rechten.

„In Gottes Namen!“ murmelte er, öffnete leiſe und trat ein.

Durch das vergitterte Fenſterchen drang Licht genug; ein heller Strahl fiel auf die Strohſchütte am Boden und zeigte ihm die zuſammengekauerte Geſtalt der Barbara Holtzer. Sie ſaß dort in derſelben Stellung wie geſtern in der Höhle, den Kopf etwas vorgeſtreckt, die Augen unverwandt auf einen Punkt ſtierend.

„Barbara Holtzer!“ Milde trat näher und berührte leicht ihre Schulter; ſie zuckte und drückte ſich ſcheu noch mehr zuſammen. „Barbara Holtzer, Ihr ſeid eines ſchweren Verbrechens angeklagt, habt Ihr etwas zu ſagen, was Euch —“

„Mein Könd, mein Könd!“ Mit jammerndem Laut fuhr die Unglückliche auf und taſtete mit den Händen um ſich; das Stroh war leer, ſie hatten ihr geſtern das Kind genommen und nicht wiedergegeben. „Mein Könd, mein Könd!“

Wie das Ächzen der gemarterten Kreatur klang der Wehruf der Mutter; Milde fühlte, wie es ihn überlief, er ließ ſich auf den Schemel neben dem Strohlager fallen und ſagte mild:

„Seid ohne Sorge, Barbara, Euer Kind iſt gut aufgehoben, ich habe dafür geſorgt.“

„Sie — Sie?“ Ein ungläubiges Staunen klang aus der Stimme des Weibes. „Sie ſein e ſu gud geweſt, e ſu gud?!“

„Ja, ich! Glaubt Ihr, das unſchuldige Kind ſoll die Schuld der Mutter entgelten? — Barbara Holtzer,

die Beweiſe für Eure Schuld häufen ſich. Das Meſſer, mit welchem Lorenz Pfalzel die Todeswunde beigebracht wurde, iſt ein Küchenmeſſer aus dem Pfalzelhof, ſeit Eurem heimlichen Abgang von dort mitverſchwunden. Ich weiß alles. Es iſt Eure Hand, die dem Lorenz den Todesſtoß verſetzt hat — ſprecht, entlaſtet Euer Gewiſſen!“

Der Staatsanwalt hatte nicht hart geſprochen; ruhig, wie man einem unvernünftigen Geſchöpf zuredet, klang ſeine Stimme.

Einen Augenblick war's ſtill in der Kammer, ganz ſtill, dann ein tiefer, zitternder Atemzug.

„Ech ſein et geweſt, jao!“

Ging die Welt nicht unter, mußte der Himmel nicht auf die Erde fallen?! Nein, die ſtand unverändert, der Himmel ſpannte ſeinen Bogen, Minuten gingen gleichmäßig weiter, die Sonne trübte nicht ihren Schein! In mitleidsvollem Entſetzen glitt der Blick des Mannes zu der jugendlichen Miſſethäterin. — Welch ein Abgrund von Elend!

Er ſeufzte aus Herzensgrund: „O, du Unglückliche!“

Sie hob die Augen und ſchaute ihn an; ihm fiel jener Hund ein, den er neulich auf der Moſelbrücke geſehen. Knaben trieben da ihr Weſen, hatten dem Tier einen Strick um den Hals gebunden, daran einen ſchweren Stein; zitternd ſtand die arme Kreatur, des Stoßes gewärtig, der ſie hinunter ſchleudern ſollte in den Fluß. Er hatte das erbärmliche Geſchöpf aus

den Händen der Peiniger befreit, und es hatte ihn angeſehen mit einem Blick — einem Blick — ja, ſo blickte dieſes Weib auch! In den trüben, irren Augen glomm ein ſcheu verwunderter, dankbarer Strahl auf, dann neigte ſich der blonde Kopf, ein jammervolles Stöhnen drang aus der gequälten Bruſt.

„Barbara Holtzer, du dauerſt mich, ſprich, was hat er dir gethan?“

Lange Pauſe — und dann ein Schluchzen, wild und heftig, als wolle es alle Bande ſprengen, ein unterdrückter Schrei! Sie ſpringt auf die Füße, ſie ſtreckt die Hände abwehrend von ſich, fällt dann auf die Kniee und ſchlägt die Stirn dröhnend zu Boden:

„Mein Könd, mein Könd!“

Dem Mann ſtockt der Atem, kein Laut will über ſeine Lippen; vor dieſem Ausbruch der Verzweiflung verſtummt das Menſchenwort. Eine lange Weile verſtreicht, tiefe, bange Atemzüge zittern durch den Raum, in der Ecke nagt eine Maus und huſcht über den Eſtrich; und nun legt der Richter die Hand ſanft auf das blonde Haar. Sie hebt das verſtörte Antlitz, ſie klammert die bebenden Hände in ſeinen Rock.

„Hähr, Hähr, helfen Se mer — mein Könd!“

„Ich kann dir nicht helfen!“ Stockend fallen die Worte von Mildes Lippen. „Dein Verbrechen ſchreit zum Himmel. Aber ſprich offen zu mir, denke, ich ſei der Beichtiger, dem du das Innerſte deines Herzens

offenbarſt — denke, ich ſei dein Vater. Ich bin traurig um dich, mein Kind. Steh auf!"

Sie erhebt ſich nicht, ſie bleibt auf den Knieen liegen, ihr Hände klammern ſich feſter an ſeinen Rock:

„O Hähr, guder Hähr, ech ſein e ſu elendig gäwen, verlaoſſen von Gott on der Welt — äwer, Hähr, Hähr, dän Lorenz hat mech daoderzu gemaach! Hän haot üwel an mer gedahn, hän haot mei Könd hole wollen, mein Könd!" Sie ſpringt mit blitzenden Augen auf und rüttelt ihren Zuhörer: „Verſtiehn Se, Hähr, mein Könd! Einſam haon ech geſäß owen in der Genofevahöhl, dän Lorenz hat mech loa verſtoch gehatt met meim Könd, ech ſein e ſu glücklich geweſt, bis —. Mein Tant, de Katrei Holtzer, es einen Dag kommen, ſe hat mer verzählt, dän Lorenz wullt ſech verännern, dat Anna vom Ramſtein heiraoden. Hähr, dat hän mech net heiraoden konnt, haon ech gewußt, äwer en annere — ne — hän haot geſchwor vor der Alerheiligſten! On gekommen es hän alleweil aach net mieh.

„Ech haon owen geſäß met der Höll im Herzen, ech han em offgeluert, als hän awends vom Ramſtein kommen es, ech haon gekriſch on gebitt, uf de Knieen han ech vor em gelän — hän is falſch gäwen, hän hat mech von ſich geſtoß: ‚Laoß mech in Frieden!' Ech han em beſchworen bei ſeiner Seelen Seligkeit, bei onſem Könd — ommeſunſt! On de ganz Nacht haon ech owen geſäß on de Gedanken ſein

in meim Kopp erum gejagd wie doll, immer erum, immer erum — o! —

„On am annern Awend haon ech alleweil widder uf en geluert, on dat Meſſer haon ech im Sack verſtoch — Hähr, Hähr, ech dahte ſälwer net wiſſen waorum — on als ech em e ſu ville Mal gebitt haot on hän ſaot, mer wollten dat Kind dem Anna uf em Ramſtein for de Dihr lägen on hän wollt dat Anna on er Eltern beräden et zu behalen als en gude Fürbitt im Himmel, on nach der Hochzeid wollt hän dat Könd zu ſech holen on gud behanneln, äwer ech ſollten giehn — ech! — duh packt mech de Wut!

„Ech haon em dat Meſſer gewieſen: ‚Lorenz, Lorenz! Ech giehn net von meim Könd — nimm dech in Aacht Lorenz, Lorenz!‘ Aewer dän Lorenz packt mech on ſchlät mech in't Geſicht: ‚Bettel, ſchär dech! Biſte ſtill, ſunſt murkſen ech dech af!‘ — on wie hän mech packt on dat Meſſer mer aus der Hand reißen will, duh — o Hähr, onſen Hähr Jeſes Chriſt ſoll mer vergäwen — duh ſtoßen ech zu — um fällt hän ohne Muck!“

„Um Gottes Willen!“ — den Zuhörer ſchaudert. — „Weib, was haſt Du gethan!“

„Gedahn?“ Sie ſieht ihn ſtarr an und nickt dann langſam mit dem Kopf, auf ihrem Geſicht liegt ein ſtarrer Trotz: „Ech giehn net von meim Könd.“

„Und du wirſt doch gehen müſſen, Unglückſelige,“ murmelt Milde.

Sie hört ihn nicht, ſie hebt die Hände und

ſtreckt ſie weit von ſich ab, ihre Augen haften mit ſtarrem Entſetzen auf den eigenen geſpreizten Fingern.

„Blud es dran — Blud — huh!“ — Sie ſchüttelt ſich, ihre Zähne ſchlagen auf einander, ſie redet tonlos wie im Traum: „Ech ſein gerennt, ech haon mein Könd geholt, ech haon mech verſtoch tief innewennig, on eweil, eweil“ — ſie fährt zuſammen — „ſein ech gefang!“ Und nun ein markerſchütternder Schrei: „Hähr, helfen Se mer — mein Könd, mein Könd!“

Sie heult auf wie ein wildes Tier, ſie klammert ſich an ihn in Angſt und Verzweiflung, ſie ſtürzt vor ihm hin, ihre Stirn ſchlägt wieder und wieder auf ſeine Füße. Er ſelbſt iſt bleich wie die Verbrecherin am Boden, der Schweiß perlt ihm auf der Stirn; mühſam windet er ſeinen Rock aus ihren Händen.

„Ich kann dir nicht helfen, Barbara Holtzer; Gott erbarme ſich deiner!“

Er geht, die Thür fällt hinter ihm in's Schloß; ihr troſtloſes Wimmern ſchneidet ihm durch's Herz.

* * *

Es war wenige Stunden ſpäter.

Eine aufgeregte Menge füllte wieder die Dorfſtraße und umwogte das Spritzenhaus. Die Sonnne ſchien vom wolkenloſen Himmel nieder, heiß und grell. Der

Lippi ſtand und wiſchte ſich den Schweiß von dem roten Geſicht, er war in Wichs; dort ſtand das Chais'chen mit ein paar ſtarken Ackergäulen beſpannt, das die Mörderin nach Trier bringen ſollte.

„Will ze fein for ſo en Luder!“ meinten die Leute und ballten die Fäuſte.

Die Herren vom Gericht waren ſchon wieder fort, nur der Herr Staatsanwalt weilte noch im Dorf, aber ſein Wagen ward auch angeſpannt. Bald würden ſie alle weg ſein, nur oben im Pfalzelhof lag noch der Tote und harrte der Beſtattung.

In der Putzſtube des Ortsvorſtehers waren die Fenſter verdunkelt, trotzdem herrſchte eine drückende Schwüle in dem giftgrün tapezierten Raum. Die Fliegen ſurrten, es roch nach getrockneten Kräutern und Käſe; auf der Fenſterbank pflegte die Frau Gemeindevorſteher ihre Schmantkäschen zu ſonnen. Auf dem Roßhaarſofa mit der weißen gehäkelten Schutzdecke ſaß Staatsanwalt Milde. Er hatte den Kopf in die Hand geſtützt wie in ſchweren Gedanken; er wartete. Da klopfte es an die Thür.

„Herein!“

Auf der Schwelle ſtand die Ramſteiner Anna, in tiefe Trauer gekleidet, um das verweinte Geſicht ein ſchwarzes Tuch geknüpft.

„Guten Tag, Fräulein Anna! Ich habe Sie rufen laſſen; weil ich Sie gern ſprechen wollte; ich danke Ihnen, daß Sie gekommen ſind.“

Er ſchüttelte ihr die Hand, ſie brachte kein Wort

hervor; bei seiner Anrede schossen ihr auf's neue die Thränen in die Augen, um ihren Mund zuckte es und ihre Hand zitterte.

„Armes Kind, setzen Sie sich!"

Schluchzend ließ sich das Mädchen auf einen Stuhl fallen.

„O, Herr Staatsanwalt, Herr Staatsanwalt, es is alles e so gräßlich — ich bin wie verwirrt, da drinn in meiner Brust is alles ausgelöscht und umgedreht, ich lieg' auf den Knieen und kann net beten, ich sehn zu mei'm Muttergottesbild auf und bin wie blind — mein Gott, was is mit mir geschehn?"

Sie rang die Hände; teilnahmvoll ruhte Mildes Blick auf ihr. Sie war wie ausgetauscht. Das hübsche sonnige Gesicht schaute so vergrämt, um Jahre älter, eine fremde Leidenschaftlichkeit mischte sich in ihr Gebaren; die sonstige Schüchternheit war verschwunden, die Worte flossen ihr in hastiger Erregung:

„Herr Staatsanwalt, den Lorenz is tot, all mein Glück is hin — und e so schrecklich, e so schrecklich! Wär' er noch gestorben, daheim in sei'm Bett, versehen mit den Sterbesakramenten unsrer allein seligmachenden Kirch, ich wollt' mich trösten, aber so, so!" Sie schüttelte den Kopf und ließ die Arme fassungslos in den Schoß sinken, dann sprang sie auf und faßte wie beschwörend die Hand des Herrn: „Gelten Se, Herr Staatsanwalt, ich gehn net irr, den Lorenz hat unrecht an der Barbara Holtzer gethan? Es hat

mer zwar kein Menſch ebbes davon geſagt, der Vadder antwort mer net, und die Mutter weint alleweil; aber gelten Se, die Barbara hat ein Recht an den Lorenz gehabt, er is der Vadder von ihrem Kind geweſt, und weil er mich hat heiraten wollen, drum hat ſie ihn umgebracht? — O, die ſchlechte Perſon! — O, ich arm Dingen! — Ich ſein ſchuld an all dem Elend — ich kann net mehr in der Welt leben, ich gehn in ein Kloſter. — Lorenz, mein Lorenz, ich bin dir e ſo gut geweſen, nun muß ich dir e ſo bös ſein!"

Herzbrechendes Schluchzen erſtickte ihre letzten Worte. Milde ließ ſie ruhig ausweinen, hielt nur ganz ſtill ihre Hand in der ſeinen und ſtreichelte ſacht darüber hin.

„Anna," ſagte er dann, „kleine Anna, ich bin verwundert, woher wiſſen Sie das alles?"

Sie errötete tief, für einen Augenblick ſchien es, als wollte die alte Schüchternheit wiederkehren; dann preßte ſie die Hände auf's Herz und ſagte mit einem tiefen Atemzug: „Herr Staatsanwalt, ich bin ihm ſo gut geweſen!" Sie ſagte das ganz einfach, mit rührendem Ausdruck; dann fuhr ſie wehmütig fort: „Ja, ja, wann mer einen ſo lieb hat, da gehn ei'm die Augen auf über Sachen, die mer vorher net geahnt hat, da is mer auf einmal kein Kind mehr! Was hab' ich denn in meiner Kloſterſchul von der Welt gelernt? Aber als mich den Lorenz zum erſtenmal geküßt hat, da hab' ich gewußt, was unſen Herrgott will, wann er zwei Menſchen zuſammenführt. Mit jedem Tag

hab' ich mehr gelernt, und als ich gestern den Lorenz tot gesehen hab'" — sie schauderte unwillkürlich — „und se drauf de Barbara in's Dorf gebracht haben mit ihrem Kind — da, Herr, da hab' ich alles gewußt. Der Vadder flucht dem Lorenz und flucht der Barbara — ich, ich weiß net, was ich thun soll! Die ganz Nacht hab' ich vor der Muttergottes gelegen, ich hab' sie mit blutigen Thränen angerufen, ich hab' geglaubt, sie müßt den Finger heben und den Mund aufthun. Kein Wunder is geschehen, mein Jammer is heut wie gestern! Es is so dunkel um mich, ich seh' keine Sonn' mehr — o Jesus, ich gehn in's Kloster, ich gehn zu die Klarissen, ich will kein Wort mehr sprechen und in meim Sarg schlafen — o — o —"

„Anna," die Hand des Mannes strich über ihren gebeugten Scheitel, „hören Sie mich einmal ruhig an."

Sie nickte stumm; und nun begann Milde zu sprechen wie von einer plötzlichen Eingebung beseelt, innig und eindringlich klangen seine Worte durch den verdunkelten Raum. Es war die Geschichte Barbara Holtzers, die er in wenigen Zügen entrollte. Er sprach einfach, dem Fassungsvermögen seiner Zuhörerin angepaßt, aber durch die schlichte Erzählung klang ein Herzenston. Über die heißen Wangen des Mädchens flossen die Thränen wie Regen, es lauschte mit vorgeneigtem Kopf, mit geöffneten Lippen. Ein düsteres Gemälde rollte sich auf; ein Buch ward aufgeschlagen, darin stand auf jeder Seite in finsteren Buchstaben

etwas von Schuld, Not und Verzweiflung. Nun neigte die Erzählung ſich ihrem Ende. Milde atmete raſcher, ſeine Stimme bekam einen noch wärmeren Klang, mit feſtem Druck faßte er beide Hände des Mädchens und ſah ihm tief in die Augen.

„Anna, können Sie verſtehen, was ich von Ihnen will? Sie ſagen, Sie wiſſen nicht, wohin mit ſich, Sie wollen in ein Kloſter? Das iſt Verbrechen. Sie ſind zu jung, es wird wieder eine Zeit kommen, in der Ihre Jugend von neuem erwacht, ſoll dann Ihr Kopf an unüberſteigliche Mauern rennen, Ihr Herz hinter kalten Eiſenſtäben verbluten? Glauben Sie damit den Himmel zu erwerben? Hören Sie mich, ich weiß ein Werk, das Gott wohlgefälliger iſt! Er hat ein Kind zur Erde geſchickt, ein Geſchöpf, rein und unſchuldig, wie wir alle einſt geboren wurden. Es iſt jetzt verlaſſen. Wiſſen Sie, welches Kind ich meine? Das Kind jener armen Ausgeſtoßenen, an Gott und der Welt Verzweifelnden. Nehmen Sie ſich ſeiner an, denken Sie, es ſei übrig geblieben von dem Toten, ein Stück von ihm; bewahren Sie das hilfloſe Weſen vor dem Umhergeſtoßenwerden in einer kalten und liebloſen Welt! Sie werden nicht unbelohnt bleiben, Sie werden einen Segen empfinden, der überſchwenglicher iſt als jeder andere auf Erden — glauben Sie mir, Anna, Kinder ſind Führer zum Paradies — Anna, verſtehen Sie mich? Sprechen Sie ‚Ja‘, und ich will Sie unterſtützen nach beſten Kräften! Nehmen Sie mir die Laſt vom Herzen, laſſen Sie mich der un-

glücklichen Mutter ſagen: ‚Sei ruhig, dein Kind iſt gut aufgehoben!‘ Anna, antworten Sie, laſſen Sie mich nicht umſonſt bitten!“

Er ſchwieg tief atmend, ein forſchender Blick ſtreifte die ſchwarze Mädchengeſtalt — kein Laut! Wie Angſt ſtieg es in ſeinem Herzen auf; hatte er auch das rechte Wort gefunden, den rechten Fleck getroffen?!

Er lauſchte geſpannt — da — ſie ſchüttelte den Kopf, ein dunkles Rot überzog ihr Geſicht.

„Herr Staatsanwalt, ich verſteh' Sie net! Ich — ich ſoll das Kind aufnehmen, das Kind von der da?“ Sie ſprang auf, ſie ſtieß den Stuhl zurück, faſſungsloſes Staunen malte ſich auf ihrem Geſicht: „Es is wohl Ihr Ernſt net, Herr Staatsanwalt? Doch? — Sie nicken! Ja, das thut mir leid, das kann ich net. Ich thät' Ihnen gern was zu lieb, herzlich gern, aber was denken Sie von mir? Ich fluch' dem Lorenz ja net und net der Barbara, ich zürn' net emal mehr, das haben Sie zuweg gebracht, Sie haben e ſo ſchön geredt, daß mir das Mitleid gekommen is, aber da dermit is 't auch genug — wie können Sie von mir verlangen, ich ſoll mich um das Kind annehmen?! Herr Staatsanwalt, grad ich! Das iſt zuviel verlangt!“ Die Stimme des Mädchens nahm einen beleidigten Klang an und zitterte vor Erregung, das weiche Geſicht wurde ſtreng; ſo glich die Anna ihrem Vater, dem Ramſteiner Bauern. „Ich bin betrogen und hintergangen worden, ich ſein e ſo gekränkt, und Sie, Sie denken —! Als Sie ſo erbaulich geredt

haben, konnt ich's vor ne Weil vergeſſen, aber alleweil regt ſich's ei'm da innen — was bin ich denn? Ich bin kein' hergelaufene Perſon; ich bin de Ramſteiner Anna. Meine Lieb' hab' ich an dän Lorenz gehängt, ich hab' net gefragt: Biſte arm oder reich? Und jetzt, was hab' ich dervon? Daß de Leut nach mir gucken und hinter mir drein ſchwätzen, und daß ich auf dem Gericht zu Trier meine Ausſag machen muß! Ich muß mich ſchämen. Von der ganzen Sach bleibt doch ebbes an mir haften — und ich, ich ſollt' meine Hand noch bieten und e ſo en Kind nehmen, auf dem der Fluch liegt — nein! Beten will ich fleißig for das arme Wurm und for den Lorenz und die Barbe Meſſen leſen laſſen — aber ſelbſt, ſelbſt —" ihre Stimme wurde wieder feſt — „niemals, ich kann net — nein, nein! — Herr Staatsanwalt, Sie ſind ſo en guter Herr" — ſie trat an ihn heran und legte die Hand auf ſeinen Ärmel — „aber, Herr Staatsanwalt, Sie paſſen net for de Welt! Denken Sie an, was würd' mein Vadder und meine Mutter ſagen, was würden de Leut denken? Sie würden mit Fingern auf mich zeigen! Und ich — ja, ich thät' Angſt haben, das Kind von der Mörderin könnt auch emal im Zuchthaus en End nehmen. Sie ſind eben anders, Herr Staatsanwalt! Ich hab' in em Buch geleſen, es gibt Leut, die alleweil nur das Gute glauben; wann's regnen thut, ſagen ſie: gleich wird die Sonn wieder ſcheinen, und wann der Himmel grau iſt, ſagen ſie: in einer Viertelſtund is er wieder

blau. Ich meinen, e ſo einer ſind Sie! Nehmen Sie es net übel, Herr Staatsanwalt, daß ich ſo frei bin und Ihnen das ſag'! Und denken Se, wann ich net in's Kloſter gehen ſollt, dann muß ich ſpäter heiraten, es geht doch emal net anders, und was ſoll ich dann mit dem Kind? Lieber Herr, es thut mir e ſo leid, daß ich Ihnen net den Gefallen thun kann, aber bei allen Heiligen, gewiß und wahrhaftig, es geht net! Sind Sie mir bös?" Sie ſah ihn mit thränenſchwimmenden Augen an, er ſchüttelte nur ſtumm den Kopf. „No, dann adieu, Herr Staatsanwalt, ich muß jetzt gehen! Im Kapellchen is die Totenmeß for den Lorenz — horchen Se, ſie bimmeln ſchon!"

Er ließ ſich von ihr die Hand drücken.

„Adieu!"

Sie ging, das ſchwarze Kleid verſchwand hinter der Thür.

Milde ſank auf den Stuhl, wie einer, dem eine ſchöne Hoffnung zu nichte geworden.

Da ging ſie hin, da ſtand das Bäumchen, das er über und über voll roſiger Blüten geglaubt, kahl und leer! Er ſchlug ſich vor die Stirn, und ſein Murmeln hatte einen bittern Klang:

„Ich Narr, ich lächerlicher Schwärmer! Ja, ſie hat recht, ich kann ihr nicht zürnen. So jung und ſo verſtändig! Und ich — ſo alt und ſo unverſtändig!"

* * *

Draußen hält noch immer, von Neugierigen umlagert, das Chais'chen am Spritzenhaus. Die Ackergäule ſcharren ungeduldig und der Lippi flucht leiſe:

„Zapperment, dat es kein vergnügliche Saach, hei bei der vermaledeiten Hitz zu ſtiehn; dän Hähr Staatsanwalt wollt doch gleich kommen, on eweil dauert dat en halwe Ewigkeit — Gott ſei gelobt, eloa is hän endlich!“

Milde kommt raſch näher:

„Schließt auf, bringt die Gefangene heraus!“

Mit dumpfem Gemurmel, mit halblauten Flüchen und Verwünſchungen rückt die Maſſe der Neugierigen näher.

„Platz gemaach, hei werden net Maulaffen feil gehaalen! Dao ſoll doch gleich en heilig Kreizdunnerweder —“ Der Lippi flucht kannibaliſch.

Der Staatsanwalt ruft:

„Schämt euch, ihr Leute! Haltet euch ruhig, tretet zurück!“

Widerwillig ſchiebt ſich die Menge zur Seite, mit wütendem Umherblicken und Säbelgeraſſel verſchwindet der Lippi in der Spritzenhausthür; ihn begleitet der Kollege, der heute von Trier eingetroffen iſt. Eine Weile verſtreicht. Atemloſe Stille draußen — da — alle Hälſe recken ſich, die Thür knarrt in den Angeln, ſie geht auf.

„Ah!“

Der Herr Staatsanwalt hebt die Hand:

„Ruhe!“

Da tritt sie über die Schwelle, die Hände gefesselt; rechts und links ein Gendarm! Ihre Blicke sind stier zu Boden gesenkt, kein Muskel in dem todbleichen Antlitz regt sich; sie sieht aus wie eine Abgeschiedene. Mechanisch thut sie die wenigen Schritte vorwärts. Der Wagenschlag wird geöffnet, die Gendarmen heben sie hinein, zu jeder Seite nimmt einer Platz; der Kutscher haut auf die Pferde — sie ziehen an — Rädergerassel — eine Staubwolke.

Im blendenden Sonnengeflimmer verschwinden die Häuser des Dorfes; nun ist das letzte erreicht, noch diese Wegbiegung, dann liegt Ehrang versunken hinter Büschen und Bäumen, mit ihm alles, was —

„Mein Könd, mein Könd!“ Mit einem herzzerreißenden Schrei springt die Gefangene auf, wendet sich zurück und hebt die gefesselten Hände. „Mein —“ Die Gendarmen ziehen sie unsanft nieder auf den Sitz.

Die Räder rollen weiter; in Staub und Sonne verschwindet alles.

Das Miseräbelchen

Du lieber Gott, was für ein armſeliges Kind war der Chriſtoph Nepomuk!

Er hatte einen Buckel auf dem Rücken und einen Buckel auf der Bruſt, die dünnen ſchlotternden Beinchen trugen den Körper kaum, und zwiſchen den hohen Schultern ſaß der dicke Kopf mit dem zwergenhaft alten Geſicht. Die Wangen ſo abgezehrt, ſo gelb, kein Hauch von Farbe auf ihnen! Um den Mund zogen ſich tiefe Falten, ach, und die großen ſchwarzen Augen blickten nicht kinderfroh und unbewußt in die Welt; in ihrer traurigen Tiefe brannte ein unnatürlich glänzendes Licht, ängſtlich flackernd wie die Totenkerzen am Allerſeelentag.

Was nützte es dem Chriſtoph Nepomuk, daß er zwei ſchöne Heilige zu Paten hatte?! —

Drunten im Thal lag die Stadt mit den vielen Kirchen und Türmen, und nicht weit von dem alten römiſchen Stadtthor war der heilige Chriſtophorus an die Mauer gemalt, rieſengroß und prächtig, blau und rot; auf ſeinen Schultern ſaß das Chriſtuskind, das

es hervor aus ſeiner dunklen Höhle und hockte auf der Schwelle der Hütte, ſtreckte die wachsgelben, durchſichtigen Hände der Sonne entgegen und wärmte ſie; ſie waren ſo eiskalt. Die jämmerliche kleine Geſtalt ſaß Tag für Tag vor der niederen Thür, elend, verkommen, und ringsum lachte die Welt, ſo heiter, ſo lenzesfriſch wie am erſten Schöpfungsmorgen.

Unten im Thal ſchlängelte ſich der Fluß in ſanftem Bogen und ſpiegelte den Himmel in ſeinem klaren Blau; von den Bergen ſtürzten Kaskaden von Blüten; wie milchiger Schaum ſchimmerten die Obſtbäume mit ihrem Blütenſchnee, und jenſeits des Waſſers lag die alte Stadt mit den grauen Schieferdächern, überglänzt von Sonnenſchein. Die Glocken des ernſten Domes riefen die Gläubigen zur Maiandacht. Überall Frieden, Schönheit, Verſöhnung! Selbſt die armſeligen Hütten des Dörfchens, die wie Schwalbenneſter an der Felswand kleben, lagen eingebettet in rieſigen Blütenſträußen; auf ihre Dächer hingen Goldregen und Flieder in duftenden Dolden, das nackte Elend mit üppiger Fülle verdeckend. Der Frühling erbarmte ſich über die Höhlen der Armut; ſie ſtörten nicht mehr die Schönheitsharmonie, ſie paßten zu Amſelruf und Nachtigallenſang.

Aber unter den Blüten ſaß das Miſeräbelchen, ein Mißklang in der Schöpfung, ein Hohn auf die jubelnde Natur!

Des Kindes Blicke ſchweiften mit unbewußtem Staunen über Berg und Thal, den Fluß hinauf und

hinunter; dann richtete es sich auf und kroch mühsam die Mauer entlang, an dem Stückchen Zaun vorbei, bis zur benachbarten Hüttenthür. Da lag ein flacher Stein, auf den sank es nieder und dann rief's: „Toni, Josepha.“ Die Stimme klang dünn und schwach, aber sie wurde doch gehört.

Aus der Thür sprangen zwei Kinder, ein sonnverbrannter Bube und ein flachshaariges Dirnchen, Bruder und Schwester, des Miseräbelchens treue Gefährten. Sie faßten den kleinen Krüppel in die Mitte; sie schleppten ihn ein Stück weiter, bis hinüber zu dem grünen Rasenfleck, auf dem die Kuckucksblumen blühten, Himmelschlüssel und Wiesenschaum, Hahnenfuß und Sonnenröschen.

Dort saßen die drei nieder. Die Josepha pflückte von den gelben Blumen, steckte die Stiele ineinander und machte eine lange Kette, die hing sie dem Miseräbelchen um den Hals. „Nau bist e su schien, Miseräbelchen,“ sagte sie, „nau spille mer Prozession!“

Das waren glückliche Stunden für den Christoph Nepomuk! Er saß im warmen Sonnenschein auf dem weichen Rasen und spielte „heiliger Christophorus.“ Der Toni und die Josepha zogen an ihm vorbei, langsamen Schritts, statt des Lichtes eine gelbe Blume in der Hand; sie plapperten und kreuzten sich, knixten und beteten: „Heiliger Christophorus, bitt' for ons! Heiliger Christophorus, laoß dat Miseräbelchen bal en Engelche gänn!“

Und das Miseräbelchen nickte seelenvergnügt mit

dem Kopf; es war zu ſchön! Und als die Sonne ſank, packten es die Kinder wieder und ſchleiften es zu ſeiner Thür zurück; ſie meinten es ſehr gut, aber ſie riſſen ihm beinah die Arme aus.

Noch einen Freund hatte der arme Krüppel, den liebte er faſt mehr als den Toni und die Joſepha. Das war der Peter, ein großer ſchwarzer Kater. Der hatte ſich einſt bei ſtrömendem Regen in die Hütte geflüchtet, hatte dort Mäuſe und freundliche Aufnahme gefunden und war geblieben. Damals war er ein junges Kätzchen, halb erſtarrt vor Kälte, halb tot vor Hunger, und ſo elend, daß er dem Miſeräbelchen glich; nun war er ein mächtiges Tier mit ſcharfen Krallen und böſen Augen. Eine Schönheit war der Peter noch immer nicht, die Knochen ſtanden ihm verdächtig heraus; aber er war doch des Miſeräbelchens größter Schatz, ſein Freund, ſeine Geſpiele, ſein Reichtum, ſein ganzes Glück. Dem Toni und der Joſepha wurde es oft langweilig, ſtill bei dem Krüppel zu ſitzen; ſie ſprangen davon, mit den andern Kindern durch die Berge zu ſtreifen oder in wilden Spielen auf der Gaſſe zu tollen. Wie Schwalbengezwitſcher klang das Rufen und Lachen der Kinder von ferne; das Miſeräbelchen ſaß allein auf der Schwelle und hielt ſeinen Peter im Arm, der ſchnurrte und rieb den dicken ſchwarzen Kopf an der abgezehrten, faltigen Wange des Kindes. Beide ſtarrten hinaus in die Luft. Der Kater ſah mit den gläſernen, grünen Augen unverwandt nach dem Vogelneſt auf dem

Baum, und das Kind blickte zum Himmel auf — ohne Wunsch, ohne Klage.

So saßen sie beisammen die langen Sommerabende, bis die Mutter von der Arbeit heimkam; teilten das Stückchen Brot, das Schlückchen Milch miteinander, und der Kater erhielt den Löwenanteil. Das Miseräbelchen brauchte nicht viel. Sie sahen die Fledermäuse flattern und die Sternschnuppen in den Fluß fallen. Des Katers Augen glänzten im Halbdunkel wie Feuerkugeln, des Knaben Augen wurden immer größer und weltentrückter. Aus der armen, gedrückten Brust rang sich ein pfeifender, trockener Husten; die Leute sagten: „Et es bal aus met em Miseräbelchen, Gott sei Dank!“ — Als der Hochsommer kam mit sengender Glut und drohenden Wettern, konnte das Miseräbelchen nicht mehr allein vor die Thür, die Mutter mußte es hinaustragen und dort auf einen Strohbund und eine alte Decke legen; das that sie am frühen Morgen, dann ging sie fort, sie mußte in den Taglohn. Ab und zu sahen die Nachbarn nach der verlassenen Kreatur und reichten ihr etwas zur Labung; auch der Toni und die Josepha kamen, aber es wurde ihnen bald langweilig, das Miseräbelchen sprach nichts, und graulich war's auch. Der Peter war der treueste; er legte sich dem Kind auf die Füße und wärmte sie; er schmiegte sich an seine Seite und leckte ihm die Wange, und die matten Händchen streichelten das ruppige Fell. Ein Doktor wurde nicht zu dem Miseräbelchen gerufen; wozu auch? Aber Hochwürden, der Herr Kaplan,

kam und betete mit dem Kinde; und die Mutter ging nun auch nicht mehr fort.

Endlich zog ein Tag herauf, trocken, sengend, voll dörrender Hitze. Am Horizont ballten sich dunkle Wolken schon am frühen Morgen, die zogen herauf bis zum Mittag. Alles in der Natur harrte in atemlosem Schweigen, die Blätter hingen schlaff und verstaubt, die Blumen senkten die Köpfe und die Vögel versteckten sich im Gebüsch. Noch schoß die Sonne glühende Pfeile, dann wurde es plötzlich dunkel, ein heulender Windstoß folgte, ein greller Blitzstrahl hüllte die Gegend in schwefliges Licht — der erste Donner krachte durch die Lüfte.

Es war ein schweres Wetter.

Drinnen in der verdunkelten Hütte lag die Mutter auf den Knieen und hielt sich die Augen zu; sie betete, was sie konnte. Das Miseräbelchen röchelte auf dem Bett in den letzten Zügen. Der Peter stand auf der zerfetzten Decke des Lagers, er sträubte das Haar; draußen, im dunklen Gang, kauerten der Toni und die Josepha, dicht aneinander geschmiegt.

„Wann dat Miseräbelchen stärwen duht, kömmt dann dän Peter met in dän Himmel?“ fragte die zitternde Josepha.

„Still“ flüsterte der Bruder und stieß sie an. „Dat glauwen eich —“ Das Wort erstarb ihm im Mund; ein furchtbarer Blitz, ein entsetzlicher Donnerschlag ließen die Erde erzittern. Die Thür zur Stube sprang

auf, schreiend jagte die Katze heraus, die Bodentreppe hinan. Drinnen kreischte die Mutter laut auf.

Das Miseräbelchen fuhr gen Himmel. —

Und der erlösende Regen prasselte nieder. Er schwemmte mit seinen Fluten Dürre und Staub hinweg, er erquickte die lechzende Kreatur.

„Ursel, kreischt net su," sagte die Nachbarin zu der Mutter; „dankt alen Heil'gen; dir haott eweil aach en Fürbitt im Himmel!"

„E jao, e jao," sagte die Mutter, „dir haott rächt. Nau maachen eich bei 'm Bauer in Dienst, loa han eich mein Äßen on Drinken on weider kan Onverlegenhaat; äwer leid duht mer't doch!"

Und sie heulte von Neuem. —

Auf dem kleinen frischen Grab am Kirchhofszaun hatte man ein ärmliches, schwarzes Holzkreuzchen errichtet, darauf waren der Name und die Jahreszahl vermerkt: Christoph Nepomuk Vogl, geboren dann und dann, gestorben dann und dann. Aber am andern Morgen war der Name durchstrichen; es stand mit Kreide, in den steifen Buchstaben einer ungelenken Kinderhand, darüber:

„Das Miseräbelchen."

Die Cigarrenarbeiterin

Alle Tage, punkt zwölf Uhr, kamen ſie den Berg herunter; ihrer ſieben, acht. Maria Joſefa Brand voran. Ihr blaues gedrucktes Kleid wehte im Wind, im Nacken flatterten die zerzauſten braunen Strähnen, mit den leichtgeröteten Augenlidern blinzelte ſie in's Licht.

Ein durchdringender Tabakgeruch ging vor den Mädchen her; er wehte wie ein beißender Dunſt aus ihren Haaren, aus ihren Röcken. Sie hatten alle dieſelben geröteten blinzelnden Lider, und wenn ſie ſprachen klangen die Stimmen bedeckt — Cigarrenarbeiterinnen.

Von morgens ſieben bis zum Mittag, und dann wieder vom frühen Nachmittag bis an den dunklen Abend, hockten ſie zu Ober-Manderſcheid in den niedrigen Zimmern der Tabakfabrik. Sie bückten die jungen Leiber über die Gefächer mit den vertrockneten Blättern, emſig raſchelten ihre Finger darin; der beißende Geruch füllte die Augen mit Thränen, ein Kitzelhuſten quälte die Kehle. Die Fenſterſcheiben liefen an in der dicken Luft.

Maria Joſefa Brand war die beſte Arbeiterin, die

flinkſte. Sie ſah nicht auf, keine Blutwelle färbte ihr blaſſes Geſicht höher, ſie ſprach nicht; durch ihre Gedanken ſurrte es einzig: „Dreißig Pfennig das Hundert, dreißig Pfennig!“ Sie preßte die Lippen aufeinander, wenn die anderen lachten. Und doch war ſie jung. In ihren ſchlanken Gliedern zuckte es von Leben, das Blut ſiedete ihr zu Zeiten und klopfte verlangend; in beklommenen Nächten warf ſie ſich ruhelos auf dem Strohſack, und hörte ſie im Buſch ein Liebespaar flüſtern, lief's ihr heiß und kalt über. Aber ſie ſah keinen Burſchen an. Sie ließ ſich auf keiner Kirmes ein buntes Band oder ein Zuckerherz ſchenken; ſie ging nie zum Tanz.

Unten in Nieder-Manderſcheid, in der dunklen Hütte, die wie ein Schwalbenneſt an die mächtige Burgruine geklext iſt, ſaß ſie bei dem alten Großvater. Den ganzen Sommerſonntag verflickte und verſtopfte ſie; zerlumpt mochte ſie nicht gehen, und in der Woche nahm die Fabrik alle Zeit. Wenn dann die Schatten lang und tief die Bergwände hinab reichten, rieb ſie ſich die müden Augen — die thaten immer weh vom beißenden Tabaksdunſt — gähnte und reckte die bräunlichen Arme über'm Kopf.

„Woar giehſte?“ fragte der alte Großvater.

Der war immer argwöhniſch, er traute niemandem; ſehen konnte er nicht mehr gut, hören erſt recht nicht, er lebte in einer Zeit, zwanzig Jahr zurück. Winters und Sommers kauerte er beim Herd, ſchneeweiße Bartſtoppeln um den verwitterten Mund, ein kindiſches

Blicken in den blaßblauen Augen. Heraus an's Licht mochte er nicht, wohl war ihm nur drinnen in der dumpfen Luft; unwillig knurrte er, tänzelte durch den Thürspalt ein vorwitziger Sonnenstrahl und bestrich ihm golden die schmutzigen Hände.

„Woar giehste, Lena?" fragte sein zahnloser Mund, wenn die Enkelin am Sonntag sich reckte. „Gieh net danzen — Jesses!" Und dann fuhr er sich mit beiden Händen in die struppigen Haare und wiegte den Kopf hin und her: „Heilge Maria, Moddergotts, bitt for ons, jetz on in der Stund onses Todes! Hähr, erbarm dech ihrer!"

„Großvadder" — Maria Josefa schrie ihm laut in die Ohren — „ech sein net et Lena! E ne, ech giehn net danzen!"

Der Alte grinste befriedigt und tappte sie auf den Kopf: „E su es et recht, Lena — jao, jao!"

Ungeduldig schüttelte sie seine Hand ab, dann warf sie die Lippen mit einem verächtlichen Zucken auf — ba, tanzen! Sie ging nicht tanzen, sie war nicht wie ihre Mutter, die Lena, die jeder Fiedel nachspringen mußte. Was war denn auch das End' vom Lied gewesen? Einer hatte die sitzen lassen, mit einem Kind dazu; der Vater hatte sie geprügelt und die Leute hatten sie ausgelacht — man glaubt gar nicht, wie grausam die Menschen sind! Alt war die Lena nicht geworden, sie lag schon lange oben auf dem Kirchhof; ihr Kind war beim Großvater aufgewachsen — — — „Maria Josefa, wuh haste denen Vadder?!"

Maria Joſefa kannte die ganze Geſchichte ſchon, als ſie noch nicht zehn Jahre alt war; um den Kindermund lag ein frühreifer Zug, die Mundwinkel waren herabgezogen:

Nicht tanzen gehn, keinen Burſchen anſehn, das war das Rechte! — Mit dem Fuß ſtieß Maria Joſefa die Hüttenthür auf und ließ ſie knarrend hinter ſich in's Schloß fallen; die nägelbeſchlagenen Schuhe trappten über's Geröll. Sie hatte nicht weit, die Rückwand der Hütte lehnte ſich gegen den trotzig aufragenden Wachtturm. Nun war ſie mitten zwiſchen den Ruinen.

Dämmrig war's ſchon in dem alten Gemäuer. Aufgeſchreckte Vögel fuhren krächzend zum Turm heraus, in den Ecken raſchelte und rieſelte es; leiſe kam e geſchlichen und drückte ſich an ihre Füße. Mit einem Lachen bückte ſie ſich und hob eine graue Katze, noch ein junges, kaum ausgewachſenes Tier, auf den Arm. Die Freude färbte ihre Backen rot. „Miez, Miez!“

Die Graue ſchnurrte und ſchmeichelte, mit dem Kopf ſtieß ſie gegen die Bruſt des Mädchens.

„O dau“ — Maria Joſefa preßte das Tier an ſich, vor Zärtlichkeit biß ſie die Zähne aufeinander, daß ſie knirſchten — „wuh warſte e ſu lang? O dau — Miez, Miez!“

Die Katze antwortete, leiſe miauend; aus ſchrägen grünen Augen blinzelte ſie die Herrin an, dann ſtrampelte ſie und hüpfte mit einem Satz aus den haltenden Armen. Den Schwanz hoch erhoben, den Kopf immer wieder zurückwendend, ob man ihr auch

folge, eilte ſie auf die dunkelſte Ecke zu. Was hatte ſie da?

Maria Joſefa kam neugierig näher — die Graue mauzte, ein dünnes Quietſchen, wie Mäuſepfeifen antwortete — das Mädchen fuhr zurück. Sieben kleine blinde Katzen lagen da auf einem Knäuel zwiſchen dürrem Laub und Reiſig, wie im Neſt. Die Graue ſtellte ſich drüber her mit geſpreizten Beinen, gurrte gleich einer Taube, wendete die unbehülflichen Dinger hin und her und leckte ſie zärtlich. Quietſchend drängten ſich die Jungen an den ſchlotternden Leib der Mutter.

„Ba!“ Maria Joſefa verzog den Mund und ſpuckte aus. „Ba, dau eklig Dier!“ Keine Spur von Freude war mehr in ihrem Geſicht; böſe, mit zuſammengezogenen Brauen ſtarrte ſie auf die junge Brut. Als die Graue ſchwänzelte und ſchmeichelnd um ihr Kleid ſtrich, hob ſie den Fuß zum Stoß: „Dau ſollſt net — ech will net!“ Ein gepreßter Atemzug hob ihr die Bruſt; die Augen klein zukneifend wandte ſie ſich ab.

Die Steine praſſelten unter ihren Tritten, an dem Brombeergeſtrüpp blieb ein Fetzen des blauen Rockes hängen, die Dornenranken ſchlugen ihr an die Waden. Nun ſchwang ſie ſich in die hohle Fenſterbrüſtung des alten Turmes und guckte gedankenlos ins Weite.

Die paar Häuſer von Nieder-Manderſcheid lagen ſchon grau im Grau, verſchluckt vom Dunkel in der Schlucht; die Berghänge düſter, ihr kurzes Grün ins Schwärzliche ſpielend, nur jenſeits, ganz auf der Höhe,

Ober-Manderscheid mit dem spitzen Schieferkirchturm, gebadet in Abendlicht. Von dort kam Gesang; der wehte nieder und brach sich tiefer an den schwärzlichen Schründen. Das waren die jungen Burschen und Mädchen! Am Sonntag gingen sie gern den Bergrand entlang, johlten sich zu und schmissen polternd Steine die Schlucht hinunter in die schäumende Lieser. Jetzt sangen sie ein Liebeslied; langgezogen hallten die Töne, sie erstarben nicht, immer folgten neue.

Die Einsame zuckte zusammen und preßte die Hände an die Ohren. Lange kauerte sie so auf dem gefährlichen Sitz, die Füße herunterbaumelnd, mit den Hacken unabläßig an die morschen Steine klopfend. Unter ihr der Abgrund.

Als sie die Hände von den Ohren ließ, klang kein Liebeslied mehr; einzig die Lieser rauschte und murrte und die Fledermäuse schwirrten. Es war Nacht. Maria Josefa fürchtete sich nicht; so war ihr Sonntagsvergnügen immer. Langsam schlorrte sie zum Großvater heim; jetzt stolperte sie über die Steine, sie hatte den Kopf zurückgeworfen und sog mit geblähten Nasenflügeln die feuchte Nachtluft ein.

„Laoß se singen," murmelte sie trotzig — „laoß se! Dreißig Pfennig dat Hunnert, dreißig Pfennig — ech verdeenen Geld, ech haon niemand nedig — ech will ken Schatz — ech sein net wie et Lena!" Sie lachte kurz auf; im Gemäuer hallte es wieder. Jetzt fuhr sie zusammen; es huschte was an ihr vorüber —

die Katze! Mit einem Schimpfwort griff sie nach einem Stein und schleuderte ihn in's Dunkel.

* * *

Oben zu Manderscheid in dem neuen weißen Haus, das im Sonnenschein grell leuchtet, wohnte einer, der war anders wie all die anderen im Dorf. Der war fein, ein Stadtherr, von weit hergezogen; die Leute begriffen das eigentlich nicht. Er war auch kein Engländer. Er strich durch die Wälder und jagte, oder er saß herum und malte; in der Burgruine war er halbe Tage, selbst der alte Großvater schlurfte in die Hüttenthür und stierte herüber.

Maria Josefa kannte den Fremden auch — er hatte ein Gesicht wie der Ritter Georg, der den Lindwurm totsticht, und Augen, die sahen einem durch und durch; sie mußte die entzündeten Lider niederschlagen, wenn er ihr begegnete. Es war wie verhext; immer beim Mittagläuten, wenn sie den Berg herunterſprangen, ihrer sieben, acht — Maria Josefa voran — dann kam er herauf. Er bot guten Tag, die Mädchen grüßten verschämt wieder; die eine, die dickliche Trina, versteckte kichernd ihr einfältiges, gedunsenes Kindergesicht hinter Maria Josefas Rücken. Nur die grüßte nicht. Eine unsichtbare Hand drückte ihr das Genick nieder, und doch wollte es ihr wieder den Kopf in die Höhe reißen; sie wußte selbst nicht, wie komisch das war. Er sah sie besonders an, sie fühlte das.

Wie gepeitſcht jagte ſie voran, daß das Geröll hinter ihr drein praſſelte; unten am Berg mußte ſie inne halten, der Atem war ihr ausgegangen. Scheu ſah ſie ſich um — da ſtand er noch.

Und eines Tages kam er in die Fabrik, kaum konnte ſeine hohe Geſtalt durch die niedrige Thür. Er ſchaute ſich überall um, der Aufſeher führte ihn durch jeden Raum. „Mir ſehr intereſſant, wirklich ſehr intereſſant," ſagte er zu ihm, trat an jeden einzelnen Tiſch, faßte die Cigarren an, beſah ſie ſich genau und legte ſie dann lachend wieder hin. „Es iſt wirklich aller Ehren wert, daß Sie das hier in dem entlegenen Dorfe zuſtande gebracht haben, das bringt Verdienſt unter die Leute. Wieviel giebt's denn für's Hundert?"

Er ſtand dicht vor Maria Joſefa und ſah auf ſie nieder; ihre Finger zitterten, das Deckblatt zerriß, der Einlegetabak quoll heraus, der Wickel war unbrauchbar. Unwirſch warf ſie ihn der dicken Trina zu; die riß verwundert die Augen auf — das war der Maria Joſefa kaum je paſſiert!

„Ungeſchickt geweſen?!"

Der Fremde ſagte es gar nicht ſpöttiſch, und doch trieb der Ton dem Mädchen das Blut in die Wangen; was hatte er zu fragen? Blindlings griff ſie nach einem neuen Wickel; es flimmerte ihr vor den Augen, die Hand des Herrn mit den blanken Nägeln und dem blitzenden Ring, wühlte in den raſchelnden braunen Blättern und ließ ſie ſpielend durch die Finger gleiten.

Was war das für eine ſchöne Hand, nicht ſo knotig um die Gelenke, wohl gebräunt, aber doch nicht wie Leder und weich dabei! Ob er ein Mädchen hatte, von dem der blitzende Ring war? Wie mußte die wohl ausſehen, die dem gefiel — — —?!

Sie ſchrak zuſammen. „Nun, wieviel bekommt Ihr für's Hundert? Wieviel kriegſt du für's Hundert, Kind?“ Er ſprach zu der Trina, die wußte nicht zu antworten, die war ſo dumm! Scham kam über Maria Joſefa; was mußte er von ihnen allen denken? Eine glühendere Blutwelle ſchoß ihr in's Geſicht bis unter das braune Gekräuſel an den Schläfen — wenn ſie das auch noch ſo mit Waſſer ſtrählte und zurückzerrte, es ringelte ſich immer neu — ſie räusperte ſich, der Tabaksſtaub kitzelte ſie im Halſe, und dann ſagte ſie laut: „Dreißig Pfennig für't Hundert, Herr!“ Sie mühte ſich, hochdeutſch zu ſprechen.

„Nur?!“ Die Hand mit dem blitzenden Ring ließ das Wühlen in den trockenen Blättern. „Und wieviel Hundert bringt ihr am Tag fertig?“

„Vierhundert, fünfhundert, je nachdem; ich verdienen als eine Mark zwanzig den Tag — ich verdienen äwer auch am meiſten!“ Sie ſagte es ſtolz, ſie fühlte ſich plötzlich als die beſte, die flinkſte Arbeiterin.

„Armes Ding!“ Seine Hand legte ſich ihr auf die Schulter; ſchwer, warm, drückte die da. Durch das dünne Blaudruckkleid fühlte ſie's, es rieſelte ihr von dort über den Arm und den Rücken hinunter.

Heiß und kalt ging es ihr durch die Adern. Sie hätte den Kopf nicht heben können, um alles in der Welt nicht; sie senkte ihn tiefer und tiefer. Ungeschickt faßten ihre Finger in die Blätter.

„Das ist wenig — eine Mark zwanzig — lieber Gott!“ Seine Stimme klang bedauernd. „Warum geht ihr nicht in Dienst? Da habt ihr's doch besser!“

Die umsitzenden Mädchen stießen sich an und kicherten — so dumm, so einfältig — die verstanden garnicht, was der Herr eigentlich sagte! Maria Josefa verstand ihn, sie verstand, daß er sie bemitleidete; und sie wollte kein Mitleid, von dem da am allerwenigsten. Sie machte eine heftige Bewegung, daß die lastende Hand ihr von der Schulter glitt; trotzig sah sie von unten herauf, die dunkeln Augen unter den halb gesenkten entzündeten Lidern hatten noch ungetrübten Glanz. „Mir sein net arm, ech brauchen kein Mitleid, ech brauchen niemand! In Dienst? Ne!“ Geringschätzig verzogen sich ihre Lippen, sie warf ihm von der Seite einen schnellen Blick zu; er fing den auf und hielt ihn fest. Ihre Lider zwinkerten — was half's, sie mußte aushalten, sie mußte ihn voll ansehen, während ihre Finger mechanisch die Cigarre drehten und in ihren Knieen ein Beben entstand, als wäre sie stundenlang über steiles Gerölle bergab gelaufen.

„So“ — der Fremde wendete sich jetzt langsam ab — „und ich dachte, Sie würden vielleicht bei mir in Dienst kommen. Ich suche ein junges Mädchen,

das der alten Frau in meinem Hause hilft. Also Sie wollen nicht? Na, seien Sie nicht zu fleißig — adieu!"

Er nickte ihr zu, ihr ganz allein, so schien es ihr; er hatte sie auch „Sie" genannt, Krufts Trina nur „Du" — und in Dienst hatte er sie nehmen wollen, warum gerade sie — gerade sie — — —? „Ne, ne!" Maria Josefas Wangen flammten, aufspringend stieß sie an den Tisch, daß eine Handvoll Cigarren herunter kollerte.

Die andern drehten einen Augenblick verwundert die Köpfe nach ihr, dann bückten sie sich wieder über die Arbeit. Man hörte nichts als das Rascheln des dürren Krauts und ab und zu ein trockenes Hüsteln. Bräunlicher Staub flog umher, bei jeder Bewegung flatterte der Tabaksgeruch aus den Kleidern, den Haaren der Mädchen; ein beißender Dunst stieg zur weißgetünchten Decke und kroch schwer die Wände entlang.

Heut hatte Krufts Trina mehr Tagelohn als Maria Josefa; die sprang auch nicht den anderen voran, den Berg herunter, mißmutig schlenderte sie hinterdrein. Morgen war Sonntag. Sie hörte die Mädchen einander erzählen; jede hatte ihren Schatz, selbst die dickliche Trina mit dem gedunsenen einfältigen Kindergesicht hatte einen. „Hän gieht met mer danzen morjen," sagte die Trina und zog den Mund breit — „ze Bleckfeld es Kirmes, mer maachen daorhin. Ju!" Sie lachte und die andern lachten auch.

Wie im Traum hörte Maria Josefa das Geschwätz. Hinter ihr läutete das Abendglöcklein vom spitzigen Schieferkirchtum, in jedem Glockenton war was von Freude; sanft schwebte der Klang über die Dächer von Ober-Manderscheid und über den Kirchhof mit den weißen Kreuzen am Bergrand.

Maria Josefa stand still und blickte zurück, sie mußte plötzlich an ihre Mutter denken — die lag da.

* * *

Die Häuser von Nieder-Manderscheid verschwunden, ganz versunken in Duft. Die Hänge der Schlucht nicht mehr grünschwärzlich gefärbt, lange weiße Nebel steigen an ihnen auf und ab. Die Lieser rauscht wild und weißschäumend, von stürzenden Güssen geschwellt. In den dampfenden Wäldern schreien die Hirsche; nächtens dringt der brünstige Schrei bis an die Hütten, bricht sich an den Felswänden und verschwebt in einem hohlen Echo.

Maria Josefa saß wachend auf ihrem Strohsack und hielt sich die Ohren zu; sie hörte doch jeden Schrei, und dann zuckte sie zusammen. Fürchtete sie sich?

Drüben an der Wand lag der alte Großvater und schnarchte; er röchelte manchmal so, daß sie aufstand, Licht anzündete und zu ihm hinging. Er sah aus wie ein Toter, die Augen eingesunken, den Mund offen; aber er war warm, er schlief nur. Sie stand

lange vor ihm; rieſengroß warf das Licht ihren einſamen Schatten an die Wand, und flackerte geſpenſtiſch über das verwitterte Greiſengeſicht. Der heiße Talg tropfte nieder auf ihre nackten Füße; mit großen gedankenloſen Augen, ohne Gefühl, ſtarrte ſie immer geradeaus, und dann ſchauerte es ſie plötzlich, daß ſie ſich ſchüttelte.

Sie blies das Licht aus und ſprang mit einem Satz auf ihren Strohſack zurück. Sie krümmte ſich zuſammen, um ſich zu erwärmen, ſie fühlte die Weichheit der eigenen Glieder, ihr Herz begann zu klopfen, wild und ungeſtüm; es ſchlug ordentlich gegen die Rippen. Allerhand Bilder zogen an ihren zugekniffenen Augen vorüber — — — wie Krufts Trina verliebt ihrem Schatz am Hals hing! — — — wie die Frau vom Aufſeher in der Fabrik ihr Kleines an der Bruſt hatte! — — — oh, wie die ſelig waren! — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Der Schweiß trat ihr auf die Stirn. „Dreißig Pfennig das Hundert, dreißig Pfennig — niemand nötig“ — das war wie ein Zauberſpruch geweſen. Früher hatte ſie ſich den vorgeſagt und war ruhig geworden, ſtolz; jetzt nicht mehr. „Armes Ding,“ hatte er geſagt, trotz der dreißig Pfennig!

„Jeſus Maria!“ Sie faltete die Hände. Soviel hatte ſie noch nie gebetet, wie in den letzten Monaten; ſie hatte Angſt und doch war's zum Lachen; einen Tag war ſie zerknirſcht, den anderen hob ſie hochmütig den Kopf über die Gefährtinnen. Welche von denen konnte

ſich rühmen, daß ein feiner Herr ihr nachging, der ein Geſicht hatte wie der heilige Georg, und eine Hand, an der ein blitzender Ring ſteckte?! Mit dieſer Hand hatte er ihr ſanft um Backen und Kinn geſtrichen, neulich in den Ruinen — und geſtern —?!

„Jeſſes!“ Sie ſchlug mit den Armen um ſich, als lange ſie nach etwas — nichts! Alles leer, alles dunkel — doch nein, halt! Hinter dem Herd kam's hervorgekrochen, mauzte kläglich und ſchmiegte ſich an ihren zitternden Leib. Die Graue war's! Die war nun auch ganz allein, all ihre Jungen tot! Mit eigener Hand hatte Maria Joſefa die in den Bach geworfen, wirbelnd waren die kleinen Leiber dahingeriſſen worden; teilnahmlos hatte ſie ihnen nachgeſtarrt. Aber als die Graue, jämmerlich klagend, ihr verödetes Neſt umſtrich, mit geſträubtem Fell und gekrümmtem Schwanz jeden Winkel durchſuchte, da waren Maria Joſefa Thränen in die Augen geſchoſſen; mit einem dumpfen Laut hatte ſie die Katze umſchlungen. Seit der Zeit waren ſie unzertrennlich; waren ſie nicht beide allein?

Leidenſchaftlich zärtlich drückte Maria Joſefa jetzt das Tier an ſich, ihre Hände krampften ſich in's Fell und zauſten daran. Dann hob ſie die Katze in die Höhe, wie man, ſpielend, im Übermaß von Liebe ein Kind hebt. Die Katzenaugen funkelten über ihr in grünlichem Licht, zwei feurige Punkte im Dunkel. „Hä, haſte mech lief, gel dau, gel —?!“

Die Graue knurrte, die Stellung war ihr unbe-

quem; sie kratzte nicht, aber sie legte die scharfen Krallen um die haltende Hand.

Ernüchtert ließ das Mädchen die nackten Arme sinken — huh, kalt! Herbst! Bald kam der Winter. Und die Hütte so elend, und die Nächte so lang, und immer, immer allein! Früher hatte sie nie daran gedacht; die Fabrik und Kaffee und Kartoffeln und Hitze und Kälte, das war zu denken genug — aber jetzt —?!

Schaudernd zog sie die lumpige Decke bis an's Kinn; die Katze legte sich ihr auf die Brust. Jetzt wurde sie warm, aber sie konnte doch nicht schlafen, die Hirsche schrieen dumpf im nahen Wald — durch's Dunkel bohrten sich zwei Augen in die ihren, Augen, die einem durch und durch sehen — und eine Hand fuhr vor ihr hin und her, kam näher und näher, strich ihr so nah über Wangen und Kinn, daß sie den Lufthauch spürte, streckte sich aus nach ihrer Schulter, nach ihrer Brust — — —

„Ha!" Mit einem dumpfen Angstschrei fuhr Maria Josefa empor, daß die Katze von ihrer Brust herunter kollerte. Mit einer wilden Gebärde warf sie die Arme über den Kopf, sie schluchzte: „Ne, ne — ech duhn et net — doch net — un doch net!" — —

Wie der Tag langsam heranschleicht, wie er sich dann hinquält! Schwer zerschlagen schleppte Maria Josefa ihre Glieder, ihre Augenlider waren entzündeter als sonst. Sie hatte wild in der Fabrik gearbeitet, die Cigarren flogen unter ihren Händen; beim Mittags-

läuten war ſie den Berg heruntergeſtiegen, weit, weit hinter den andern — da ſtand er. Er ſagte „Guten Tag“ und lachte ſie an. Sie hatte wieder lachen und „Guten Tag“ ſagen müſſen, er war doch ſo ſchön, ein zu feiner Herr — und wie der Ring an ſeiner Hand blitzte! Der einzige Strahl der bleichen Herbſtſonne funkelte darauf. Lange hatte er auf ſie eingeredet.

Und jetzt war es Abend. Draußen alles verſunken in tiefes Grau. Stürmiſch toſt die Lieſer und ſchlägt über's Ufer. Im Wald ſchreien die Hirſche — Jagdzeit.

Im engſten Winkel der Hütte hockt Maria Joſefa, zuſammengekauert wie eine Schuldbeladene; undeutlich ſieht man ſie, kein Licht wird gebrannt, nur das Reiſigfeuer auf dem Herd leuchtet. Sie hält die Katze mit beiden Armen umklammert; jetzt bückt ſie ſich noch tiefer und legt den Kopf auf das weiche Fell. Sie atmet haſtig — — —

Was hatte er geſagt? „Maria Joſefa, komm heraus — heut abend, hinter den Ruinen, im Wald bei der großen Tanne — Maria Joſefa, du mußt kommen — komm, Maria Joſefa, komm!“ — — —

„Woar giehſte?“ fragt der alte Großvater hinterm Herd und blinzelt mit den blöden Augen.

Sie giebt keine Antwort; ſchwerfällig iſt ſie aufgeſtanden, mit ſchlotternden Beinen geht ſie zur Thür.

„Woar giehſte —?“

Die Thür ſchlägt zu. Draußen ſteht Maria Joſefa im Dunkel. Mit Nebeln die Welt verhangen.

Der Nachttau fällt ihr gleich Thränen auf's Haar, ihre Kleider werden feucht. — — — Komm, Maria Joſefa, komm — komm — — —!

Mit durſtig geöffnetem heißem Mund, mit klopfenden fiebernden Pulſen geht Maria Joſefa durch die Nacht, erſt langſam, dann raſch. Da brauſt die Lieſer, da ragen die Ruinen wie ſchwärzliche Klumpen — jetzt, jetzt rauſchen die erſten Waldbäume!

Sie geht raſch und raſcher, ſie ſtolpert, ſie rafft ſich auf, ſie läuft, ihre Füße raſcheln im dürren Laub; ihr Atem fliegt, ſie erſchrickt vor dem eigenen Keuchen. Unter dem fadenſcheinigen Kleid zittert und bebt ihre Bruſt, ihre Stirn glüht; da iſt kein Sinn, kein Gedanke, nur ein Pochen, ein Jagen und ein Drängen.

Mondſchimmer gleitet über den Weg, ein Vogel ſchwirrt auf — ſie rennt und rennt.

Da iſt die Tanne, an ihrem Stamm ein Schatten, eine Geſtalt!

Sie ſtürzt voran, die Arme vor ſich geſtreckt, den Kopf hintenüber geworfen — — — — —

Und doch!

* * *

Als das Frühjahr kam, tanzte Maria Joſefa auf jeder Kirmes, an jedem Sonntag. Sie tanzte wild, mit wehenden Haaren, mit flatternden Röcken und funkelnden Augen. Wenn ſie müde war, ging ſie

auf den Kirchhof zum Grab ihrer Mutter. Da saß sie.

Das Grab war eingesunken, Unkraut und Gras wucherten darauf; am morschen Holzkreuz hing ein zerzauster Kranz.

Margret's Wallfahrt

Oben auf der Eifel wehten ſchon Herbſtwinde. Sie kamen von Norden und ſchnoben daher, eilfertig und gehäſſig; ſie färbten das magere Gras gelb und zauſten die knorrigen Föhren und zitternden Birken. Drunten im ſonnigen Moſelthal blühten noch die Roſen in den Gärten, gelb, rot und weiß, in den kryſtallklaren Fluß nickten die obſtbeladenen Bäume, die Traube ſchwoll des köſtlichen Geiſtes voll, Nußbäume und Kaſtanien ſprengten die grüne Hülle ihrer Frucht und ließen den braunen glänzenden Kern zur Erde fallen. Hier oben rochen die Nächte ſchon nach Winter; die Schlehe hing blau und herb an den dornigen Büſchen, kalter Reif verſilberte Gräſer und Mooſe und dicker Nebel hockte in den Mulden. Unwirtlich war's, unfreundlich. Die kalte Eifel mit ihren baumloſen Höhen, ihren rotblühenden Heiden und dunklen Maaren, bereitete ſich allgemach, ihren geſtrengen Herrn, den Winter, zu empfangen.

Da, wo der Wald zu Ende geht, und nur ſtruppiges Knieeholz mehr fortkommt, liegt ein Häus-

chen an den Felſen geſchmiegt, ein armſeliges Neſt mit tiefhängendem Moosdach, darauf Hauswurz und Fetthenne gedeihen; ſogar ein Tannenbäumchen hat ſich naſeweis und keck dort angeſiedelt. Das Thürchen iſt niedrig, das Fenſterchen mit Papier verklebt, aber auf dem grünen Raſenfleck vor der Schwelle weidet eine genügſame weiße Ziege, und ein paar ſturmgewohnte Sonnenblumen nicken protzig und gönnerhaft mit den dicken Köpfen.

In der einſamen Hütte, der armſeligſten weit und breit, wohnt die ehrſame Witfrau Anna Maria Balduin. Sie wohnte drin ſeit langer Zeit; als junge glückliche Braut war ſie vor achtzehn Jahren eingezogen an der Seite des Peter Balduin, des tüchtigſten Holzfällers weit und breit. Fünf Jahre ſpäter trug man ihn hinaus, ſtarr und kalt, und begrub ihn unten in Kyllburg auf dem kleinen Bergfriedhof. Es war ein böſes Jahr; die Kartoffeln mißraten, das Brot unerſchwinglich, der Hungertyphus wütete in der armen Eifel, früher Schnee fiel und die gierigen Wölfe ſchlichen allnächtlich bis an die einſamen Hütten. Im Häuschen der Witwe waren Angſt um's tägliche Brot, Kummer um den Verſtorbenen, Kälte und Entbehrung zu Gaſt. Die bleiche Frau ſaß am Spinnrad und ließ ihre Thränen rinnen, und das Töchterchen, die kleine Margret, hockte daneben, lachte und ſpielte mit bunten Steinen und begriff nichts von dem Kummer der Mutter.

Nun waren Jahre vergangen; das friſche Grab

eingesunken und Gras darüber gewachsen, wie über die Wunden des Herzens. Die kleine Hütte war baufälliger geworden, und statt der kleinen Margret saß eine große vor der Thür. Sie spann um's liebe Brot für die reichen Bauernfrauen und hatte die Ziege mit einem Strick an ihre große Zehe gebunden; da konnte die grasen und lief doch nicht weg. Margret spann und guckte auch zuweilen halb gedankenlos, halb sehnsüchtig hinauf in den Himmel, der blaßblau und unnahbar kühl sich über den nackten Höhen wölbte. — Mit der Mutter stand's schlimm. Sie hatte Gliederweh, lag seit Wochen und Monaten, krummgezogen und steif, in der wurmstichigen Bettstatt auf den blaugewürfelten groben Kissen, ächzte und stöhnte und konnte kaum die Hand zum Munde heben. „Et es en bedenkliche Saach',“ sagte die kluge Frau aus Kyllburg, die sich auf vieles Bitten und gegen bare fünfzig Pfennig herabließ, zu der armen Hütte heraufzusteigen. Sie nahm das einzige Huhn der Witwe mit hinab und hatte dafür ein wunderwirkendes Tränklein zurückgelassen. Aber das Tränklein that kein Wunder, die Kranke jammerte noch um vieles mehr und der Totenvogel, das Käuzchen, schrie jede Mitternacht vor'm Hüttenfenster. —

Heut war ein besonders schlimmer Tag. Die hübsche Margret saß am Bett und ließ den Kopf hängen. Ihre fleißigen Finger spannen, aber ihre sonst lachenden braunen Augen füllten sich oft jählings mit Thränen. Sie war ein gutes Kind, hatte

weiter nichts auf der Welt, als ihre Mutter und ihre siebzehn Jahr; aber auf das bißchen Jugend, da fiel die Sorge um die Mutter wie Hagel im Mai. Es war traurig.

Ein Glück, daß es nun an die Hüttenthür klopfte und mit Seufzen und Gepufte eine behäbige Bauersfrau sich über die Schwelle schob. „Gelowt sei Jeses Christes!"

„In Ewigkeit Aomen!" —

Es war die Gevatterin aus Kyllburg, Frau Margareta Rindsfüßer, die Patin der Kleinen. Da kam sie den Berg heraufgeklettert, die gute Seele, und war doch ein bißchen sehr komplett! Und nun packte sie den Korb aus, den sie am Arme trug — Knackwurst, Semmel, Cichorien und ein paar Eier.

„Dao, Anna, wat micht Ihr, wie gieht et Eich?"

„Schlächt — siehr schlächt!"

„Jao, jao," nickte die andre, „ech glauwen et sälwer, dat Ihr et net e su lang mieh maachen duht! Gäwt de Hoffnung alb nor uf, bereit Eich zom säligen Stärwen!"

„Da dau mein Jesses," wimmerte die Kranke, „ech duhn jao e su gären stärwen — et es mer nor om et Margret, et es noach gaor e su jong!"

„Waohr, waohr," die Gevatterin zwinkerte mit den Augen und schnäuzte sich gewaltig in das rotblaue Sacktuch — „et es haard, siehr haard, äwer duh es kein Hölf net mieh. Jao, wann Ihr eweil

zom heiligen Rock erunner naoch Trier maachen kunnt, lao kennt Eich geholf gänn —!"

„Geholf — zom heiligen Rock!?" Margret hatte mit weit aufgeriſſenen Augen der Sprecherin zugehört, nun näherte ſie ſich und faßte die Gevatterin am Ärmel. „Tant, ech bitten Eich ville Maol, wat es dat met em ‚heiligen Rock'?"

Frau Margareta Rindsfüßer bekreuzte ſich fromm. „Bitt for ons, heiliger Rock, for ons on om Vergäwung onſrer Sünd — Mädchen, dau bis e ſu domm! Lao unnen ze Trier, duh bimmeln de Glocken Dag on Nacht wat ſe kennen, ſe bimmeln, dat de Fiſchelcher in der Muſel Angſt gänn. Mer maant, mer kennt dat Bim=bam hei owen heeren. On aus der ganzen Welt kommen ſe gerennt de Muſel eruf, met Kreizcher on Fähncher on grußen Faohnen, on ſingen on bäten den heiligen Rock an. Wat meim Vadder ſin Broder ſin Sohn es, dän Stadtfeld's Hanni, dän haot et mer verzällt, dän es ſälwer duh geweſt. Weil hän gaor kein Könner krieht, haot hän lao erunner gemaach on haot met ſeim Trauring dän heiligen Rock anröhren laoßen — dat hilft! Im heiligen Duhm zeigt em de hohe Gaaſtlichkeit, on wän krank es, dän verliert eſubaal ſin Onüwelkaat — jao! On wän en Kranken derhäm haot on holt ebbes von em met, en Hemd or en Bettduch or ſunſt ebbes, dem ſein Kranker werd geſond!"

„Jeſſes Maria!" Die Kleine faltete die Hände. „Mobder, ech maachen daorhin!"

„Et es gaor e ſu weid“ — die Kranke ſeufzte halb angſtvoll, halb ſehnſüchtig — „ech laoßen dech net, dau bis mein anzig Könd — wannſte zo Schaoden kämſt, Jeßmarijuſep!“

„O Mobber, laoßt mech doach! Ech ſein jao ſchuns met Beeren bis erunner zor Muſel geweſt, nau giehn ech halb noach ebbes weider; naoch Trier finden ech ganz kommod. On wann ech den heiligen Rock vill dauſendmaol bitt, dann hilft hän gewöß, on wanneh ech widder komm', dao ſeid Ihr geſond — o Mobber, die Freid!“

Mit ausbrechendem Jubel umſchlang das Mädchen die Kranke. Es preßte ſeine blühende Wange an die bleiche, abgezehrte. — „Mobber, ſaot neiſt, ech giehn zom heiligen Rock — morgen!“

„Anna laoßt dat Margret giehn in Gottes Naomen; on de heilige Jongfrau ſei met em,“ ſagte die Gevatterin. „Ech kommen derweil ale Däg eruf, on kucken naoch der Zieg — on naoch Eich!“

Gerührt nahm ſie Abſchied.

Der Abend kam, Margret molk die Ziege und kochte die Suppe; dann ſtand ſie am Brunnen und wuſch ſich und ſcheuerte ſich, als ſei acht Tage kein Waſſer an ihren jungen Leib gekommen. Blitzeblank und rein, das konnte der heilige Rock verlangen. Dann kniete ſie drinnen in der Stube vor dem Muttergottesbild, das aus ſchmalen Goldrähmchen grell und vielfarbig von der getünchten Wand herunterſchielte. Lang und innig war ihr Gebet. Heute betete ſie

nicht nur das Vaterunſer und den Engliſchen Gruß, — die Erwartung, die Spannung, das geheime Sorgen vor dem kommenden Tag drängten ihr eigene Worte auf die Lippen.

Todmüde ſank Margret auf ihr Lager. Die Hände auf der Bruſt gefaltet, atmete ſie bald tief und gleichmäßig im ſüßen Schlaf der Jugend.

Als ſie erwachte, graute ſchon der Tag und hinter roſigen Wölkchen ſchien die Sonne den Morgentraum abzuſchütteln; es war Zeit zum Aufbruch. Frau Anna weinte, als die Tochter vor ihr ſtand, ſo friſch und rotwangig, das feſttägliche ſchwarze Kleid hochgeſchürzt über dem blauen Friesrock, das winzige goldene Kreuz am ſchwarzen Schnürchen um den ſchlanken Hals. In der Hand hielt ſie das Bündel, drinnen der Mutter Hemd, durch das der heilige Rock Wunder wirken ſollte, ferner die blankgewichſten Schuhe und die weißen Strümpfe; die wurden erſt angezogen draußen vor dem Thor der Stadt. Auch das Geſchenk der Pate, die Sonntagsſchürze mit den bunten Blumen, war eingepackt; ſie war Margret's beſtes Stück, ihr Stolz und ihre Freude, aber für den heiligen Rock war nichts zu ſchade.

Zuverſichtlich blickten die hellen Mädchenaugen in das Geſicht der Mutter: Adjö — wann ech widderkomm', ſeid Ihr geſond!"

Noch ein Händedruck, das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Bruſt, ein gemurmelter Segenswunſch, ein freundliches Nicken — nun war ſie fort, nun

ſtand ſie auf der Schwelle und der erſte goldene Sonnenſtrahl küßte ihre runden Kinderwangen.

So begann Margret's Wallfahrt. —

* * *

Die Vögel zwitſcherten in den Büſchen, Tautröpflein hingen gleich Diamanten an Blatt und Gras, als ſie leichtfüßig den Berg hinunterſprang. Drüben im Nebel und Morgengrau lag Kyllburg. Die Hähne krähten, aber noch kräuſelte ſich kein Rauch aus den Schornſteinen, die Leute ſchliefen alle. Ja, da war's ſchön in Kyllburg, da mochte einer wohl hauſen! Da war man nicht gar ſo allein, wie droben auf dem Berg, und die Mädchen ſaßen abends in den Spinnſtuben und lachten, jede mit ihrem Schatz. So ein Schatz war doch was Schönes! Wie mocht's nur einem Mädchen zu Mute ſein, das einen Schatz hatte? Ob ſie, die kleine Margret, wohl auch mal einen bekam? Sicher nicht. „Arme Mädcher kriehn kein Schatz," ſagte die Mutter.

Hopps, da war ein Stein, da wäre ſie beinahe gefallen — das kam von dem dummen Denken; was ging ſie ein Schatz an? Sie war die arme Margret und ging zum heiligen Rock — punktum. Und nun zog ſie den Roſenkranz aus der Taſche und ließ die kleinen Kügelchen durch ihre Finger rollen, und die friſchen Lippen murmelten emſig ein Vaterunſer nach dem anderen dazu. Das kürzt den Weg.

Der Wald ward dichter, die krüppligen Föhren und ärmlichen Birken wandelten sich in schlanke Buchen und stattliche Eichen; es sproßte allerhand buntes Blumengesindel, ein warmer Hauch zog durch die Luft und ein Quellchen rannte eilfertig zu Thal. Ah, hier war's schön! Margret stand still und holte tief Atem, sie war wacker zugeschritten, die Sonne stand im Mittag.

Bis jetzt war ihr kein Mensch begegnet, mit sich und ihrem Engel allein, war sie durch die Welt gewandert, aber nun tönte es aus der Ferne wie summende Stimmen, nur wenige Schritte noch, der Wald hatte ein Ende, und sie stand an der breiten Landstraße; jenseits floß ruhig und schön die Mosel. Wie ein silbernes Band schlängelte sie sich, weich und schmiegsam, zwischen den rebenbekränzten Ufern, sanft fluteten ihre Wellen und die goldene Sonne und der lachende Himmel guckten hinein in den klaren Spiegel.

Margret's Gesicht glänzte. Da war ja die Mosel, nun war's nicht mehr weit, bald mußte sie die Glocken von Trier hören! Und da kam es auch schon daher, langsam und würdevoll, eine stattliche Prozession mit wehenden Fahnen; voran schritt der Vorbeter, er stimmte einen Gesang an und betete das Ave und der Chor fiel bei der zweiten Hälfte summend und brummend ein. Margret kreuzte sich und trat zur Seite in den Graben.

Was waren das für viele Leute! Gern hätte sie

ſich angeſchloſſen, aber die Weiber am Ende blickten ſo abweiſend, und eine junge, hübſche Perſon im roten Unterrock muſterte ſie von Kopf zu Füßen, daß ihr der Mut fehlte. Sie wartete, bis alle vorbei waren, dann folgte ſie in einiger Entfernung dem Zug, der wie ein langer, ſchwarzer Wurm längs der Moſel dahinkroch. Wo die ganze Herde den Weg weiſt, da kann das einzelne Schäflein nicht irren. —

Die Sonne brannte, der Staub wirbelte auf, kam das Trier denn noch nicht?! Margret's Magen knurrte, ihre Füße fingen an zu ſchmerzen, — ob's nicht beſſer war, die Schuhe anzuziehen? Aber nein, die mußten blank bleiben; nur tapfer weiter! Endlos dehnte ſich die Straße, ewig wechſelten ein Apfelbaum — ein Birnbaum — hier und da ein Steinhaufen und ein Meilenzeiger, — o, wie lange das dauerte!

Weit voran waren ſchon die Wallfahrer, Margret humpelte müde hinterdrein; gern hätte ſie auf dem Stein am Wege ausgeruht, aber da verlor ſie den Zug aus den Augen, das durfte nicht ſein. So zog ſie nur ein Stück Brot aus dem Bündel und einen Happen Ziegenkäſe; im Weiterſchreiten biß ſie mit den geſunden Zähnen hinein. —

Die Sonne neigte ſich zur Rüſte, der Abend umwob mit duftigem Schleier Fluß und Thal; nur oben die Gipfel der Berge ſchimmerten noch in goldenem Licht und am Himmel umſäumten ſich kleine Wolkenkiſſen mit zartem Roſenrot. Margret's klare Augen

blickten müde, langſamer hob ſich ihr Fuß. Ach, wer doch ruhen könnte, wie die Vögel, die eben in's Neſt ſchlüpften — da, horch! — ſurrte nicht ein Ton durch die Luft, tief und klangvoll, und nun noch einer und noch einer, und trug der Wind nicht andere Stimmen herzu, die fielen ein, feiner und dünner, und umrankten mit zartem Gebimmel den einzigen großen Ton? Die Glocken von Trier!

Das müde Kind faltete die Hände, dann eilte es freudig weiter — nun noch um die Biegung der Straße, — da lag das großmächtige Trier, beglänzt vom Abendſtrahl, mit ſeinen grauen Dächern und Türmen, jenſeits der Brücke, die ſich in ſteinernem Bogen über den Fluß ſchwang.

Und über die Brücke ſchob und drängte es. Fußgänger, vereinzelt und zuſammengeſchart, ſtrebten eilig hinüber, Wagen raſſelten in langen Reihen, Fahnen wehten; das war ein Wandern, ein Treiben hinein in die begnadigte Stadt, daß dem einſamen Mädchen das Herz ſtockte. Nein, da ging ſie noch nicht hinein, da blieb ſie die Nacht doch lieber hier, diesſeits der Moſel, wo nicht ſo viele Häuſer ſtanden.

Ein einzelnes Wirtshaus lag am Weg, da wollte ſie einkehren. Ihre Hand taſtete nach den wenigen Groſchen im Sack, ſie hatte ja Geld, ſie konnte zahlen; und nun ſchritt ſie näher herzu auf dem kleinen Pfad, der ſeitab zu der Herberge führte. Faſt wäre ſie wieder umgekehrt, ein wüſtes Stimmengewirr tönte ihr entgegen; aus den offenen Fenſtern ſchallte Geſang,

Gejohle und Gelächter. Im Hof ſtand eine Wagenburg aufgefahren, Aufwärter und Mägde eilten geſchäftig hin und her. Schüchtern trat ſie in die Thür, niemand kümmerte ſich um ſie; ſie legte ihr Bündel auf das noch unbeſetzte Eckchen einer Bank und klemmte ſich daneben, die Hand feſt auf ihre Habſeligkeiten gelegt. Es ſchwindelte ihr. Was war das für ein Lärmen und Geſchrei! Da war kein Plätzchen unbeſetzt, jeder trieb, was er wollte; hier ſpielten ihrer drei Karten, hier zankten zwei und drohten ſich mit den Fäuſten, hier ſaßen ein paar und beteten ihren Roſenkranz, dort hatte ſich ſchon einer auf die Streu geworfen und ſchnarchte laut, da in der Ecke ſaß die hübſche Perſon im roten Unterrock, der Margret auf der Straße begegnet war, und ſchäkerte mit ein paar Burſchen.

Ob ſie die mal fragte? Die ſchien doch recht freundlich. Errötend trat ſie näher: „Maacht Ihr aach naoch Trier zom heiligen Rock?“

„Ei jao!“

„Bleiwt Ihr de Nacht hei? Ech mechten aach gaor e ſu gären dao bleiwen“ — ſie zog ihre Groſchen aus der Taſche — „dao, zaohlen kann ech — äwer allein graulen ech e ſu!“

Die Angeredete hatte erſt ruhig zugehört, nun ſtieß ſie einen ihrer Begleiter in die Seite, zwinkerte dem andren zu, und alle drei brachen in ein nicht endenwollendes Gelächter aus.

„Dau kannſt jao bei mir bleiwen,“ rief der eine

Burſche und zwirbelte den Schnurrbart unternehmend in die Höh, „dann es 't dir net graulich!“

Er wollte Margret umfaſſen, ſie ſtieß ihn zurück, faßte blitzgeſchwind ihr Bündel und war zur Thür hinaus, ſo flink wie ein Eidechschen. Wie gepeitſcht rannte ſie von dannen; erſt, als ſie eine weite Strecke fort war und der Lärm des Wirtshauſes längſt verklungen, hielt ſie hochatmend inne. —

Was nun? Zurück in's Wirtshaus zu den vielen Menſchen, in den Lärm, das Geſchrei? Nein, o nein! Weit lieber hier draußen unter Gottes freiem Himmel, wo die Sterne gleich freundlichen Augen herunterglitzerten und die Grillen im Graſe traulich zirpten. Da ſtand hinter den Büſchen eine niedrige Strohhütte, die gehörte wohl dem Obſtpächter, der von hier aus ſeine Bäume bewachte. Ob jemand drinnen war? Vorſichtig guckte Margret hinein, die Hütte war leer und halb verfallen; mit einem Seufzer der Erleichterung kroch ſie unter das niedrige Dach. Sie langte ihr letztes Stück Brot vor, und als das verzehrt war, ſchob ſie ihr Bündel als Kiſſen unter, zog ihr Kleid über dem Kopf zuſammen und ſchlief ein. —

Strahlend und golden ſtand die Sonne ſchon am Himmel, als Margret aus tiefem Schlaf erwachte. Verwirrt ſchaute ſie um ſich; wie ein Traum ſchien ihr der geſtrige Tag, und ſie ſelbſt kam ſich anders vor, wunderbar fremd und unbekannt. Ja, da lag das großmächtige Trier, da war die Moſel, da das Wirtshaus, aus dem ſie geflohen, — und ſie ſelbſt?

Ei, ſie war doch die Margret, die zum heiligen Rock wanderte! Nun galt's! Hurtig ſchlüpfte ſie hinunter zur Moſel hinter das dichte Weidengebüſch, niemand ſah ſie; ſie ſtreifte das Kleid ab, badete Geſicht, Hals und Arme in der friſchen Flut und ließ die klaren Wellchen über ihre nackten Füße rieſeln. Ihre langen Zöpfe flocht ſie auf und ſtrählte ſie mit Waſſer, daß ſie hübſch glatt und gedrechſelt hinter den roſigen Ohren lagen; nun noch den ſilbernen Pfeil hindurch, Schuh und Strümpfe angezogen, die köſtliche Schürze vorgebunden — fertig war ſie. —

Die Straße entlang zogen die Scharen von Wandrern; mancher ſchaute wohlgefällig hinter dem jungen Bauernmädchen drein, das ſchmuck und lenzesfriſch, frommen Glauben in den Augen, dem heiligen Rock entgegenging. War geſtern ſchon Gedränge auf der Brücke, ſo war's heute noch tauſendmal mehr. Wie ein Ameiſenhaufen kribbelte und wibbelte es, die Luft erzitterte von dem eintönigen Gemurmel: „Heiliger Rock bitt' für uns." Eine Prozeſſion nach der anderen ſchob ſich über die uralten Steinbogen.

„Heiliger Rock bitt für uns," „heiliger Rock bitt für uns!" — Es ſummt wie ein Bienenſchwarm, es wälzt ſich durch die engen Gaſſen, die in feſtlichem Schmuck glänzen. Da iſt kein Haus, kein Häuschen, hoch noch niedrig, in deſſen Fenſtern nicht bunte Teppiche hängen, Fähnchen wehen, Heiligenbilder hinter brennenden Kerzen prangen, andächtige und neugierige Zuſchauer ſich drängen. Je näher dem

Dom, desto größer das Getriebe!“ Auf den Plätzen, in den Buden preisen kreischende Verkäufer ihre Waren an: „Rosenkränze — frische Bretzeln kauft! Pilgerstäbe — leckere Wurst — Beschreibung der Domreliquien, als da sind: Zahn des Petrus, Hand der heiligen Anna, Splitter und Nagel vom Kreuz — kauft, kauft! Einzig wahre und getreue Abbildung des heiligen Rocks — unerhört billig, zehn Pfennig das Stück!“ — Heiliger Rock, heiliger Rock, wohin man sieht, wohin man hört — ein ohrenbetäubender Lärm, ein sinnverwirrendes Durcheinander; und durch das Chaos von Farben und Tönen, Staub, Dunst, Betrug und Wahrheit, Glauben und Unglauben, zieht sich wie ein leitender Faden das eintönige Murmeln der Prozessionen, das dumpfe Läuten der Glocken.

Margret war schier betäubt. In einem Bäckerladen hatte sie eine Semmel verzehrt, die freundliche Frau sie zurechtgewiesen; nun stand sie verloren auf der Gasse, ihr Bündel fest unter den Arm gepreßt.

Eine neue Prozession kam daher; sie drängte sich hinter eine der letzten Frauen im Zug und strebte mit vorwärts. Die eifrig Betende sah sich unwillig um: „Gegrüßt seist du Maria, voll der Gnaden, der Herr ist — Mädchen, wat willste?“

„In den Duhm, zom heiligen Rock!“

„Wat fällt der ein? Hei dat es onse Pressíon, kost ons vill Geld — maach, dat de wegkömmst!“ Das Weib stieß sie grob mit dem Ellenbogen; vorüber zogen die frommen Beter und thränenden Auges sah

ihnen Margret nach. Da gingen ſie hin, die Glücklichen, die Auserkorenen! Die kamen nun zuerſt dran, denen gab der heilige Rock ſchon alles, für ſie blieb nichts mehr übrig. Und ſie hatte doch eine kranke Mutter zu Haus — oh! Eilig lief ſie nach.

Da war ſie am Domplatz, aber eine ungeheure, viel tauſendköpfige Menſchenmaſſe trennte ſie von dem grauen Portal, das, weit geöffnet, die ſtrömenden Scharen kaum faſſen konnte. Die Domſchweizer in ihren roten Gewändern mit den langen Stäben ſtanden wie feurige Cherubim am Eingang zum Paradieſe und ordneten die Reihen und wieſen zurecht. Langſam ſchob ſich die Menge vorwärts. Ganz hinten ſtand Margaret, eingepreßt und eingeengt. Endlich gab die Mauer vor ihr etwas nach, ſie ſchlüpfte durch, nicht achtend der Knüffe und Stöße — nun war ſie nahe am Portal — nun ging's nicht weiter, dicht geſtaut ſtand die Menge. Da gab's kein Vor und Zurück, auch hielten die Schweizer die Stäbe vor. Keiner kam mehr durch.

Mit lautem klingendem Seufzer ſchloſſen die Glocken; brauſende Orgelklänge ertönten. Weihrauchdüfte wehten. „O vestis inconsutilis“ klang's, wie von Engelſtimmen geſungen, heraus aus der Kirche in die ſonndurchflimmerte Luft, feierlich, getragen über die Köpfe der unabſehbaren, ſchauernden Gemeinde. Wie ein reifes Ährenfeld, durch das der Wind ſtreicht, ſo neigten ſich die Häupter; ein jeder ſank in's Knie und ſchlug an ſeine Bruſt. „O vestis

inconsutilis“ kam's wie ein Hauch von tausend Lippen. Jeder lauschte in der weiten Runde. Im Dom schwieg der Gesang, man hörte die hallende Stimme des Priesters — dann ward alles still. — „Nun zeigen sie den Rock! Nun rühren sie daran!“ flüsterte es um Margret. „Nun werden sie all ihre Sünden los und die Kranken gesund!“ — Ach die Glücklichen! — — —

Über Margret's Wangen rollten dicke Thränen. So weit war sie gewandert mit müden Füßen, nun stand sie dicht vor der Thür und konnte nicht zum heiligen Rock. Ihre Brust hob sich in bitterlichem Schluchzen. Ein paar feingekleidete Herren neben ihr wurden aufmerksam. „Mädchen, warum weinst du?“ fragte der eine ganz freundlich. Erst erschrak sie, dann stammelte sie: „Ech — ech — kommen e su weid här — owen von der Eifel — ech haon berhäm en kranke Modder — hei es er Hemd“ — sie zog's ein wenig aus dem Bündel — „dat sollten dän heiligen Rock anröhren, on nau kaonn ech net erein zo em — oa Jeß — oa—oa—on nau werd mein Modder net gesond!“

Der Herr biß sich auf die Lippen und stieß seinen Gefährten an; der hielt den Hut vor's Gesicht und drehte sich rasch um. Da sagte der erste wieder: „Liebes Kind, weine nur nicht; das thut gar nicht not, daß du in den Dom kommst. Tritt nur hierher zu mir; stell dich mal auf die Zehen — siehst du da drinnen in der Kirche, vorn am Altar das Rote?

Das iſt der heilige Rock. Jetzt bewegt ſich's — paß nur auf — ſiehſt du ihn?"

O, das Rote, das war's? So ſchön grell und bunt, ſchier wie der Rock des Mädchens bei den Wallfahrern. Laut atmend ſtand Margret auf den Zehen und reckte die Hände: „Heiliger Rock — mein' Modder!"

„St," — der fremde Herr zog ſie nieder. „Siehſt du wohl, nun haſt du ihn geſehen, und er dich auch; hören kann er dich bis hierher. Nun bete du, was du kannſt, und wenn ſie drinnen im Dom wieder ſingen und läuten, dann wird deine Mutter geſund."

Margret verbarg ihr Geſicht in den Händen — o, beten wollte ſie ſchon, was ſie konnte! Und ſie betete aus Leibeskräften, daß ihr der Schweiß auf der Stirn perlte, betete alle Gebete, die ſie gelernt hatte, und zum Schluß immer das eine: „Heiliger Rock, heiliger Rock, maach mein' Modder geſond!"

Drinnen im Dom hub wieder die Orgel an und die ſeligen Stimmen ſchwebten vom Chor: „Ecclesia missa est." Mit einer großen Zuverſicht, mit einer heiligen Freude im Herzen erhob ſich Margret von den Knieen — ja, die Mutter ward geſund!

Als ſie umher blickte, war von dem freundlichen Herrn nichts mehr zu ſehen; die Menge zerſtreute ſich. Nun fühlte ſie erſt, wie müde und hungrig ſie war. Die Kniee zitterten ihr; auch brannte die Sonne heiß und ſtechend und weiße Wolken ballten ſich, es konnte wohl ein Wetter aufziehen.

Sie mußte ein wenig ruhen, aber nicht hier drinnen in der dunſtigen Stadt, draußen vor dem Thor, im Grünen; dann wollte ſie geſtärkt den Heimweg antreten.

Ungehindert wanderte ſie die Straßen zurück, die ſie gekommen; von den letzten Groſchen kaufte ſie Brot und etwas Obſt. Dann eilte ſie mit ihren Schätzen über die alte Brücke hinaus zu den heimlichen Weiden am Moſelufer. Der Lärm der Stadt blieb zurück; nichts regte ſich, nichts rührte ſich hier, als der Windhauch in den Büſchen und die blauen ſurrenden Fliegen in der Luft. In der Moſel ſprang ab und zu ein Fiſch ſchnalzend in die Höhe und fiel plätſchernd zurück in's erquickende Naß. Eine traumhafte Stille umwob das müde Kind; kein Glockenhall, kein Menſchenruf, kein Laut der Welt.

Das Brot war verzehrt, die Früchte auch. Margret ſaß unter den ſchattenden Weidenbüſchen, der Kopf ſank auf den Arm — nur ein halbes Stündchen! —

Ob ſie gar geſchlafen und wie lange, das wußte ſie nicht; ein lautes Lachen ſchreckte ſie auf. Vor ihr ſtanden die beiden Herren, die ſie vom Dom her kannte. „Das nenne ich Glück," meinte der eine, „ſo ein Gänschen trifft man nicht alle Tage! Du biſt wohl ſehr erleuchtet, Kleine?"

„Laß ſie doch," erwiderte der Freundliche, „ſie iſt zu niedlich! — Nun, liebes Kind," ſagte er darauf und faßte ſie unter's Kinn, „einen Dank biſt du mir aber noch ſchuldig. Ohne mich hätteſt du den heiligen

Rock nicht geſehen und deine Mutter würde nicht geſund — na, was giebſt du mir?“

„Och, guder Hähr,“ die Kleine knixte und faßte zutraulich ſeine Hand, „ech danken Eich aach vill dauſendmaol! On wann ech wößt, wuh Ihr wohnen däht, ech mechten Eich e ſu gären Tannäppel bringen zom Feier anfänken, on Beeren, on for Eier liewe Madam gären ummeſunſt ſpinnen!“

„Ich danke dir, Kind,“ der Herr verzog den Mund, „das iſt zu weitläufig, aber einen Kuß kannſt du mir geben, oder auch zwei — he?“

„Und mir auch,“ lachte der andere, „wir ſind Freunde und teilen uns darein!“

Das erſchrockene Mädchen ſtarrte von einem zum andern; es zog mit der Linken ſeine Röcke an ſich und hielt den rechten Arm abwehrend vor. „Ne — ene!“

„Doch, doch, — hab' dich nicht ſo, Kleine!“

Das Geſicht des Freundlichen war lange nicht mehr ſo nett; er ſtreckte die Arme aus und preßte die Widerſtrebende an ſich. Mit einem gellenden Schrei riß ſie ſich los und ſprang zurück.

Da rauſchte es in den Büſchen. Eine kräftige Männergeſtalt trat zwiſchen ſie und ihre Verfolger. „Laoßt dat Mädche gehn, — auf der Stell“ — der Neuangekommene ſchwang einen derben Knotenſtock, — „oder ich ziehn' Euch eins öwer, Ihr — —.“

Die Beiden machten ſofort Kehrt, etwas mur-

meinb von „ungeſchliffenem Bauernbengel“ oder dergleichen.

Margret ſtand wie angewurzelt, ſie war ſo erſchrocken, daß ſie zitterte.

„Komm!“ ſagte der Burſche, und faßte nach ihrer Hand.

Willenlos folgte ſie auf die Straße, die ſie am Tage vorher gekommen. Eine Weile ſchritten ſie nun nebeneinander her, ohne zu ſprechen; ſchüchtern ruhten die Augen des Mädchens auf der Geſtalt des Burſchen. Wie ſchlank und kräftig er war, und wie hübſch kraus ſein Haar, und ſo keck das blonde Schnurrbärtchen! Eine tiefe Röte breitete ſich über Margret's Wangen; leiſe zog ſie ihre Finger aus der ſie ſanft umſchließenden Hand und trat hinüber auf die andere Seite der Straße. Nun gingen ſie, er hüben, ſie drüben; und nur zuweilen glitten die Blicke verſtohlen von rechts nach links. Der Himmel hatte ſich verfinſtert, die ſtechende Sonne ſich längſt verkrochen; von jeweiligen Windſtößen beugten ſich die Bäume am Straßenrain und ließen einen Schauer von Blättern und reifen Früchten herunterfallen. Die Stadt war hinter einem Schleier von wirbelndem Staub verſchwunden; ganz in der Ferne grollte leiſer Donner, ängſtlich flatterten die Vögel und ſuchten piepend ein Verſteck. Die Berge fingen an, graue Nebelkappen überzuziehen, und die Luft roch nach Kühle und Regen.

„Et gitt ſchlächt Wedder,“ meinte endlich der Burſche und ſah prüfend zum Himmel auf.

„Jao," ſagte Margret.

Richtig! Da fiel auch ſchon der erſte Tropfen, dick und unverſchämt.

„Wuh biſte här?" fragte der Burſche.

„Owen von der Eifel bei Kyllburg!"

„Zo Kyllburg ſein ech aach daohäm — dat trifft ſech gud, dao kennen mer zoſammengiehn!"

„Da jao," ſagte Margret und atmete erleichtert auf. Ihr war recht wohl neben dem ſtattlichen Begleiter; nun konnte ihr keiner was anthun, nun brauchte ſie ſich nicht zu graulen durch die Nacht und den Wald zu gehen.

„Ech ſein dän Valentin Rohles; mein Vadder es dud, ech wertſchaften met meiner Modder allein — äwer die es als e ſu ald!"

„O jao," ſagte Margret wiederum. Sie kannte den Namen, er war einer der beſten im Ort, aber den Burſchen hatte ſie nie geſehen; die Mädchen in Kyllburg hatten ſich wohl gefreut, wenn der hübſche Rohles von den Soldaten heimkäm, aber was ging die Häuslerstochter der Bauernſohn an? Was die Mädchen in Kyllburg wohl ſagen würden, wenn ſie jetzt ſehen könnten, wie freundlich der reiche Burſche mit der armen Margret ſprach?! Sie guckte an ſich nieder — war ihr Anzug auch noch ſchön in Ordnung? Dann ſah ſie mit den klaren Augen dankbar und vertrauensvoll zu ihrem Begleiter hinüber.

„Ech ſein et Margret von Balduin's Häuschen!

Ihr könnt dat von Kyllburg aus ald owen am Berg ſiehn!“

„On wat wolltſte zo Trier? Biſte aach zom heiligen Rock geweſt?“

Ja, das war's eben! Und nun ſprudelte über Margret's Lippen die ganze Geſchichte ihrer Leiden und Freuden; es that ihr ſo gut, einer Menſchenſeele anzuvertrauen, was ihr Herz belaſtete und bewegte. Im Eifer der Rede kam ſie von ihrer Straßenſeite herüber, dicht neben den Burſchen, und legte mehr als einmal die braunen verarbeiteten Finger auf ſeinen feinen blauen Tuchrockärmel. „Äwer eweil es ales gud,“ ſchloß ſie, „mein' Modder wird geſond — o du heiliger Rock!“ Sie jauchzte vor Freuden und hüpfte wie ein Reh über die Pfützen der Straße.

Sie hatte nicht acht, daß während ihrer Erzählung mehr als einmal ein halb ſpöttiſches, halb gutmütiges Lächeln um die Lippen ihres Zuhörers glitt. Er räuſperte ſich zuweilen; ſeine Augen ſahen mit merkwürdig ſchelmiſchem Zwinkern auf ſie nieder, um dann feſt auf ihrem vom Eifer geröteten, lieblichen Geſicht zu ruhen. Die offenen braunen Augenſterne und die ſchalkhaften blauen begegneten ſich in einem langen Blick; ſie hafteten in einander, bis das Mädchen, plötzlich errötend, die ſeinen niederſchlug, und der Burſche mit verlegenem Schmunzeln ſagte:

„Bis en gudes Mädchen, Margret, gieb mer als immer widder dein Hand!“

Es regnete ſtärker, ja es goß. Margret ſchlug

ihren Rock über den Kopf und hielt ihn fest zusammen. Was war natürlicher, als daß der Bursche den Arm um ihre Schultern legte und sie leitete, ging sie doch halb blind durch die Welt, und einzig und allein die Nasenspitze guckte wie ein rosiger Punkt aus der schwarzen Umhüllung.

Der Abend dämmerte schon; früher als sonst sank er nieder in Wolken- und Regenschauern. Der Boden war aufgeweicht und klebte an den Sohlen, aber trotz alledem war's nicht häßlich zu wandern; der Bursche machte große Schritte, und die Mädchenfüße eilten vergnügt, wie beschwingt, nebenher. Was schadeten Dunkelheit und Nässe, wenn sich's so behaglich schwatzte! Und in ihren Herzen saß eine heimliche große Freude, die vor den Füßen herlief, den Weg mit Rosen bestreute und den grauen Himmel blau anglänzte. Die ganze schmutzige, verregnete Welt schien zum leuchtenden Paradiesgarten umgewandelt. Was der heilige Rock nicht alles schafft! —

Stunden flossen vorüber. In dem einsamen Wirtshaus, das an der Wegscheide liegt, wo der Eifelbewohner die Mosel verläßt, um aufwärts in seine Berge zu steigen, kehrten sie ein. Seit Mittag waren sie nun gewandert; Margret biß mit Wonne in ein kräftiges Butterbrot und trank in langen Zügen aus dem Glase, das ihr der Bursche hinhielt. Wie das schmeckte! Der feurige Landwein rollte ihr erwärmend durch die Glieder und versetzte sie in einen seligen Taumel.

Der Valentin ſagte: „De kannſt als immer ‚du‘ for mech ſaon!“

Das that ſie denn auch; ſo leicht und flüſſig glitt das ‚du‘ über die Lippen, als hätte ſie's ihr Lebtag geſagt.

Nachdem ſie eine Stunde geraſtet, brachen ſie wieder auf. Der Regen hatte aufgehört, die volle Mondſcheibe ſchimmerte mit hellem Licht hinter zerriſſenen Wolken. Der Weg wurde ſteinig und mühſam; große Furchen hatte das ſtrömende Waſſer in's Erdreich geriſſen, der Fuß rutſchte aus, mehr als einmal mußte der kräftige Arm des Mannes das ſtrauchelnde Mädchen umſchlingen.

Margret wurde ſehr müde, ihr Plaudern hatte aufgehört; wie ein verſchüchtertes Vögelchen duckte ſie ſich an den ſtarken Gefährten. Wie gut der war! Er führte ſie wie ein Kind, er hob ſie über Waſſer und Steine, und ab und zu ſprach er tröſtend: „Bal ſein mer derhäm!“ Das ‚Bald‘ war eigentlich ‚Rechtlange‘; zuletzt trug er ſie mehr als er ſie führte. Margret empfand alles wie im Traum; ſie hielt die Augen geſchloſſen, ſie dachte in ſeligem Vertrauen, es gehe ſo in die Ewigkeit weiter. Sie fuhr faſt erſchrocken zuſammen, als der Burſche plötzlich ſtehen blieb und mit der Hand in einige Entfernung wies, wo dunkle Maſſen ſich aus grauem Nebel abhoben und hie und da noch ein Lichtlein glänzte.

„Kyllburg!“

Sie ſchlugen den ſchmalen Pfad ſeitab und berg-

aufwärts ein; Margret war wieder wach. Hier der Weg, der führte zur einſamen Hütte droben auf kahler Höh', bald war ſie zu Haus, die alte Margret — und der Traum hatte ein End'! Sie eilte nun vor dem Burſchen her, hier kannte ſie jeden Tritt, jeden Stein, jedes Rinnſal. In ihrem Herzen ging es hin und her, auf und nieder, Bedauern und Freude; Bedauern um's Scheiden von dem Begleiter, Freude auf's Wiederſehen mit der Mutter. Sie wußte ſelbſt nicht, wie das ſo ſeltſam war.

Nun hielten ſie inne. Da war die Hütte, dunkel und ſtill, mit dem Grasrain davor und den dicken Sonnenblumen; da ſtand der Brunnen und der verfallene Ziegenſtall, und der Mond übergoß alles mit ſilbernem Licht.

„Ech danken der aach vill dauſendmaol," ſprach ſie leiſe und griff nach der Hand des Burſchen.

Der war merkwürdig ſtill geworden; nun ſagte er: „Hm — dau — hm. Dem Hähr unnen zo Trier wolltſte ke Küßche geben, äwer mir könntſte doch — Margret, wat maanſte?!"

Halb lächelnd, halb bittend beugte er ſich nieder zu ihrem Geſicht. Ja, was war denn das?! Margret, die kleine ſchüchterne Margret ſchlang beide Arme um ſeinen Hals und gab ihm einen rechten, echten, wahrhaftigen Kuß, mitten auf den Mund! Dann riß ſie ſich los und ſprang in die Hüttenthür.

Der Burſche ſtand auf dem feuchten Raſen und wartete, bis drinnen in Balduin's Häuschen ein Lichtlein erglommen. Dann ſprach er laut und feſt vor ſich hin: „Die will ech!“

So endigte Margret's Wallfahrt.

Buchdruckerei Roitzſch vorm. Otto Roack & Co.

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W 35.

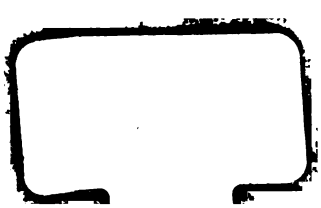
Schriften
von
Wilhelm Hegeler

Mutter Bertha
Roman
geh. M. 3.—; geb. M. 4.—
*
Und alles um die Liebe
Aufzeichnungen eines Philologen
geh. M. 2.—; geb. M. 3.—
*
Pygmalion
Novellen
geh. M. 2.—; geb. M. 3.—
*
Sonnige Tage
geh. M. 3.—; geb. M. 4.50
*
Nellys Millionen
Ein fröhlicher Roman
Zweite Auflage
geh. M. 3.—; geb. M. 4.—
*
Ingenieur Horstmann
Roman
Zweite Auflage
geh. M. 6.—; geb. M. 7.50
*
Pastor Klinghammer
Roman
geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

4 27

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 419